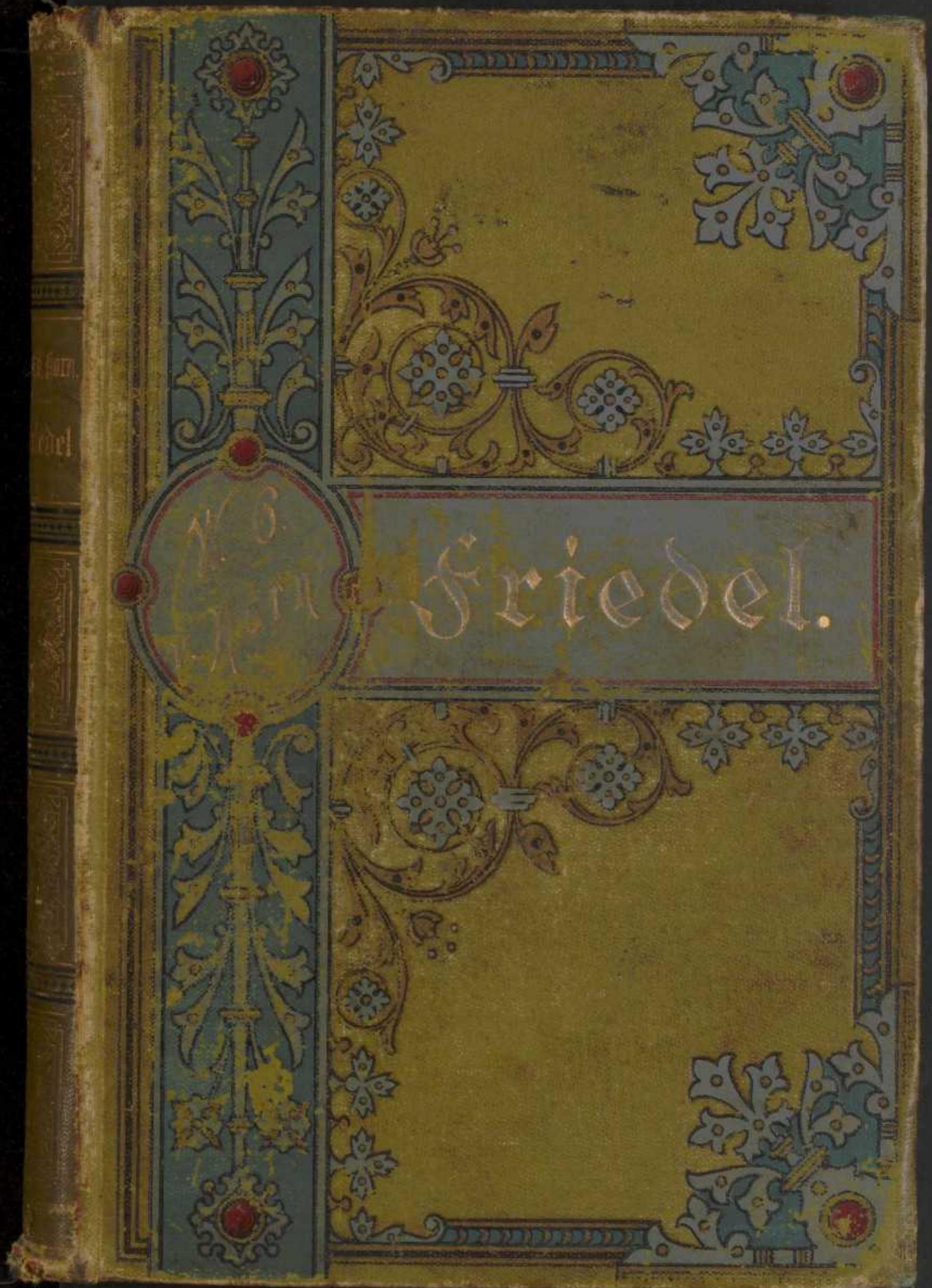
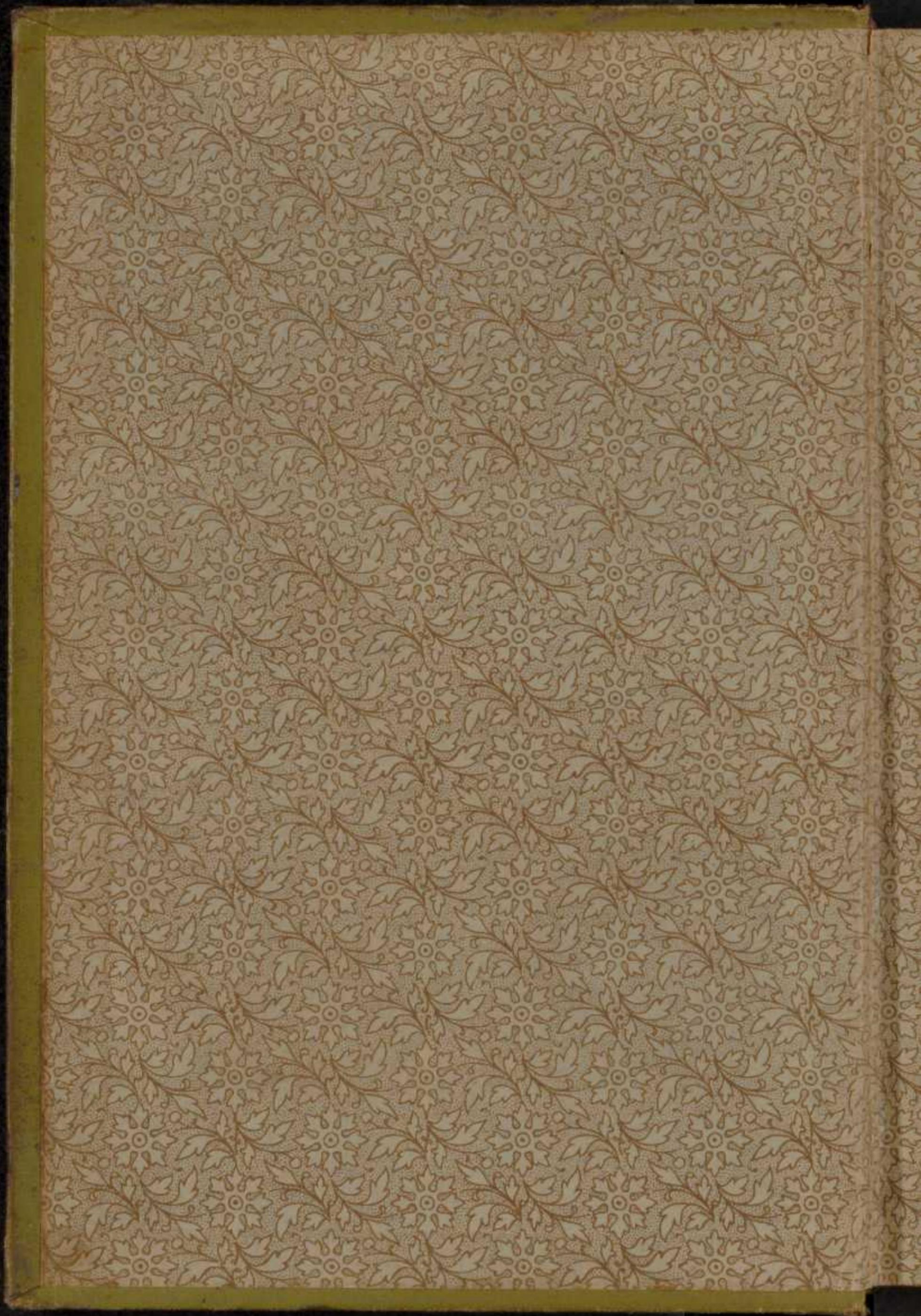
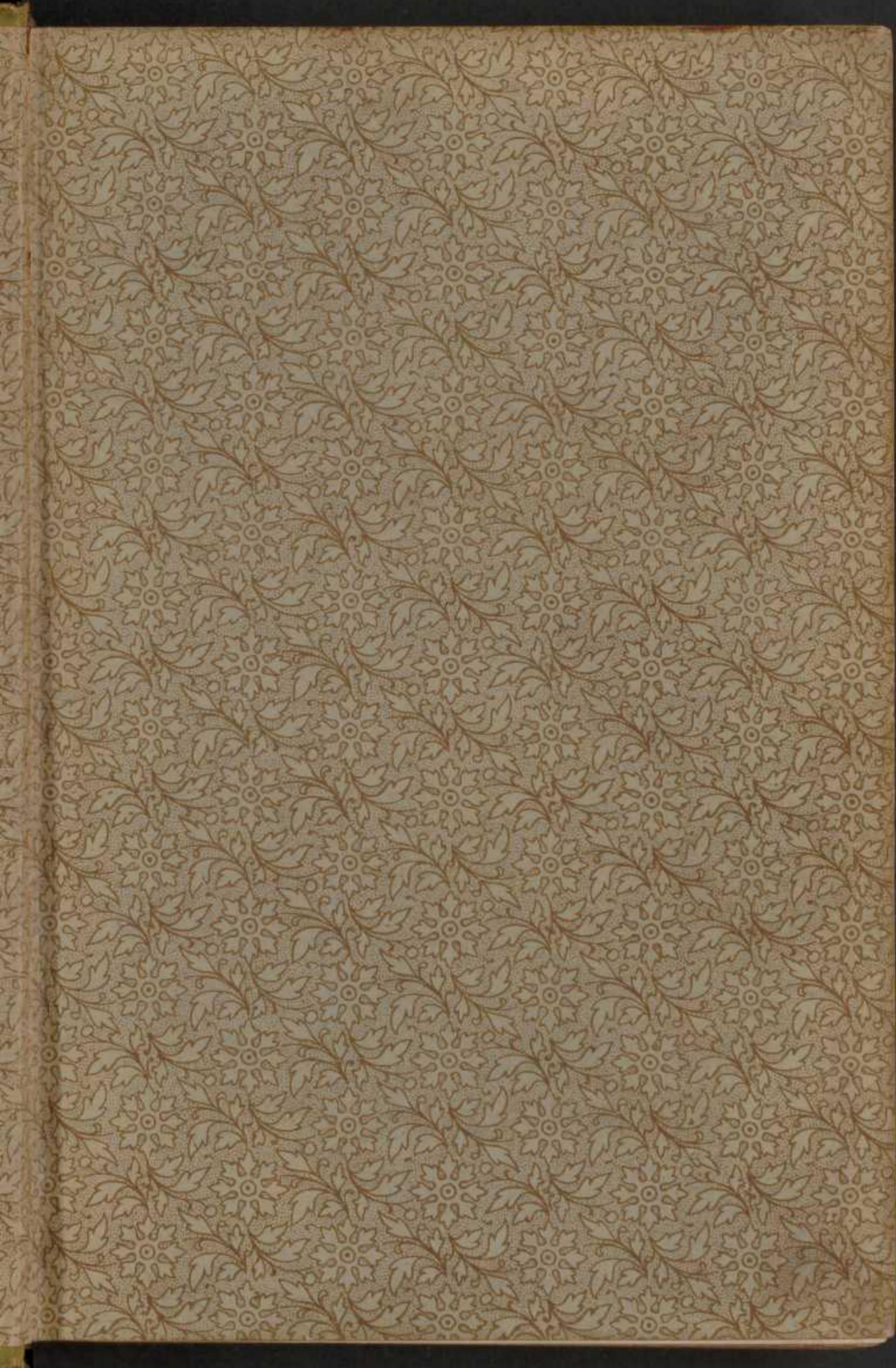


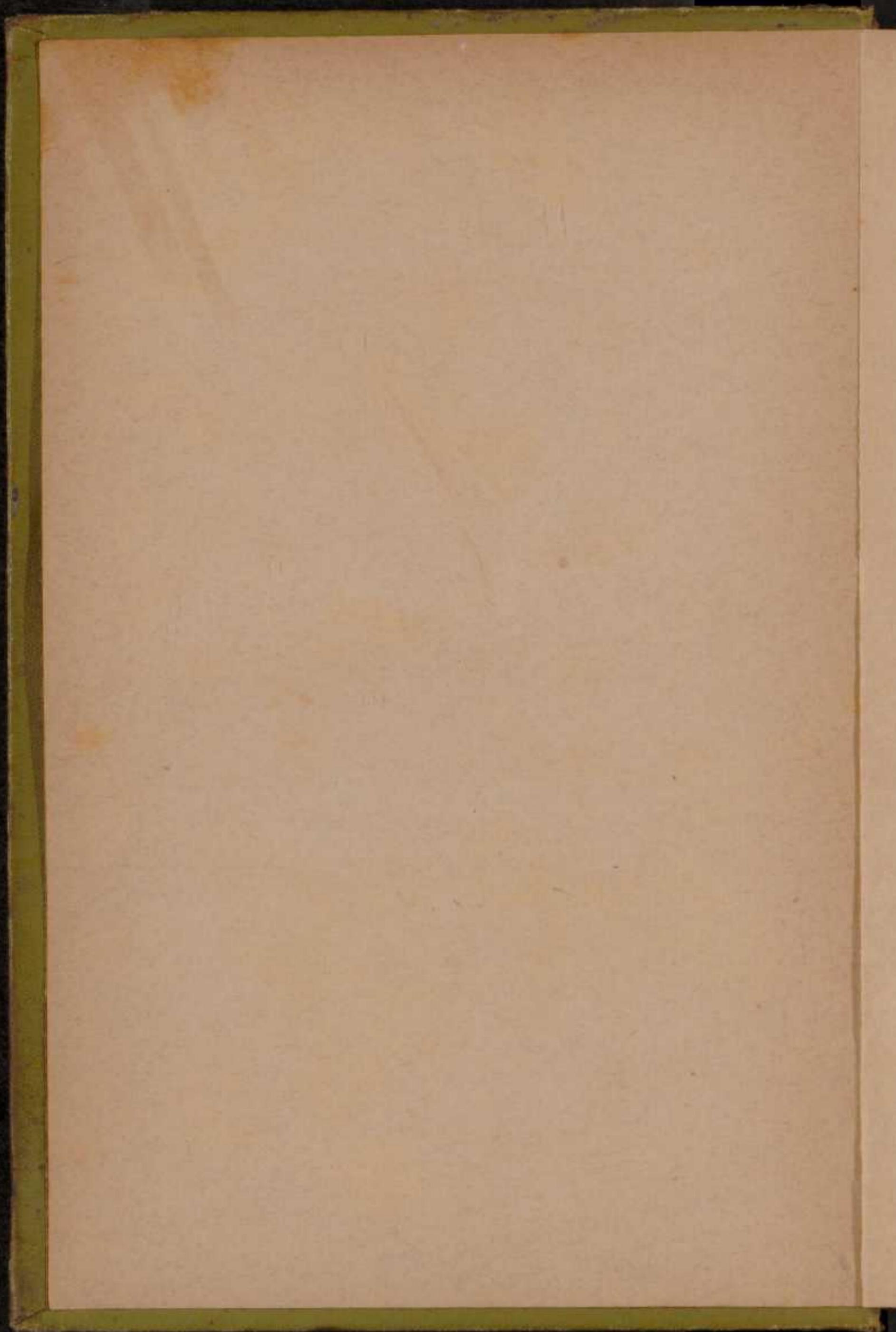
106
107
108

Friedel.









Friedel.

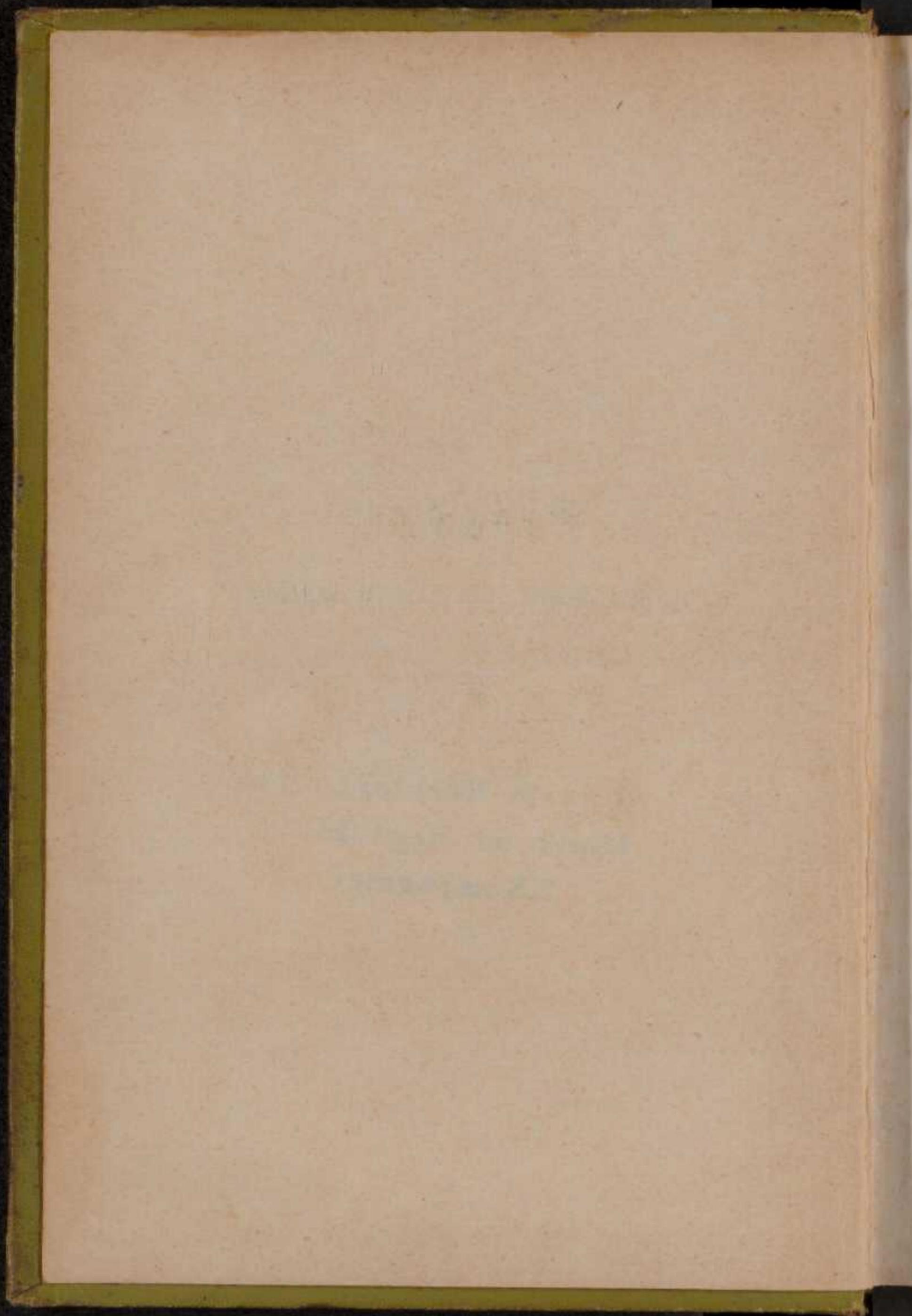
Eine Geschichte aus dem Volksleben.

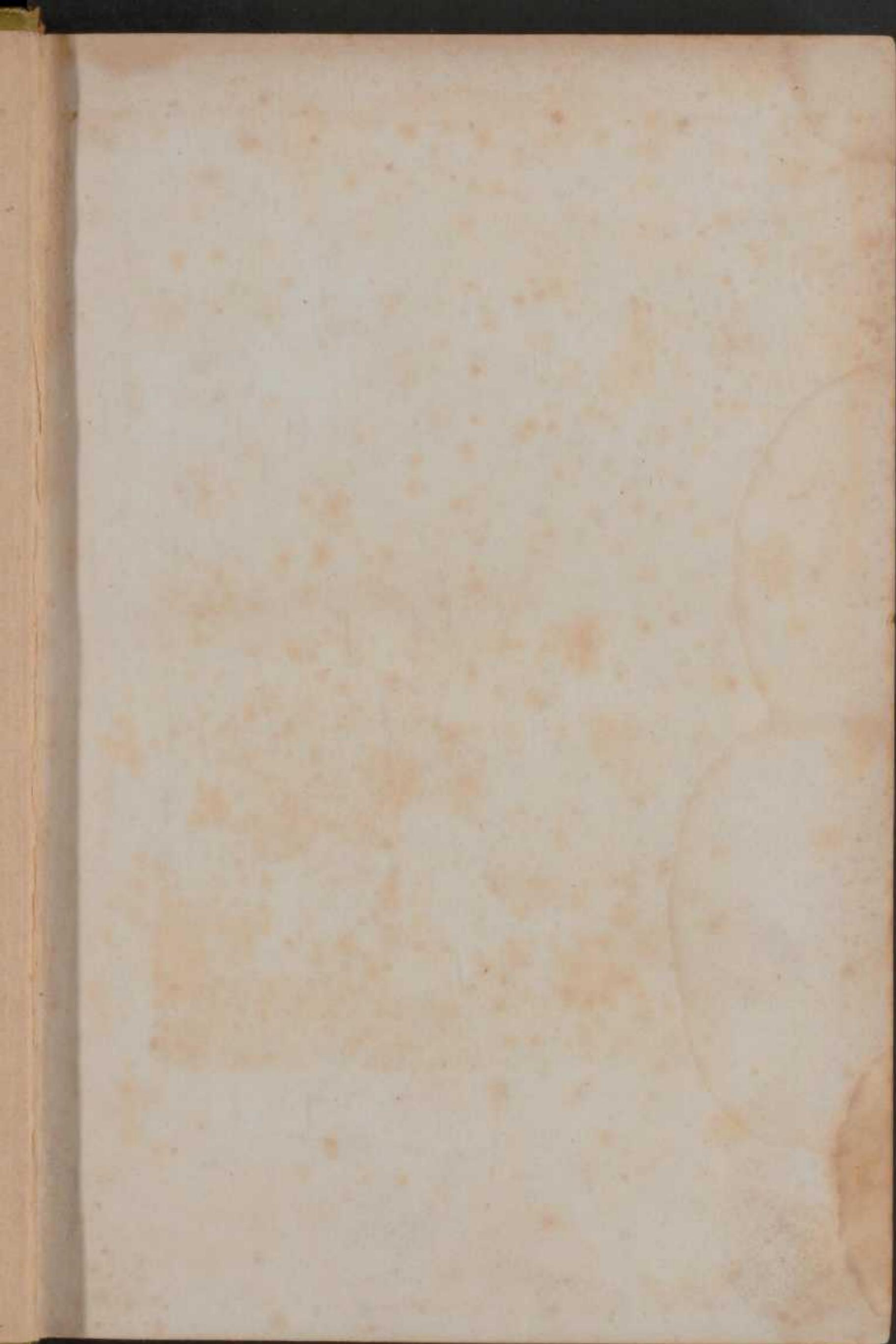


Grossh. Mecklenburg's.

Grenadier Regt. № 89.

7. Kompagnie.







Alten del.

Stoll. v. d. C.

LEBENS- UND TATHANDLUNGEN

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg.

Zur freundl. Erinnerung, Weifen. 1890

Hof. Hofrath v. Thiel.

Friedel.



Eine Geschichte aus dem Volksleben

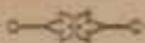
von

W. D. von Horn.

(W. Dertel.)

Sechste neu durchgesehene Auflage.

Mit fünf Stahlstichen.



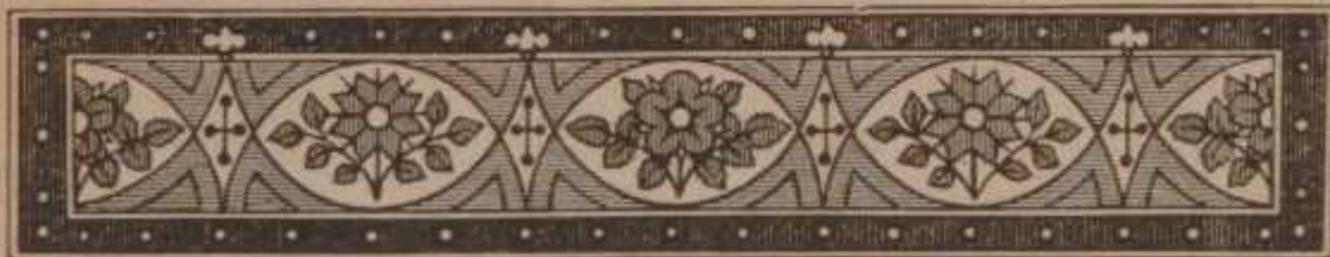
Altenburg,

Stephan Geibel, Verlagshandlung.

1889.

HIM 98250

INTERNATIONALE
JUGEND BIBLIOTHEK
München



Arm und Klein ist meine Hütte,
Altes Lied.

1.

Wenn nach einem geräuschvollen Tage der stille Feierabend kommt, und die Sonne herabgesunken ist hinter die Berge, die den Gesichtskreis begrenzen, und die Dämmerung nun alles in ihren duftigen Schleier hüllt, so gehen die Auftritte des bewegten Tages, die Ereignisse, die wir an ihm in Freud oder Leid erlebt, als bunte und wechselnde Bilder an der Seele vorüber. Wir durchleben in der Erinnerung noch einmal, was der Tag uns gebracht; der Geist erwägt, sünnt, prüft und zieht seine Folgerungen; das Herz giebt sich der Freude und der Trauer hin, je nachdem die Ereignisse selbst das eine oder das andere Gefühl geweckt hatten, als sie uns unmittelbar berührten. Das aber steht fest, solche Rückblicke sind unvermeidlich, sind notwendig und jedenfalls ein Gewinn für den kommenden Tag und wohl noch weiter hinaus in die Tage, die da kommen, und sie gewähren dem Herzen als Frucht der Erinnerung entweder eine harmlose Lust, oder eine wehmütige Stimmung.

Was ich hier vom Tage gesagt, gilt im großen und ganzen auch vom Leben überhaupt. Ich fühle das tief und lebendig jetzt, wo ich an der Grenze der Fünfzige stehe, in dem Lebensabschnitt, welcher zu einem Stillstehen und Zurückblicken so besonders angethan ist; wo die Seele über die wilden Stürme der Gefühle die Herrschaft gewonnen hat, und die Ungewitter, wie es einem wohl auf hohen Bergen begegnet, tief unter einem hinziehen. Der Feierabend meiner Tage ist da. Die Sonne hat den Rand des Gesichtskreises erreicht. Einzelne milde Blicke wirft sie noch herüber. Dunkle Wolken, sanft gerötet, aber dennoch düster, umlagern sie. Es dämmert schon stark. Bald wird sie hinunter sein und jene Nacht, da niemand mehr wirken kann, kommt für mich; jene Nacht, der ein seliger Morgen, ein Morgen des Wiedersehens jenseits des Grabes folgt. O, das ist ein Gedanke, der so recht wie ein abendlicher Sonnenblick in die träumende Seele fällt. Der inwendige Mensch richtet sich daran kräftig empor; die Seele wird so leicht, so froh, besonders wenn die, welche sie liebte, schon alle hinübergegangen sind, und wenn sie freudig und gläubig hoffen darf, sie dort, entlastet von dem, was sie hier beugte, geläutert vom unlauteren Erbe dieser Welt, wiederzusehen.

Da ist es wohl kein Wunder, daß die Ereignisse eines vielbewegten Lebens mir auch an der Seele vorüberschweben — Begebenheiten und Gestalten, die ich auch jetzt noch mit aller Wärme des Gefühls festhalten, ergreifen und an das Herz drücken möchte; Gestalten, die mir Thränen ins Auge locken, an welchen die Liebe und der tiefe Schmerz gleich beteiligt sind.

Wenn ich denn so in der lautlosen Einsamkeit meines stillen Hauses dasitzte, tief in meine Gedanken versunken, o, dann ruht der Geistesblick mit besonderer Vorliebe auf dem sonnenwarmen, lieblichen Morgen meiner Tage, und es ist mir, als sei da ein Frühling gewesen voller Blüten und Duft, den keine Stürme beunruhigen konnten; dann schau ich weiter in den heißen Mittag mit seinem Sturm und Weh und sehe mit blutendem Herzen, daß es eben anders nicht werden konnte, als es geworden, daß eben kein anderer Abend kommen konnte, als der, der sich jetzt so kühl um mich ausgebreitet hat und — der so rasch der Nacht zueilt. Soll ich klagen? Soll ich murren, daß es so ist? — O nein! Es hat so sein sollen. Es hat so kommen müssen, weil es mir gerade so heilsam war. Fällt ja doch kein Haar vom Haupte des Sterblichen, ohne den Willen dessen, der sie alle gezählt hat. Und dort oben, wo die Fäden des Gewebes geschlungen werden, welches wir Leben nennen, waltet eine Liebe, die alles wohl macht — wenn auch das arme Herz in seiner Kurzsichtigkeit und Beschränktheit manches hätte anders wünschen mögen. Es giebt in unserer Sprache kein leereres, inhaltloseres Wort, als das Wort: Zufall. Wie arm, wie elend wären wir, wenn ein blindes Ungefahr über uns waltete! Da tritt mir allemal ein Wort der Schrift ins Andenken, das unter den Prüfungen dieser Welt eine gar sehr erhebende Kraft hat, dieses nämlich: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr; sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, sind meine Gedanken höher, denn eure Gedanken und meine Wege, denn eure Wege.“ O, das kühl' ich jetzt erst in seiner

ganzen, vollen, reichen Wahrheit und Tiefe, und wenn die Erinnerung mir eine Thräne ins Auge lockt, denk' ich dieser heiligen Worte, wische die Thräne ab und spreche mit gefalteten Händen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

Und was denn diese Traumbilder des Wachens, was diese Rückblicke in die tief und weit hinter mir liegende Vergangenheit mir vorführen — mit einem Worte, was ich erlebt, ich will es festhalten, will's niederschreiben; will alle jene Gefühle und Eindrücke, Wonne und Schmerz schildern, so wahr und treu malen, als ob erst gestern der Augenblick ihres Daseins gewesen. So leb' ich alles noch einmal durch, und darin liegt wohl auch ein Segen für mich.

Aber für wen schreibst du es denn nieder? könnte man mich fragen. Hast du denn ein liebendes Weib, dem du es hinterlassen möchtest? — Nein. Es schmiegt sich keine treuliebende Seele an mich Einsamen. Ich komme mir vor, wie der Baum auf einsamer Höhe, den der Sturm schüttelt, dem er seine Krone geraubt, dessen Herz der Wurm zernagt, dessen Wurzeln abgestorben sind. Nur ein Wehen noch — und er sinkt — und niemand fragt darnach, daß er gesunken.

Hast du denn Kinder, denen es zur Lehre und Warnung dienen könnte? Nein. Aber ist denn nicht jeder gute, gemüthvolle Mensch mein Sohn, mein Bruder? Mag's auch immerhin sein, daß nicht das Band der Liebe sie an mich fesselt; einige Teilnahme werden sie, denen einst diese Blätter in die Hände kommen, doch dem Armen schenken, der ein Herz voll Liebe in der Brust trug und doch allein den weiten, dornigen Gang durchs Leben

machen mußte; mit einiger Theilnahme werden sie lesen, wie er sich durchs Leben hindurchgewunden, wie oft dessen Dornen ihn blutig ritzten, wie oft er rang mit dem Geschehe; wie oft er darbtete und den Becher der Trübsal leerte; wie oft er an schroffen Abgründen stand und in die gähnende Tiefe zu stürzen meinte, wie aber immer wieder die gnädige Hand Gottes ihn zurückriß, ihm Menschenherzen sandte, die es gut mit ihm meinten. Es wird ihnen nützlich sein; denn das Leben des einzelnen ist ein Spiegel für viele oder kann es doch sein, wenn sie recht hineinschauen wollen. Aber, wenn auch die Blätter ungelesen blieben von anderen, sie hätten, wie gesagt, doch einen Segen für mich, indem sie mich demüthiger, ruhiger, zufriedener machten und die Sehnsucht nach dem Frieden jenseits in mir lebhafter anregten.

So sei's denn! Euch, ihr Unbekannten, denen ich ein Bekannter werden will, euch, ihr Wildfremden, denen ich mich befreunden möchte, und vor allen euch, denen der Jugend heitere Tage noch lächeln — euch übergeb' ich diese Blätter als das Vermächtnis eines in der Schule des Lebens Vielgeprüften. Richtet milde, wo ich irrte und fehlte! Weiht mir eine Thräne der Theilnahme, wo ich duldetet und rang! Mein innigster Wunsch ist, daß euer Herz durch meine Schicksale milder gegen Leidende, Arme, Verlassene werde, und daß die Eindrücke, welche sie zurücklassen, heilbringend für euch seien! Mahnend und warnend wird vieles sein, denn an Verirrungen ist kein Menschenleben ganz arm; darum ist es ein Spiegel für jeden, der mit dem Bewußtsein hineinblickt: ich wandle noch auf dem Wege, wo der Fuß so leicht ausgleitet,

und mit der Überzeugung: des Bruders Fehler sind mit wenigen Änderungen auch die meinigen. —

Meine Heimat liegt da, wo die Mosel sich durch ein hoch ansteigendes, theils mit Reben bepflanzt, theils felsigwildes Gebirge hindurchwindet oder brausend hindurchpreßt. Es ist ein schönes, gesegnetes Land. Da nur wenig Boden bleibt, um angebaut zu werden, so ist von einem fleißigen Volke jedes Fleckchen, das den Anbau zuläßt, wohl benutzt. Häufige Krümmungen der Mosel schließen meist kleine Stellen ab, so daß man meint, es sei ein kleiner See, der lang und schmal in die hohen Berge hineingezwängt wäre. Da liegt denn mein Dörflein um seine uralte Kirche herum und drüben sieht eine zerfallene Ritterburg aus dem Felsengeklüfte herab in den rauschenden Fluß. Die Berge jenseits, wo die Burg steht, sind bewaldet und hier und dort blicken grüne Wiesen daraus hervor, über denen schroffe Felsen sich emporrecken. Diesseits sind sie meist mit Reben bepflanzt, hoch oben am Gipfel aber stehen Hecken und sogenannter Schlagwald. Es ist ein stilles, heimliches Plätzchen, an das man immer zurückdenken muß, wenn man einmal da gelebt hat, wie viel mehr, wenn es die Heimat war; denn in diesem Worte liegt eine wunderbare Macht, deren sich wohl kein Menschenherz entäußern kann. Mir ist es wenigstens so gegangen. Wo mich auch das Schicksal hingeführt, nach der Heimat stand mein Sinn. Wo das Dasein begann, da hat der Himmel einen wunderbaren Zauber ausgebreitet. Das Wort Heimat umschließt das Größte und Schönste, was es für ein menschliches Gemüt giebt. Nicht für ein jugendliches allein. Ich bin alt geworden und der Erdwinkel, wo ich zuerst meiner

bewußt geworden bin, hat noch immer jenen Zauber für mich, und der Wunsch, dort meine Tage zu beschließen, dort neben meinen Eltern zu ruhen, wenn einst das Scheidestündlein schlägt, liegt so fest in meiner Seele, daß mich nicht wohl etwas davon abbringen kann, es müßte denn sein, daß mich der Tod hier noch ereilt, wo ich so ganz vereinsamt, so ganz am Herzen verarmt bin, wo ich so völlig fremd unter den kalten Menschen stehe in einem Lande, dem ganz und gar der Zauber fehlt, welcher dort am Moselstrande jeden Felsen umschwebt. Oder sage ich vielleicht zu viel, urteile ich zu hart gegen das Land und die Bewohner Hollands? Ich habe manche vortreffliche Menschen dort gefunden; aber die Mehrzahl fand ich herzlos, kalt, berechnend, dabei mit einer Ruhe behaftet, die zur Verzweiflung bringt, mit einer geistigen Trägheit geschlagen, die vollends alles Anfergrundes für ein geselliges Anschließen entbehrt. Und ob schon sprachlich verwandt, zeigen sie sich doch so selbstsüchtig-gehässig gegen die Deutschen, daß diese stets vereinzelt stehen werden. Es ist, als ob das Volk einen sechsten Sinn hätte, überall auf der Stelle den Deutschen zu wittern, dem es dann das entehrende „Moff! Moff!“ nachruft und wenn er auch mit keinem Laute seine deutsche Herkunft verriet. Und da sollte ein deutsches Herz sich anschließen können? Da sollte es ihm in dem flachen Lande, wo es auch an flachen Seelen nicht mangelt, heimisch werden? Mir hat es nicht gelingen können und wollen, obwohl ich schier eingebürgert war. Ich hab' halt nie meine ersten Lebenserfahrungen in Holland vergessen können. Die Dankbarkeit, die mich an einen fesselte, der edel war, konnte sich auf die anderen nicht erstrecken. Und den einen trag'

ich im treuen, dankbaren Herzen, so lange es schlägt, und an meiner Sehnsucht nach dem Jenseits hat er seinen wohlverdienten, wohl erworbenen Anteil.

Die Heimatliebe ist eben so mächtig im einzelnen, als im Leben und Sein der Völker. Ist es etwas anderes, was den Lappen an seine schneeigen Einöden unfern des Nordpols fesselt, als was mir das stille, enge Moselthal, das arme Dörfchen, das Hüttchen meiner Eltern, als ein Paradies erscheinen läßt? „Mein Herz ist im Hochland“, sang Burns, und dies Lied klingt in meiner Seele frisch wieder. Mein Herz ist im Moselthal geblieben, selbst da, als ich ihm ferne sein mußte und das Leben seine aufschäumenden Wellen um mich schlug. Sogar unter den Palmen Afrikas ist es dort geblieben. O, die Bande der Liebe, gelten sie nun teureren Menschen oder dem Fleckchen Erde, das wir Heimat nennen, sind so fest, daß keine Trennung sie zerreißen kann! So gestatte mir denn du, der du einst diese Blätter liesest, daß ich bei dem heiligen Lande meiner Kindheit weile, daß ich die geweihten Orte meiner ersten Freuden und Leiden dir male. Ich glaube, daß nur durch diese Örtlichkeiten die Ereignisse und Personen eine Bedeutung, ich selbst einige Teilnahme bei dir gewinne. Namen nenne ich nicht. Ich habe Gründe dafür, du darfst es glauben. Sie thun ja am Ende auch nichts zur Sache! Der eitlen Neugierde aber zu fröhnen, ist nicht meine Absicht. Glaube du, mein Leser, daß es dennoch Wahrheit, frische, ungeschminkte Wahrheit ist!

Die ersten Erinnerungen knüpfen sich an das Vaterhaus und die, welche darinnen gewohnt und mich geliebt haben. Darf ich denn aber sagen: Vaterhaus? Nein,

sagte ich: Vaterhütte, dann würde ich's besser getroffen haben; denn es war ein einstöckiges Häuschen mit spitzen gemauerten Giebeln, zwischen denen ein Strohdach hinaufstieg, welches die schönste Sammlung Moose auf seinem Rücken trug, die ich jemals gesehen. Da hat es geblänzt wie gelbes Gold, geschillert in rot und braun; da lag ein Sammt, so saftig grün, wie nur irgendwie ein Grün gedacht werden mag. Von dem Stroh, womit einst mein seliger Großvater das Dach hatte erneuern lassen, als er in den heiligen Ehestand getreten, konnte seit etwa sechzig Jahren kein Auge mehr eine Spur entdecken, so dicht war die Moosdecke darauf. Aber sie war unendlich schön und ihr Anblick erweckte mir allemal Freude, besonders wenn die Strahlen der Abendsonne darauf lagen mit ihrem purpurnen Schimmer und im Frühjahre, wenn das Moos blühte und die zarten Stängelchen heraustrieb und frischer erglänzte in seinen Farben. Selbst der massige Schornstein, aus Gifler Tuffstein, war mit diesen Moosen bedeckt, so weit der Rauch sie nicht wegbiß. Hoch oben im Gipfel gegen Süden reckten die drei Spieße des Taubenschlages ihre Spitzen hinaus. Da hab' ich meine Lieb-linge gemustert, wenn sie heimkehrten, und allemal nachgezählt, ob Schulmeisters Andres mir keine geschnäpft — denn das war einer, der sich darauf verstand und sich auch kein Gewissen daraus machte, einem die lieben Tierchen wegzufangen. Wenn er's that, der falsche Junge, so blutete mein Herz eben so sehr, als mein Rechtsgefühl im wilden Zorne aufloderte, und daß ich dann gewöhnlich das Unrecht an dem Verbrecher handgreiflich strafte, war mir just kein Empfehlungsbrief an die Liebe seines Vaters. Aber ich frage

ehrlieh, ob er's nicht verdiente, wenn ich ihn nach solch einem Diebstreiche ein wenig abwalkte? In einem frischen, kräftigen Bubenherzen muß die Gerechtigkeit auch ihre Stätte haben — ob ich gleich meiner handgreiflichen Rechtspflege nicht gerade für alle Fälle das Wort reden will. Es übte ja doch niemand sonst das wohlverdiente Strafamt für seine bösen Streiche, und das meinige wirkte doch immerhin auf einige Zeit; das war es, was ich ja wollte — Schutz und Gerechtigkeit. Sicher aber hat mancher Jagdhieb, den ich in der Schule empfing, als Echo desjenigen gelten können, den Andres vorher von mir empfangen für die Tauben, die er mir geschnäpft, oder auch als vollgültige Quittung. Aber diese lieben, harmlosen Geschöpfe waren mein erstes Besitztum in der Welt, mein erstes Eigentum. War da jener Zorn nicht begründet genug?

Auf der westlichen Seite des Häusleins stand ein uralter Nußbaum, dessen Äste daselbe schützend überragten. Er maß gewiß seine vier Schuh im Durchmesser, war also wohl über hundert Jahre alt. Seine Äste überdeckten das Häuschen, wie mit schirmenden Flügeln die Henne ihre Küchlein deckt. Das frischgrüne Laub hielt im Sommer die Sonnenglut ab und verbreitete eine wohlthuende Kühle selbst auf den Raum vor dem Hause. Es war ein wunderschöner Baum, dessen Höhe schier mit dem Kirchturm wetteifern konnte und kein dürres Ästchen verunzierte seine stolze Krone, auf der mein Auge selbst aus der Ferne mit Wohlgefallen ruhte, wenn ich in den Bergen diesseits und jenseits der Mosel Holz las oder Erdbeeren pflückte. Unvergesslich ist es mir, wie süß die Nüsse waren, die er trug, wie Meisen und Eichhörnchen

ihn besuchten, denen ich oft genug vergeblich nachsetzte. Ein Elsternpaar hat Jahre lang darauf sein hochanwachsendes Nest gehabt. Ihr Lachen und ihre possierlichen Bewegungen machten mir große Freude. Mein Vater hielt das Paar eben so wert, als das Schwalbenpaar, das sein Nest jährlich an unseren Fenstervorsprung baute. Jenes Nest verteidigte er gegen die wilde Lust der Buben, dieses gegen die Angriffe eines frechen Spatzes, der es wider Recht in Besitz nehmen wollte und in jedem Frühling seine Versuche erneuerte. Den nördlichen Giebel durchbrach ein Fenster, den südlichen umrankte ein kräftiger Epheustamm von großer Ausdehnung. Derselbe war darum von Bedeutung, weil die Bauern ihn als Propheten ansahen; denn Blüten und Trauben des Epheus sind des Moselbewohners Vorzeichen für die Weinernte des künftigen Jahres. Dem Giebel selbst war der Epheu eine ebenso nützliche Stütze, wie er seine Zierde, sein herrlichster Schmuck war. Ich glaube, ohne ihn wäre die Giebelmauer längst eingestürzt; denn deren Steine waren locker und ein demütiges Neigen der Mauer, das dem Scharfblicke meines Vaters nicht entging, preßte diesem manchen Seufzer aus. Die Moselbewohner haben ein Sprichwort, das so lautet: „Bauen lehrt in den Beutel schauen“; und meines Vaters Blicke wären da sehr bald auf den Boden gelangt! — In dieser Epheuwand wohnte das dritte Paar unserer Hausgenossen, ein Paar friedliche Rotschwänzchen, deren frühes Zwitschern meinen Vater zu wecken pflegte. Auch hier waltete er schützend. Unser Nachbar hatte unfern einen Bienenstand gehabt, dessen Bevölkerung von dem Pärlein gezehntet zu werden pflegte. Der hat denn einen mörderlichen Groll auf die

Tierlein getragen, aber nichts gegen sie vermocht. Schießgewehre waren damals noch selten im Lande; das Nest hätte er nicht vertilgen können, ohne sich einer hohen Leiter zu bedienen, und das würde mein Vater nicht geduldet haben. Was seine Rechte betraf, so verstand er keinen Scherz und ich war auch in diesem Punkte sein Sohn!

Diese drei Paar Hausgenossen nebst ihrer Nachkommenschaft hatten für mich ungemessene Wichtigkeit. Wen nimmt's Wunder? Wo ist ein kräftiger Bube, der nicht Vögel über alles liebt? Ich habe alle Nester gewußt, die eine halbe Stunde im Umkreis des Dörfchens standen, aber ausgehoben hab' ich keine; dafür sorgte frühzeitig meine Mutter, indem sie Liebe zu diesen lieblichen Geschöpfen und überhaupt zu allen lebenden Wesen in meine Seele legte, und die Liebe ist allemal mild und schonend gegen Menschen wie gegen Tiere. Wer das Gefühl eines unverdorbenen Kindes anspricht, geht nie fehl, und findet da die Macht, die das hilflose Geschöpf vor Grausamkeit schützt und der Roheit einen wunderbaren Damm entgegensetzt. Es ist betäubend, daß so wenige Mütter die Macht kennen und anwenden, welche sie in ihrem sanften, gemüthlichen Worte über Knaben besitzen. Es ist mir unvergeßlich, wie einst mein Herz blutete, als ich, wie andere Kinder des Dorfes auch thaten, einen Maikäfer mit einem Zwirnfaden am Fuße anband und ihn nun schwirren ließ und meine Mutter zu mir trat und sagte: „Friedel, das arme Tier hat keine Stimme; wenn es aber eine hätte, wie würde es jammern über deine Mißhandlung! Gott hört aber doch die Klagen seines Schmerzes. Was meinst du, kann Gott Freude an dir

haben?“ Ich habe schnell den Käfer losgelassen und war erst wieder beruhigt, als er summend unserem Nußbaum zuflog. Nie habe ich fortan mehr ein Tier gequält. Dank dir, vortreffliches Mutterherz, du hast mich zum Menschen gemacht dadurch, daß du mir Liebe und Mitleid in das Herz pflanztest für alles Lebendige! O ihr Mütter, beherzigt das!

Unser Hüttchen war schön, malerisch, und steht heute noch vor meiner Seele, obwohl ich es nicht wiedergefunden habe, mit seinen zwei kleinen, aber krystallhellen Fenstern, seiner gebrochenen, alten Hausthüre, auf deren Unterteil es sich so herrlich reiten ließ. Ach, da kommt mir aber eine schlimme Erinnerung! Einmal ritt ich auch nach Herzenslust, verlor aber das Gleichgewicht und fiel unsanft auf die Schieferplatten der engen Flur. Da hat mein Vater, der ein ehrfamer Schneider war, seine Elle gar lustig auf meinen Hosen tanzen lassen, daß es darunter brannte wie leibhaftig Feuer. Ich glaube mich erinnern zu können, daß ich von damals an einigen Widerwillen gegen das Reiten auf der Thür empfunden habe. Im späteren Leben ist es mir noch öfter klar geworden, daß die Beweise, welche handgreiflich sind, allemal am überzeugendsten wirken.

Mein Vater war mit seiner Elle überhaupt nicht blöde, und nicht gerade die lieblichsten meiner Erinnerungen knüpfen sich an dies gesetzliche Längenmaß. Warum sollte ich das verschweigen? Ich war nie in meinem Leben das, was man eine Schlafhaube nennt, vielmehr ein kräftiger, kerngesunder und daher frischer, lebenslustiger Bube, dem überdies der Schöpfer eine Gabe verliehen hatte, die, ungezügelt, leicht höchst verderblich werden

kann, ich meine eine äußerst lebendige Einbildungskraft. Bei mir gewann alles, was ich hörte, Gestalt und Leben. So kam es denn, daß ich tausenderlei Versuche anstellte, welche nicht selten meinen Gliedmaßen, öfter noch meinen Hosen und Wämfern zu erflecklichem Schaden gereichten. Kam mein Vater dahinter, so maß er mir die Elle an, was er auch mit dem Kunstausdruck „Zippern“ benannte. Wurde ich über einen dummen Streich „gezippert“, so hütete ich mich gewiß vor der Wiederholung desselben.

Alle die Märchen, unter denen das von der afrikanischen Höhle Xaxa und ihrem wunderbaren Schlosse, das von den Spitzbärteln und einige andere mir die ansprechendsten waren, lebten in mir und ich lebte in ihnen. Meine Träume waren davon erfüllt und manches Vorkommnis in meinem späteren Leben findet hierin seine Erklärung und Begründung. Liegt ja doch, wie im Keime der künftige Baum schon im kleinen da ist, auch in des Knaben Thun und Wesen der künftige Mensch, zwar noch unentwickelt, aber doch der Anlage nach und in den Grundzügen. Dabei war mir eine Gemütlichkeit und Innerlichkeit eigen, die mich Gehörtes oder auch Erlebtes innerlich vielfach verarbeiten ließ. Die Eindrücke, die ich empfing, hafteten unauslöschlich tief in meiner Seele, und ganz einfache Ereignisse wurden durch meine Einbildungskraft zu den außerordentlichsten, weil ich die Bilder meiner Märchenwelt damit verschmolz. Wenn ich mich nun hinreißen ließ, bei der Erzählung irgend einer Begebenheit schöpferisch und bildend allerlei zuzusetzen, was mir oft ohne Wissen und Willen passierte, so regnete es „zippernde“ Ellenhiebe; denn mein Vater nannte das „Lügen“. Ich, meines Orts, weinte blutige Thränen,

mehr über diese Beschuldigung, als über die Liebe; denn ich wollte ja doch nicht lügen, am wenigsten gegen meine Eltern. Die Schläge besserten mich nicht; ich hütete mich nur mehr das, was in mir vorging, andern kund werden zu lassen und trug's nun in mir herum, sah es im Geiste lebendig. Ich will meinem guten Vater keinen Vorwurf machen — aber gerade er nährte diese gefährliche Eigenschaft, indem er durch seine Erzählungen und Vorlesen von allerhand tändelnden Geschichten ihr immer neuen Stoff zuführte und schon frühe, viel zu frühe, meine Gefühle auf eine Höhe empor schraubte und zu solcher Reizbarkeit ausbildete, daß Erscheinungen, wie sie meine Knabenzeit aufweist, leicht erklärlich werden. Er ahnte das nicht. Doch — ich kehre zum theuren Schauplatz meiner Jugend zurück!

Das Wohnstübchen unseres Häuschens war nicht groß. Von Kammer und Küche rede ich nicht; aber ersteres muß ich beschreiben. In der Ecke hinter der Thüre stand ein Ofen, derb, viereckig, groß genug für eine Stube, die viermal größer hätte sein mögen, als die unsrige. Das Ofenock war mein Lieblingsplätzchen. Hier briet ich meine Kartoffelscheiben, diesen Leckerbissen meiner Kindheit. Die Vorderseite des Ofens zeigte in erhabenem Bildwerk die Hochzeit zu Kana in Galiläa, in dem Augenblicke, da eben die Diener das Wasser in die ungeheuren steinernen Krüge schütten. Rechts wies er die klugen und thörichten Jungfrauen, letztere Fastnachtstänze tanzend. Auf der linken Seite aber war zu schauen die Versuchung in der Wüste, allwo der Teufel mit Hörnern, Pferdefuß und Ochsenhweif zu sehen war, ein Bild, das selbst meine Träume oft verdüsterte; denn nicht weit von

diesem „bösen Feind“ stand die Bankkiste, worin mein Bettlein lag, das am Tage von dem Deckel bedeckt war, welcher als Sitzbank diente. Das war eine bitterböse Nachbarschaft, bei meiner vorhererwähnten Eigenschaft, einer sehr lebhaften Einbildungskraft.

Ohnehin war mein Kopf voll Gespenstergeschichten, die wir Kinder in der Schule uns erzählten, oder wenn wir sonstwo beisammensaßen. Da war kein Kreuzweg, kein unheimlich Plätzchen, wie vor allen der Kirchhof und die Ruinen der alten Burg, wo es nicht spukte und die greulichsten Gestalten und Unholde ihr Wesen trieben. Ich war dadurch so scheu und furchtsam, daß ich abends um kein Gut der Erde vor die Thüre gegangen wäre. Auch davon heilte mich meine sanfte Mutter und das Heilmittel war die Religion. Sie pflanzte mir den Glauben an Gottes Liebe und Allgegenwart in die Seele und lehrte mich beten. Von da an wußte ich, daß ich in Gottes Schutz stehe und gehe, und keine Furcht kam mir so leicht mehr an. Und kam sie, wenn ich etwa abends alleine hinausgehen mußte, so betete ich mein Stoßgebetlein und fing dann irgend ein Liedchen zu singen oder zu pfeifen an und zwar mit solcher Kraft und Macht, daß man's im halben Dorfe hören konnte. Nun ging ich darauf los und mein Mut kam in kein Gedränge mehr.

Am Fenster stand der Tisch meines Vaters, Boutique im Kunstausdruck genannt, der zwei Sitzlöcher und in der Mitte die weltberühmte Hölle hatte, worin die Reste, die Abfälle und die Salbänder des Tuches verschwanden. Ja, in diese Hölle ging viel. Sie war geräumig genug, manche halbe Elle aufzunehmen, die sich dann später in eine neue Kappe für mich verwandelte oder,

wenn eine größere Menge von einerlei Tuch verarbeitet wurde, eine Weste, hier Brustlaß oder auch Brustlappen genannt, für mich abgab. So rechtlich im allgemeinen mein Vater war, so stand er doch nicht an, dies zu rechtfertigen. Wenn meine Mutter ihn deshalb tadelte, sagte er: „Du nimmst es zu spitz und das Sprichwort sagt: zu spitz — sticht nicht, und zu scharf — schneidet nicht. Erstlich sind es Abfälle und die Leute kriegen ihre Kleidungsstücke doch; zweitens ist es ein Herkommen, das zünftig ist. Mein Meister hat's auch gethan und noch weit mehr als ich. Er sagte: Wenn meine Hölle mir nicht die Kleider für meine Buben liefert, so muß ich zu Grunde gehen; endlich drittens ist in der Hölle noch kein Kunde umgekommen, und ich muß stückeln, um was 'raus zu bringen. Handwerksvorteil!“ lachte er, und schlug ein Schnippchen. „Ja, Handwerksjünde!“ sagte meine gewissenhafte Mutter mit besonderem Nachdruck und einem Seufzer.

„Kind!“ rief er dann aus, „sage lieber: Zunftjünde, und ist es die, so muß sie auch die Zunft büßen! Nun sei mir aber stille. Ich will durch diese Hölle nicht in die andere fahren: drum fordere ich den Kunden nicht zu viel. Ist's gut gemessen oder schneide ich's vorteilhaft, so gebührt mir ein Abfall. Es ist noch kein Zehnten, wie ihn das Herrchen doch kriegt.“ „Halt ein!“ rief meine Mutter, „das ist auch nach Gottes Ordnung!“ Sie ging dann in der Regel hinaus, weil sie wußte, daß sie doch nichts ausrichtete, und sagte: „Die Schneider sind geborne Höllenfinder.“ Mit dem Namen: „Herrchen“ bezeichnete mein Vater aber nach Landesfite den Pfarrer.

Das Wort wird an der Mosel so gesprochen, daß es eigentlich „Geerchen“ klingt.

Mein Vater schüttelte unwillig den Kopf und sagte: „Auch die beste Frau muß doch das letzte Wort behalten. Es steckt so in der Art, und die Eva hat's am Ende nicht besser gemacht, von der sie ohnehin allerlei geerbt haben, was auch nicht zu rühmen ist. Das ist auch zünftig!“ schloß er dann lachend.

Daß aber die Schneider Höllenfinder wären, das begründete früh einen Widerwillen in meiner Seele gegen das löbliche Handwerk; denn was die Mutter sagte, galt mir als Evangelium.

Eins hätte ich aber fast vergessen. Außen über unserem Fenster war ein Bild und ein Reim; beides höchst bezeichnend. Das Bild zeigte meines Vaters Vorurteilslosigkeit und heiteren Sinn; denn es war nichts anderes, als ein Ziegenbock, auf dem ein Schneider ritt. Alle Welt weiß, wie man die meisten Schneider mit solch einem Bilde zur hellen Raserei bringen kann. Meinem Vater hat es Spaß gemacht, sein Handwerk selbst zu verjipotten, und dafür hat ihn niemand geneckt. Das Verslein hieß:

Wer will borgen,
Der komm' morgen;
Heut' ist der Tag,
Da ich nicht borgen mag.

Mein Vater besaß viel frischen, heiteren Sinn, viel Erfahrung, viel Gemütlichkeit, ja selbst Kunstsinne und Geschmack. In einer Stadt wär' er der Liebling der Leute geworden; auf dem Dörflein verkam er. Er sang

und pfiß, scherzte und lachte, zog die Leute harmlos auf, und — alle Welt hatte ihn lieb. Dabei arbeitete er von morgens früh bis abends spät, ruhete kaum, wenn der Spießmann oder Ortsdiener zur Gemeindeversammlung rief und war selten verdrießlich, es sei denn, daß ich ihn durch irgend einen jener Streiche, deren sich jeder aus seiner Jugend mit Freuden erinnert, genötigt hätte, mich, wie er zu sagen pflegte, mit der Elle zu messen, d. h. mich erklecklich abzuwalzen und zu „zippern“. In welcher Bubenerfahrung wäre das etwa nicht vorgekommen? Wenn's aber nicht vorgekommen sein sollte, so muß es entweder ein Extraexemplar von Buben gewesen sein, oder es dürfte wünschenswert sein, daß es jetzt noch nachgeholt werde. Das sind so meine Privatansichten. Ob du, der du diese Geschichte einst liesest, mit mir übereinstimmst, weiß ich nicht, lasse es auch dahingestellt sein, und fahre gutes Mutes fort; denn es ist so, wie mein Vater sagte: Verloren ist, was abfällt. Eine gesunde Ohrfeige ist wirksamer, als eine stundenlange Predigt, bei der man sich nach dem Amen sehnt und am Ende doch nichts mitnimmt. Ich weiß aus Erfahrung, daß meiner Mutter gewiß herzliche Ermahnungsreden nicht so viel wirkten, als eine gesunde „Dachtel“ von meinem Vater. Einmal hatte ich mit anderen Buben dem „Herrchen“, also dem Geistlichen, Obst aus seinem Garten gestohlen. Es kam heraus und meine Mutter redete mir ins Gewissen, sagte es aber meinem Vater nicht. Anderen Tages brachen wir wieder in den Pfarrgarten ein. Da gab's aber Arbeit! Mein Vater „zipperte“ mich, daß es eine Art hatte, und die blauen Bandstreifen, die später in gar lieblicher Farbmischung prangten, bewirkten, daß ich fortan fremdes Obst in Ruhe

ließ. Sah ich nur lüftern darnach, so juckte mich der Rücken schon und ich sah schnell wo anders hinaus. Sag' mir einer, was er will, seit die Leute in überschwänglicher Liebe ihre Kinder bloß mit süßen Worten, vernünftigen Einreden und dergleichen zahmen Mitteln erziehen wollen, ist das junge Volk so ungezogen, wie mit gutem Grunde allenthalben geklagt wird. Was das noch werden will? Möcht' 'mal nach hundert Jahren sehen, wie es in der Welt steht, wenn's so fortgeht! —

Wer meinen Vater nicht genau kannte, hätte glauben können, es ebbe und flute gar nicht in seiner Seele, es sei da alle Tag Sonntag und es läute mit allen Glocken des Glückes und der Freude; wer ihn aber gekannt hat, der konnte an dem Tone seines Gesangs, an der Wahl des Liedes schon abnehmen, wie es in ihm aussah. O, wie oft sah ich die hellen Thränen aus meiner Mutter Augen rinnen, wenn er sein Lied so dumpf hin summte oder eine jener schwermütig weichen Volksmelodien in gedämpftem Tone sang! Sie wußte, daß dann ein Weh das frohe Herz drückte und er es allein tragen wollte, um ihr nicht auch wehe zu thun, die er so lieb hatte. Sah er diese Thränen, dann warf er rasch sein Nähzeug auf die Boutique, sprang herab und herzte und küßte sie so lange ab, bis er sie zum Lächeln gebracht. Er war der beste Mensch von der Welt; nur ist er, wie sein Sohn, etwas hitzig und jähzornig gewesen. Da hat es denn oft gedonnert und geblitzt; aber es war so schnell vorüber, daß man es kaum begriff. Es ist bei solchen Naturen freilich nicht übel sein. Im Grunde sind sie gut, und zehntausend mal besser, als die Duckmäuser, die acht Tage dran laborieren, ehe sie einmal böse werden,

aber es dann acht Wochen bleiben. Schlimm bleibt's, daß, wenn der Hals in der Hitze einmal abgeschnitten ist, er nicht wohl wieder aufgesetzt werden kann, wie man im Sprichworte sagt. So weit kam's bei meinem Vater freilich nicht, daß es Hausstreit gegeben hätte, und meine Mutter durfte nur ein liebes Wörtchen sagen, so legte sich der Sturm und es ward Friede. Meine Mutter war eine zu kluge Frau, durch Widersprechen Öl in die Flamme zu gießen. Sie schwieg mäuschenstille oder sagte ein liebes, freundliches Wort — und alles war vorbei. Wie oft hätte ich im späteren Leben, wo ich Zeuge von betrübenden Auftritten war, den Frauen wünschen mögen, sie wüßten zu handeln, wie meine gute Mutter! Da heißt's: Reden ist Silber, doch Schweigen ist Gold!

Mich hatte mein Vater über die Maßen lieb. Seine Liebe war indes keine hätschelnde, sondern die eines vernünftigen Vaters, welche jugendliche Zucht für unerläßlich hält und eine strenge für die beste. Daß er viel Wert auf das „Zippern“ legte, muß ihm zu gute gehalten werden, wenn es auch nicht überall Beifall finden sollte. Mir hat's nichts geschadet; ja ich bekenne aufrichtig, daß der Gedanke daran mich von manchem tollen Streiche abhielt und meine Liebe nicht minderte. Ich mußte mir allemal sagen, daß ich es verdient hatte.

Wie ich mir meine Mutter vorstellen kann, so war sie ein Engel an Milde, aber auch an Schönheit. Sie war höchst reinlich und wußte sich selbst in der dürftigsten Kleidung, wie sie die Lage meiner Eltern nur gestattete, lieblich zu putzen. Regsam, sparsam, fleißig, schweigsam, hatte sie niemals mit den

Nachbarn Verdruß. Ihr Verstand war scharf, ihre Gottesfurcht echt und innig. Ich habe aus dem stillen Vaterhause einen Begriff von ehelichem Glücke mit in die Welt genommen, den ich später kaum wieder verwirklicht gefunden habe. Diese Ehe war gewiß im Himmel geschlossen, wenn es jemals eine war. Die Gatten trugen still ihr Loß in Liebe, und das Entbehren wird gewiß leichter, wenn man ein geliebtes Wesen gerne glauben macht, man entbehre nicht. Die Armut stand mit uns auf, saß mit uns zu Tisch und ging wieder mit uns schlafen. Ich habe frühe mit ihr Bekanntschaft gemacht. Das war ein Gewinn für meine ganze Zukunft, denn meine Ansprüche an das Leben blieben allzeit bescheiden; ich lernte dulden. O, wie viel war mir das wert in den Wechselfällen meines Daseins! Ich bin in der Not vor Verzweiflung, im Glück vor Übermut bewahrt geblieben, und wenn ich Elend fand, hab' ich's würdigen können, denn ich hatte es gekostet und habe es nach Kräften mildern und heilen geholfen. Die Schule der Erfahrung ist die beste im Leben. Ihre Zöglinge reifen früh und sicher; ihre Lehren sind anschaulich. Nie haben Wünsche nach einem besseren Lose die Tage meiner Kindheit mir getrübt. Hatte ich doch auch im Dorfe keine Vorbilder vor Augen, die Wünsche hätten gebären können nach einem bessern Zustande. Die Bauern waren so ziemlich alle arm; wenn es auch Unterschiede des Grades gab, bedeutend und auffallend waren sie nicht.

Unser Dorf zählte dreihundert Seelen. Weinbau war der Nahrungszweig der armen Bauern. Alle sieben Jahre ein guter Herbst — lieber Gott, wie kann's da stehen? Die Aegypter zu Josephs Zeiten waren wahr-

lich besser dran; da waren doch außer den sieben mageren Jahren auch sieben fette. Über die Hälfte der Dorfbewohner ging — betteln. Der einzige im Dorfe, der wohl stand, war das „Herrchen“, der Pastor nämlich. Der hatte eine Menge Stiftungen und Gedächtnis-Messen, und der Kurfürst zu Trier verließ seine Leute nicht. Das Herrchen ließ aber alle seine Kleider in Trier machen bei seinem Bruder, der auch ein Schneider war, aber, wie mein Vater sagte (und der konnte es beurteilen), der ärgste Pfüfcher im Reich. Das hat meinem Vater wohl recht leid gethan, da er dem Herrchen nie etwas in den Weg gelegt hatte. Und doch hatte es einen Pick auf ihn. Wenn ich so darüber nachdenke, woher das könnte gekommen sein, so möchte ich glauben, daß ihm mein Vater, der die Welt gesehen hatte, zu geschreit war. Ich war damals noch zu jung, um ein Urtheil zu fällen, so genaue Bekanntschaft ich auch mit dem Herrchen machte; weit muß jedenfalls dessen Wissen und Können nicht hergewesen sein, denn ich erinnere mich, daß ich einmal darüber starke Äußerungen meines Vaters hörte. Er hatte nämlich nicht bemerkt, daß ich in der Stube war, sonst hätte er sie gewiß nicht gemacht. Als er mich sah, lenkte er schnell ein und suchte es wieder gut zu machen.

Was blieb da meinem Vater? Etwa alle drei bis vier Jahre ein Hochzeitsrock, der dann als Staatsrock aushielt bis zum Ziele der Tage und darüber hinaus; denn er erbte fort auf Kinder, Enkel und Urenkel, wobei Mode und Schnitt gar nicht in Betracht kamen. Die einzige Änderung im Laufe der eilenden Zeit und in der Folge der Geschlechter bezog sich auf die bürgerliche Geltung des Rockes. Bei dem ersten und zweiten der

Besitzer war er Sonntagsrock, doch so, daß er dem ersten als Kirchrock diente, dem zweiten, dem Sohne, als Sonntagsnachmittagsrock, dem dritten als Rock zum Ausgehen in das Städtchen, dem vierten in der absteigenden Verwandtschaft aber Alltagsrock wurde. Das war kein goldenes Zeitalter für Schneider und Kaufleute! Das Übrige waren leinene Alltagskleider, die mein Vater machte. Was konnte er da verdienen? Meine Mutter spann Jahr aus Jahr ein für reiche Leute in Trier und verdiente dadurch manchen Groschen. Das war aber ein gar kümmerlicher Verdienst und sie sagte selbst oft: man verdient das Wasser nicht, das man trinkt, oder: Spinnen ist die rechte Arbeit zum Hungerleiden. Und das war richtig. Sie spann äußerst fein und gleichmäßig, auch rascher als andere; aber wenn sie ihr Gespinnst in die Stadt trug, so war's doch nur erstaunlich wenig, was sie heimbrachte. Da war Bruder Schmalhans Koch und die Augen, die auf der Wassersuppe schwammen, sah man ohne eine gute Brille nicht. Wir gediehen aber dabei; waren ferngesund und zufrieden. Ob wir's beim Überflusse auch gewesen wären — bezweifle ich. Zum Glücke bedarf der Mensch unendlich wenig — und vor dem Unglücklichsein schützt wahrlich weder Wohlleben, noch Geld. Wahres Glück hab' ich selten, fast nie, im sogenannten Glücke gefunden, wohl aber häufig da, wo die Armut ihre Wohnstätte hatte. Das sind meine Erfahrungen; den deinen will ich nicht vorgreifen, lieber Leser. Ehe du aber urteilst, schau dich wohl um!

Alles, was wir besaßen, war das Häuschen, ein Gärtchen an der Mosel und ein Feldstück zum Kartoffelbau. Wär' das nur schuldenfrei gewesen! Das war's

aber nicht. So mußten meine Eltern auch noch Zinsen bezahlen, und diese Zinsen waren Wucherzinsen. Darin lag der Jammer meiner Eltern und vieler Armen Jammer liegt darin. Ach Gott, wie treiben's die reichen Wucherer! Ein Herz haben sie nicht! Der Arm des Gesezes erreicht sie nicht und der Arme verblutet unter ihrem harten Drucke! Sie sind zu schlau, um sich bloßzustellen, und der Arme hat den Mut nicht aufzutreten. Auch war es wirklich schwer, an einen zu kommen, der zu Trier Bettern in Amt und Würden hatte.

Ich darf wohl nach dieser Schilderung versichern, daß ich an Überfluß und Üppigkeit nicht gewöhnt worden bin. Was that's? Ich gedieh doch. Das Hungertuch ist freilich ein schlimmes Gewebe und Thränen sind genug hineingewoben — aber am Ende gewöhnt man sich daran, sich hineinzuwickeln. Leider wurde das immer schlimmer, ohne daß ich es damals in meiner kindlichen Unbefangenheit begriff. Oft sah ich die Mutter weinen, öfter hörte ich des Vaters wehmütigen Gesang. Oft hab' ich die Mutter auf ihren Knien betend gefunden in der Kammer. Von da an wurde der Vater stiller. Am Tage arbeitete er als Schneider, nachts band er Besen, schnitzte Fliegenwedel und Kochlöffel aus weichem Holze, die dann die Mutter feil trug. Und siehe, es ging etwas besser. — Auch auf den Fischfang verlegte sich an regnerischen, trüben Frühling- und Herbsttagen mein Vater. Das war ein ergiebig Handwerk und eine Lust über die Maßen. Da half ich wacker. Mein Vater wußte allerhand Köder zu bereiten, so daß sein Fang reich und sicher war. Wer die Lust kennt, die schlanken Bewohner der Tiefe zu Netz und Angel zu locken, begreift,

daß ich mit Leib und Seele dabei war. Da hatten wir eine Stelle, wo der Fang stets reichen Ertrag lieferte, nämlich hinter unserem Hause, wo eine uralte Mauer stand, um das Dorf bei Eisgängen zu schützen. Dort war stets ruhiges Wasser, und das liebt der Fisch. Gar manche Nacht saß ich da bei dem Vater, stille, wie das Grab mit der Angelgerte, und manchen schlanken Hecht, manchen geschmeidigen Aal zog ich aus der Tiefe, die der Pastor, das Herrchen, wacker bezahlte, da er seine Fasttage damit hielt; denn bekanntlich sind Fische kein Fleisch nach den Bestimmungen der Kirche.

Da gab es denn nicht bloß leckere Kost an Fast- und andern Tagen für uns, sondern auch einen guten Verkauf. Jetzt wurde meiner Mutter Antlitz heiterer und der Gesang meines Vaters fröhlicher. Ich half auch am Fliegenwedelschnitzen, beim Besenbinden, Sprengel machen für Krammtsvögel und Drosseln, die uns das Herrchen teuer bezahlte, und hatte die Freude, am bessern Auskommen schon meinen kleinen Anteil zu haben. Das Herrchen hatte mich am liebsten beim Messdienen, und wenn er einen Brief zu tragen hatte auf das nächste Dorf, so war ich sein Bote; aber lieb hatte ich den kleinen, alten Kollerer nicht. Er ging oft hart mit uns Buben um und wir fürchteten ihn, wie das Feuer. Sein spanisches Rohr und unsere Rücken hatten eine alte Bekanntschaft mit einander, die freilich nicht der alten Liebe gleich, welche nicht rostet!

So war es in der guten Jahreszeit; wenn aber der Winter kam und die Mosel ihr Eis mächtig aufstürmte, mußte ich, statt zu schleifen auf dem Eise und Schlitten zu fahren, wie andere Buben meines Alters, mit der

Mutter in die Hecken und in den Wald, Holz lesen. Liebhaberei war das freilich nicht von mir; aber wie freudig half ich der lieben Mutter! Wie gerne trug ich eine recht schwere Last, um die ihrige zu erleichtern!

Für die Bauern war der Winter die Hungerzeit. Wer Geld hatte, ging ins Wirtshaus, trank seinen Schnaps und spielte Karten, wie sehr auch das Herrchen dagegen eifern mochte. Der andere Teil, der nämlich, dem's ging wie uns, der kein Geld hatte, kam zu uns, und da gab es ein ganz eigentümliches Leben, das ich näher beschreiben muß.

Mein Vater war in seinen Gesellen- und Wanderjahren wacker in der Welt herumgesehelt, fechtend, wie er zu sagen pflegte, denn er war von Hause aus blutarm. Fechten oder das Handwerkansprechen heißt aber in der Handwerksburschen-Kunstsprache nichts anderes als Betteln. Mein Vater wies jedoch stets mit Abscheu und großer Energie den Namen „Strohmer“ von sich ab, womit man solche zu belegen pflegt, die als wandernde Gesellen ein Handwerk aus dem Betteln machen und das Erbettelte stets wieder verkneipen. „Solche Kerle,“ pflegte er zu sagen, „sind keiner Gabe wert, denn sie verjuckern abends allemal das Strohmergeld wieder, das sie erbettelt haben. Sie sind Lumpen als Gesellen und bleiben es als Meister; denn nur das Geld hat Wert und Halt, das ehrlich verdient ist.“

Es konnte nicht fehlen, daß mein Vater, der stets aufgeweckt war und überallhin ein offenes Auge und einen offenen Kopf mitbrachte, vieles gesehen und beobachtet, vieles erlebt und erfahren hatte. Ein riesenhaftes Gedächtnis ist ihm dabei allezeit zu statten gekommen, und

seine Gabe, zu erzählen, war klar, ansprechend, lebendig und gemütlich. Überdies hatte er eine Unzahl Geschichten im Kopfe, die er eben so gut als zusammenhängend zu erzählen wußte. Die Bauern sagten: „Er redet wie ein Buch und hat einen Kopf wie ein Pastor.“ — Kam er auf rührende Geschichten, so war er in seinem rechten Gebiet. Er konnte der Liebe Leid so beweglich schildern, daß Ströme von Thränen flossen.

Wo er seine Geschichten her hatte, verhehlte er nicht. Wenn er in einer Stadt Arbeit fand, wo eine Leihbibliothek war, so pflegte er Sonntags nicht die Kneipe zu besuchen, sondern las alle Ritterromane, welche zu haben waren auf seinem Kämmerlein mit eben so viel Vorliebe als Ausdauer. Was er gelesen, das saß niet- und nagelfest in seinem Kopfe, und, da er es oft wiedererzählt haben mochte, so war alles zu einer festen, unabänderlichen Form erwachsen, an welcher er, so oft er es nun auch wiedererzählte, kein Wörtchen änderte.

Über dies alles besaß er auch ein unschätzbares Buch zu eigen, das er sich einmal irgendwo gekauft hatte. Ich hab's oft vorlesen gehört. Es lag im Wandschränkchen eingeschlossen und hieß: „Siegwart, eine Klostergeschichte, ein Buch voll Liebe, Thränen, Entfagung und Leid“, und am Ende stand das Rührendste: Siegwarts Tod auf Marianens Grab*).

Es läßt sich nun erwarten, und es war auch so, daß sich im Winter stets eine große Gesellschaft in unserm Hause zu versammeln pflegte, Männer und Frauen und

*) Der Verfasser kennt den Anachronismus wohl! Dies zur Anmerkung für kritische Leser.

Jungfrauen, so viel das Stübchen fassen mochte. Von dem mittleren Deckenbalken hing ein Stock herab, der unten ein Querholz mit einem Loche hatte, in welches die Öl-Ampel gesetzt wurde. Um diese saßen mein Vater, der Vorleser Kasspar und die Frauen, welche spannen, auf den Bänken an der Wand saßen die Männer und schmauchten ihren Tabak, den mein Vater „Knaster Wohlgemut, heißt, brennt und riecht nicht gut“, zu nennen pflegte, oder auch „Kollenknaster, dreimal um den Leib für einen Bagen.“ Er selbst rauchte nicht, weil es sich mit dem Handwerke nicht vertrug, schnupfte aber dagegen gern eine Prise, zu welcher leider nicht immer Geld genug da war, so wenig sie auch kostete. Terminierende Kapuziner, die wohl bei uns einsprachen, erquickten ihn oft mit Schnupftabak, mich nebenbei mit Heiligenbildchen von höchst frappanter, mir aber sehr wohlgefälliger Malerei. Hatte mein Vater keinen Tabak zum Schnupfen und kein Geld, um sich für einige Kreuzer welchen aus der Stadt mitbringen lassen zu können, so stellte er seine Dose neben sich und roch daran mit langen Zügen. Er that das aber nur, wenn die Mutter es nicht sah. Hätte sie es gesehen, so hätte es ihr gar wehe gethan, weil es ihres lieben Mannes einziger Genuß war, den er sich in solchen Tagen versagen mußte. Oftmals sah ich, daß er, wenn die Not lange währte, sich den Staub aus den Tabaksblasen der Abendgäste geben ließ und mit manchem Sehnsuchtsseufzer diesen schnupfte. Konnte er sich aber wieder einmal Schnupftabak kaufen, so sang er jubelnd sein Lied oder piff es, daß man ihn über drei Häuser hörte. Die Mutter brachte ihm allemal Sankt Omer mit von Trier und jedesmal bekam sie

einen Kernfuß mit den Worten: „der ist für das Frischen!“

Kaspar war ein gewandter Wagner, der einmal hatte Schulmeister werden sollen, aber unterwegs verunglückt war; er las vortrefflich vor. Dieser hatte denn den Siegwart in Händen und las ihn vielleicht zum zwanzigsten Male vor, aber obwohl gewiß alle das Buch, so gut wie ich, auswendig wußten, so hörten sie es dennoch immer wieder mit derselben Aufmerksamkeit an. Bei den vielen rührenden Stellen des Buches stockte allemal Kaspar's Stimme, und wenn, was man ja voraus wußte, bald eine kam, so griffen die Frauen schon zu den Schürzen, um der kommenden Thränenflut zu wehren; die Männer aber trockneten sich die Thränen mit ihren gewobenen wollenen Beutelmützen ab, die man Strumpfkappen nannte. Kam dann das bewußte Ende, wo Siegwart auf dem Grabe der Geliebten starb, dann war ein allgemeines Schluchzen, und ein: Ach, wie schön! aus aller Munde schloß ab. Daß dieses Buch, für welches ich eine so allgemeine Theilnahme vor Augen hatte, auch auf mich einen tiefen, bleibenden Eindruck machte, und die Gefühle meiner Seele vorzeitig aufregte, darf ich nicht verschweigen. Ich schwärmte für den Siegwart, und die weiteren Ereignisse werden es kund thun, wie groß der Einfluß dieses Buches voll krankhafter Empfinderei auf die Seele eines Knaben war, der alles mit frischer, voller Kraft ergriff und in seiner Seele verarbeitete.

Zu andern Zeiten erzählte mein Vater selbst, oder es waren die Geister- und Gespenstergeschichten im Schwange, bei denen ein angenehmer Hautschucker jeden überkam, mich absonderlich, dessen Einbildungskraft ohnehin alles

belebte, was mich umgab. Furcht hab' ich indessen kaum mehr empfunden, weil meine fromme Mutter den Glauben an die alles lenkende Vorsehung Gottes, den Glauben an die besondere Gut und Macht der Engel und an die Kraft des gläubigen Gebets meiner Seele mit der Zeit so unauslöschlich tief eingepägt hatte, daß ich, trotz aller Spuk- und Geistergeschichten, doch in mir eine Ruhe trug, die von solchen Geschichten nicht mehr erschüttert werden konnte. Dank ihr! Sie hat mir darin einen Halt gegeben, der mich nie sinken ließ, selbst nicht in den schwersten Stunden meines Lebens. Kam mich indessen doch noch einmal Furcht an, etwa an einer unheimlichen Stelle, so hab' ich, wie ich schon sagte, eins gesungen oder gepfeifen und — es war rasch überwunden!

Wäre unser Stübchen weiter gewesen, ich glaube, das ganze Dorf hätte sich darin versammelt, und der Schnapswirt hätte sein Schildlein einziehen können. So aber war es eine ziemlich geschlossene Gesellschaft, die bis mitternacht bei einander blieb, wacker arbeitete und des Lebens froh war. Für mich hatten die Abendgesellschaften wundersame Folgen. Die Siegwartsgeschichte spielte in meinen Träumen fort. Ich fand eine Mariane, und liebte sie, wie Siegwart die seine, starb für sie wie er — und hatte den Kopf voll wunderbarer, verschrobener Vorstellungen, die auch am Tage mich begleiteten. Dabei blieben denn meine Schulaufgaben häufig ungelöst, und es fehlte dann in der Schule nicht an Prügeln. Es war ein Glück, daß unser Schulmeister alt und schwach war, und eben nicht sonderlich hart schlagen konnte, wenn er etwa auch gewollt hätte. Der Stock war sein einziges

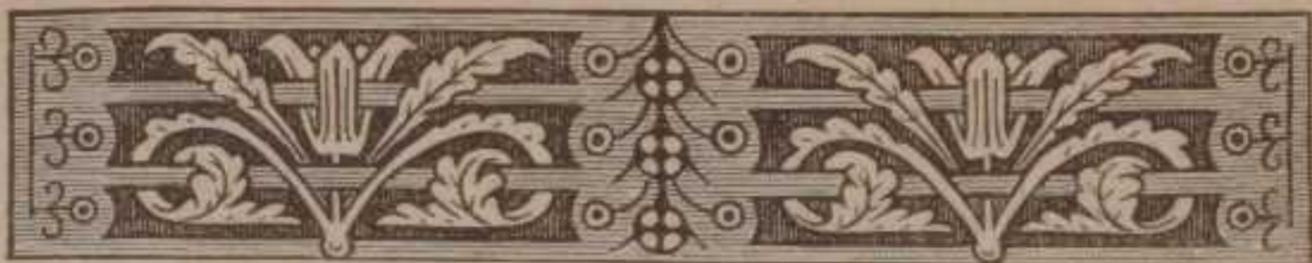
Zuchtmittel, das er deswegen auch recht wacker anwandte. Manchmal traf er aber doch auch so, daß es Thränen gab.

Ich war ein frischer Bube — daher die Schule meine Qual. Kamen nun auch noch regelmäßige Prüffe hinzu, so mußte sie mir vollends zum Ekel werden. In-
dessen hab' ich einiges Talent gehabt und habe deshalb mich doch immer als der Oberste behauptet, eine Ehre, die meinem Vater ungemein gut that und meine Mutter erfreute, mir selber aber auch Ehrensache war. Wer ist nicht eitel?

Wer weiß es nicht, wie hart es ist, auf einer Schulbank zu sitzen, wenn der Fluß das schönste Schleiseis hat? Wer hätte es nicht erfahren, wie es am Herzen nagt, wenn draußen der Schnee glitzert und die Schlittenbahn so herrlich ist und man am Schuofen braten muß? Oder wenn im Frühlinge die Blumen dufteten, die Bäume blühten, die Vögel sangen, und die Schule noch fortbauerte? Sie währte jährlich vier Monate, auch wohl fünfe, und das war lang, sehr lang. Werfe niemand einen Stein auf mich, wenn ich bekenne, daß ich trotz dem Haselstocke meines Lehrers oft neben ausging und die Schulstunden schwänzte. Allein das mußte ich immer schwer büßen; denn der Alte mit seiner Brille war unendlich scharf. Er hatte mich ohnehin auf dem Striche. Wurde irgend ein Lumpenstreich ausgeübt, so hieß es sofort: der Friedel war gewiß dabei. Ohne weiteres nahm er mich dann beim Schopf, zog mich über den Tisch und traf den Körperteil, der am wenigsten Knochen hat, nach Herzenslust. Ehrlich gestanden, war es selten unverdient; aber oft ging mir's, wie Hebels Staar von Segringen, ich kam bloß par compagnie

ins Feuer. Nur einmal weiß ich, daß der Alte mich ganz schuldlos traf. Er tröstete mich aber mit dem vollwiegenden Grunde: „Rechne es auf ein andermal, wo du Prüffe verdient hättest, und doch keine kriegtest!“ Damals thaten sie unendlich wehe, und ich weiß, daß ich mit bitterm Gefühle die blauen Male auf meinem Arme anblickte, die ich darum bekam, weil ich mich im Gefühl der Unschuld wand wie ein Mal. Wenn es aber eine Thatsache ist, daß Prügel die Haut auseinandertreiben, so wundre ich mich nicht, daß ich hernachmals so groß und stark geworden bin. Übrigens lernte ich etwas bei dem Alten mit der Brille; denn er wußte selbst ziemlich viel, war amtstreu und hatte eine vorzügliche Gabe, sein Wissen den Schülern einzubläuen. Dafür titulierten wir ihn aber auch: „Herr Rektor“, wie es hier zu Lande Sitte war. Er nahm's im Bewußtsein seiner Verdienste sehr würdevoll hin. Ich verdanke ihm viel, und von seinen Prüffen ging keiner verloren, als etwa der, welcher neben hin fiel. Ich danke es ihm heute noch, daß er so strenge gegen mich war, denn an Ordnung und strenge Zucht bin ich bei ihm ebenso gewöhnt worden wie zu Hause, und dieser Einflang war von doppelter Wirkung.





Bin kan Zillerthaler,
Bin kan Reichenhaller,
Bin an Eckstainer,
Und an Bauernkind;
Brauch' mi nit zu b'trüben —
Denn an Diendel z'lieben,
Hat der Pfarrer g'sagt, das wär' kan Sünd.
Tyrolerlied. —

2.

In einem armen, kleinen Dörflein an der Mosel, oder wo es sonst immer auch sein mag, giebt es sehr wenig Ereignisse von einiger Bedeutung, außer etwa wenn der Müller ausbleibt, der das Brotmehl auf den Herbst borgt, wenn die Weinlese gut oder schlecht ausfällt, wenn ein Mensch stirbt, eine Hochzeit ist oder eine Kindtaufe. Höchstens noch ein schwerer Eisgang, das Erscheinen des Gerichtsvollziehers oder des Steuerboten (den man Fetztmännchen hieß, weil er für die Mahnung eine trierische Münze empfing, die so geheißen hat) schließlich die Kirchweih — dann ist's alle. Kam einmal alle sieben, acht Jahre der Weihbischof, der firmelte, so sprach man davon sicherlich noch die folgenden sieben Jahre, und es hieß, wenn man das Datum angab: „jellmals, als der Bischof firmelte!“

Zu den wichtigeren Ereignissen wurde es aber in unserm Dörflein gerechnet, wenn der Spengler kam, der allgemein nur der Spenglersteffen hieß. Ich weiß es nicht, ob es anderwärts auch so war, aber bei uns war es Herkommen, daß niemand sein Eisen- und Blechgeschirr, seine zerbrochenen Kroppen, Pfannen, zinnerne Löffel oder dergleichen in der Stadt machen ließ. Regelmäßig alle Jahr einmal kam ein wandernder Klemptner, eben seit einigen Jahren dieser Steffen, brachte seine ganze Familie nebst sämtlichen Habseligkeiten auf dem Rücken eines sanften Langohrs mit, ließ sich an unserm Hause unter dem Nußbaume nieder, richtete seine tragbare Werkstätte ein, und das ganze Dorf trug nun seine unbrauchbar gewordenen Geschirre herzu und ließ sie machen, selbst wenn die Reparatur weit teurer bezahlt werden mußte als in der Stadt. Es ist die Macht liebgewordener Gewohnheiten, die meistens den Menschen mit einer Kraft beherrscht, welche er nicht bezwingen kann; dies zeigt sich besonders im Volke, bei dem ohnehin das Alte gilt. Wie's mein Vater gemacht hat, so mach' ich's auch: das ist die Regel.

Besagter Spenglersteffen war ein gescheiter Mensch. Er kam weit herum, kannte alle Welt, wußte, wie es um Krieg und Frieden stand und war eine wandernde Zeitung. Er war oft in Trier und Luxemburg, kam bis Koblenz hinab, sah die Orgelleute mit den Mordgeschichten auf ihren Bildern und wußte zu erzählen, wie mein Vater. Daher waren beide denn auch treue Freunde, und die Spenglerfamilie wohnte allemal bei uns: Grauchen bei unserer Ziege mit der des Spenglers, und Mutter und Kinder auf Stroh in der Stube schlafend, alles zusammen, wie Kraut und Rüben!

Das Bild ihres jedesmaligen An- und Einzugs ist mir unvergesslich. Voran schritt sinnig, gravitatisch wie ein Bürgermeister, der Esel. Er trug zwei Körbe zur Seite und einen oben auf dem Rücken. In den beiden zur Seite saß das Handwerkszeug nebst Kleidungsstücken und anderen Bedürfnissen. Oben aus dem Korbe guckten in der Regel zwei blühende Kinderköpfchen heraus. Neben dem Lastträger der Familie ging der stattliche, härtige Steffen, in der Hand den dicken Knotenstock, welcher später als Hebel des Blasebalgs diente. Auf seinem Rücken trug er eine Gotte mit einem länglichen Kasten. In der Gotte lag der kleine Kohlenack, in dem Kasten aber befanden sich die Löffelform, die Löffkolben, der Tiegel, verschiedene Stangen Zinn und anderes unentbehrliches Geräte. Der Blasebalg war oben darauf gebunden. Auf der anderen Seite schritt eine blühende junge Frau, die ein Kind an der Brust trug und eins auf dem Rücken in einem Tuche, das ziemlich künstlich geschlungen war. Neben ihr gingen zwei Mädchen, jedes ein Bündel tragend. Hinten folgte, geführt von einem trozig aussehenden Buben, eine Ziege. Ein Hund spielte mit zwei kleineren Buben, die um die Wette mit ihm liefen. Alle sahen blühend und frisch aus. Ihre Kleider waren reinlich, und wenn sie auch aus hundert Lappen bestanden, so sah man doch kein Loch. Das war ein gutes Zeugnis für die Frau.

Als sie so zum ersten Male ins Dorf zogen, sagte lachend mein Vater: „Da ist Abrahams Segen reichlich vorhanden. Wenn der Spengler nicht mehr verdient als ich, so haben die vielen Mäuler mehr Fasttage, als im Trierer Kalender stehen, es müßten denn Wunder geschehen.“ Meine Mutter sah lächelnd der Karawane nach

und sagte: „Das muß eine brave Frau sein; denn die Kleidchen sind alle geflickt.“

Raum waren sie indessen an unserm Häuslein vorüber, als auch schon der Troß umkehrte.

„Gevattermann,“ sagte der Spengler, „da unter Eurem Nußbaum wär' eine schöne Werkstatt für mich!“

„Meinetwegen,“ entgegnete mein Vater.

„Vielleicht habt Ihr auch ein Plätzchen für meinen Esel und meine Geiß?“

„Warum nicht, wenn sie nicht viel nötig haben!“

„Vielleicht könnten wir auch bei Euch eine Stroherberge finden? Wir sind sauber und geduldig. —“

„Wie viel denn Eurer?“

„Nur zehn,“ sagte der Spengler.

Mein Vater sah meine Mutter an; sie nickte, und die Bitte war zugestanden.

Es mochte zehn Uhr morgens sein. Wie ein Blitz war das Grauchen abgeladen, samt der Geiß angebunden, die Werkstatt errichtet und die Kinder entladen und ausgeladen. Das zappelte und krabbelte da herum, wie wenn eines Zaunkönigs Jungen ausfliegen.

„Geht und fordert euch Brot,“ sprach der Vater, während die Mutter ein ungeheures Kaffeegeräte zum aufglimmenden Feuer setzte.

„Da hast du das Wunder,“ sprach mein Vater zu meiner Mutter, welche die schnell eingerichtete Wirtschaft mit neugierigen Blicken betrachtete. „Das ist die achte freie Kunst,“ lachte mein Vater; aber die beiden Männer gefielen sich, und ebenso war es bei den beiden Frauen. Sie wurden in Bälde dicke Freunde. Warum nicht? War ja doch viel Verwandtes da!

Mir war da eine neue Welt aufgegangen. Der Spengler, welcher früher zu kommen pflegte, hatte keine Kinder und saß an der Dorflinde. Was indessen von ganz besonderer Wichtigkeit für mich war, bestand darin, daß der Steffen ein Mädchen hatte, etwas jünger als ich, die so bildschön, lieb und sanft war und mir so herzlich zulächelte, daß es in meiner Brust laut und deutlich sprach: das ist deine Mariane und du ihr Siegwart. Von dem Augenblicke an stand das unwiderruflich fest, und meine ganze Seele war bei dem Mädchen. Leider mußte ich nachmittags in die verhaßte Schule und empfing mehr Prügel als sonst in einer Woche; denn ich hatte gar keine Gedanken, wie der Alte mit der Brille sagte. Glaub's wohl, daß ich keine auf den Katechismus und dergleichen hatte; denn vor der Seele stand das bildschöne Mädchen. Das konnte und durfte ich freilich dem Alten mit der Brille nicht sagen, denn der würde in diesem Artikel wenig Spaß verstanden haben; aber es war so. Alle die eingefogenen Siegwartsvorstellungen wurden nun in mir lebendig und bezogen sich auf das schöne Mädchen. Ich spann das nun bei mir in die Länge und Breite aus, und es wurde schon in diesem einzigen Nachmittage eine Geschichte daraus, schöner selbst, als wie sie mein Vater jemals erzählt hatte. Die Aussaat der Leseabende begann Früchte zu tragen!

Als ich endlich durchgebläut aus der Schule kam, da thronte der Steffen auf seinem Kasten, der nun ihn trug, weil er früher den Kasten getragen; der Blasebalg schürte die Kohlenglut. Ein Haufen Gießkannen, Kropfen, Milchhasen von Blech und anderes Zeug, das des

Alters mannigfach Gebreite an sich trug, lag vor ihm. Die Mutter strickte, die Knaben suchten Futter für das liebe Vieh, und am Knotenstock hob meine kleine Geliebte den Blasebalg mit einer Miene stiller Ergebung, die wahrhaft rührend war; denn die Frühlingssonne schien warm, und die Bäume blühten draußen.

Um den eben so fingerfix lötenden, als zungenfix plaudernden Spengler war eine zahlreiche Gruppe horchender Männer versammelt, unter denen mein Vater auch stand. Sie waren ganz Ohr; denn er berichtete eben von den greuelhaften Geschichten des „schwarzen Peters“, der im Oberlande die Gegend unsicher mache, und ein greulicher Räuber sein sollte, schon dreißigmal gefangen gewesen, aber niemals gehangen worden sei. Das hätte mich nun auch gar sehr angezogen; aber das rotwangige kleine Ding mit den brennenden schwarzen Augen sah mich so bezaubernd an, daß ich zu ihr trat. Sie lächelte, und in diesem Lächeln lag eine Macht. Wie hätte ich derselben widerstehen können? Sie nickte mir so lieblich zu, daß ich zu ihr hinlief.

„Wie heißest du?“ fragte sie flüsternd.

„Friedel!“

„Und du?“

„Mariane!“

Mich durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, den ich später einmal in Metz bekam, und den ich nie wieder vergessen habe. Da war es ja klar und unzweifelhaft, sie war meine Mariane. In ihrem Kopfe gingen solche Gedanken nicht um. Heiter und fröhlich war ihr Wesen. Sie war so allerliebste, wie sicherlich die Mariane Siegwarts nicht gewesen sein konnte.

„Bleib da, Friedel,“ lispelte die kleine Heye; „wenn mich der Anton ablöst, so wollen wir mit einander spielen. Spielst du auch gerne?“

Die Wahrheit zu sagen, so war ich meiner Lebtag eine ausgeheckte Spielrabe gewesen, und war's mit elf Jahren auch noch so gut wie früher.

„Gewiß!“ entgegnete ich, lief in das Haus, vergaß Frühstück und alles, warf meine Bücher hin und kauerte mich neben Marianen, um ihr den Knotenstock heben und senken zu helfen, und ihr in die schönen Augen zu sehen.

Nach einiger Zeit zog der Spenglersteffen eine silberne Taschenuhr hervor, auch eine Seltenheit bei uns im Dorfe, und rief: „Anton!“ Ein dicker, stämmiger Bursch von acht Jahren kroch, langsam wie eine Kröte, heran, machte ein Gesicht wie eine Kaze, wenn's donnert, knurrte wie ein alter Hoshund und löste mein schönes Marianchen ab.

Hast du nicht gesehen! ging das nun davon. Ich konnte auch laufen wie ein Hase, aber dem Blikmädel war's kaum gleich zu thun.

Während der Spengler mit großer Salbung Geschichten erzählte, welche das Blut gerinnen machten, und die Bauern wie Bildsäulen bei ihm standen, besonders die alten, welche im Musenthale saßen und ihre Enkel trugen, flogen wir beide am Hause vorbei.

„Friedel!“ rief's da. Es war der Mutter Stimme.

Ich war jederzeit an einen pünktlichen Gehorsam gewöhnt worden. Es ist mir aber niemals schwerer geworden, zu gehorchen als gerade jetzt, wo ich eben die ganze süße Lust des Spiels mit Marianen genießen wollte. Schweigend reichte mir die Mutter einen Korb und eins jener Krumm-Messer, womit die Bauern im

Frühling die Reben schneiden, und ich verstand, was ich sollte. Es hat geheißen: geh hin und schneide Zweiglein in den Hecken ab, damit die Geiß etwas zu fressen hat. Das war eine Berechtigung der armen Leute, weil die Ziegen wegen des Schadens, den sie anrichten, wenn sie selbst die Spitzen der Hecken abweiden, nicht hinaus durften. Den Korb nahm ich wohl, aber das Weinen war mir näher als das Lachen; doch — das Schickjal wandte sich schnell auf die freundlichste Weise. Mariane lachte mit dem ganzen Gesichte, als sie meine betrühte und saure Miene sah.

„Willst du darüber böß sein?“ fragte sie. „Geh, du bist ein Tappes; komm, ich helfe dir, dann sind wir wie im Blitz fertig.“

Husch! waren alle Wolken weg, der Himmel klar, das Herz froh, die Beine flink. Ohne Säumen eilten wir Hand in Hand aus dem Dorfe hinaus, und nun ging's in die frisch ergrüntten Hecken. Ich wußte mein Maß, das ausreichte bis zum andern Nachmittag. Unter Lachen und Scherzen wurde nun so rasch, wie es mir niemals gelungen war, der Korb in seinem Rumpfe gefüllt; darauf bauten wir ihn noch höher auf, banden aus wilden Reben von Griff zu Griff ein Band darüber, daß er hoch aufbauchte, und dann — wurde er ruhig hingestellt — denn im Graße lachten Erdbeeren, so frisch und rot wie Marianens Lippen. Die suchten wir, und wer eine recht große, recht duftige fand, brachte sie dem andern und freute sich kurfürstlich, wenn sie ihm recht gut schmeckte. O, das war ein seliger Nachmittag, als wir nun endlich uns neben den Korb setzten und zwei recht schöne Erdbeersträuße banden für Marianens kleinere Geschwister und

uns im voraus die Freude dachten, die wir damit machen würden. Übrigens war es noch frühe genug, ein wenig zu plaudern.

„Hast du auch schon von dem Siegwart etwas gehört?“ fragte ich sie.

Sie hat mich darauf groß angesehen und gefragt, ob das auch ein Spengler wäre?

Bei jemand anderm hätte ich vielleicht laut aufgelaugt; bei Marianchen kam mir gar kein Lachreiz.

„Nein“, hab' ich darauf gesagt, „das war er nicht. Ich will dir's ganz genau erzählen.“ Das konnte ich meisterhaft; denn ich wußte das Buch völlig auswendig. So setzte sie sich denn behaglich hin, stützte ihren runden Arm auf mein Knie, sah mir mit den glänzend schwarzen Glutaugen in die meinigen hinein, als wollte sie mir bis in die Herzkammer hinunterschaun, öffnete ihre frischen Lippen halb, daß ich die schneeweißen Zähne sah, und horchte mit einer Andacht, als wäre sie in der Messe, oder der Pastor hielte, was unserer aber sehr selten that, eine Predigt.

Meine Siegwartsgeschichte hab' ich damals mit einer Innigkeit vorgetragen, in die sich meine ganze Seele hineinlegte. Des Mädchens Andacht wuchs mit ihrer Teilnahme, und diese mit dem Fortgange der Geschichte; bald perlten die krystallklaren Thränen über die blühenden Wangen, gegen den Schluß hin in immer reicherm Maße. Ich selbst war von diesen Thränen und dem jetzt ganz anders auf mich wirkenden Inhalte der Leidens-erzählung des armen Siegwart so ergriffen, daß ich schluchzend das Ende vortrug, welches dieses Mal an Wirkung unübertroffen war.

Mariane bedeckte ihre Augenlein mit der linnenen, groben Schürze, und ich wischte das Schmerzwasser emsig ab, das aber meines Wischens spottete und immer neu quoll.

Endlich kam Ruhe nach dem Sturme, Trockenheit nach der Thränenflut.

„Ach, das war doch schön!“ sagte sie. „Ist es auch ganz gewiß wahr?“

„Ganz gewiß!“ versicherte ich aus dem Grunde meiner nicht zweifelnden Seele.

„Aber,“ hab' ich darauf gesagt, „denkst du denn gar nichts weiter?“

„Nein,“ sagte sie und sah mich fragend an.

„Ich will dein Siegwart sein und du meine liebe Mariane!“

„Ach ja!“ rief sie aus und klatschte in die Hände.

Ich küßte sie und sie mich. Da war's fest.

„Aber,“ fing sie an, „mit dem Klostergehen und Sterben ist's nichts. Ich will deine Frau werden, Friedel, und dann leben wir wie mein Vater und meine Mutter. Du bist Spengler, und ich koche dir den Kaffee.“

Das war im Grunde gegen meine Geschichte. Im Sterben auf dem Grabe lag doch das eigentliche Siegwarttum. Es widerstrebte anfänglich vieles in mir; — doch gegen Marianens Beredsamkeit war auf die Dauer kein Widerstand zu leisten. Ich ergab mich drein, daß unsere Geschichte eine andere Wendung nehmen sollte, und — daß ich's nur gestehe — es hat mir am Ende so auch viel besser gefallen. Was hätte ich auch von dem einfältigen Sterben gehabt? Es war doch schöner zu leben Marianens Mann und ein wandernder Spengler zu werden. Die Reize dieses Wanderlebens wußte mir Mariane

ohnehin so glühend zu malen, daß mein ganzes Wesen von selbigem Augenblicke an der Schneiderei abhold geworden ist, und niemals habe ich einen Schneider mehr mit Plaisir ansehen können, da überdies die Leute, besonders die Fremden, alle über den stößigen Geißbock über unserm Fenster so lachten.

Wir hatten in unserm kindlichen Gepolter gar nicht bemerkt, daß es schon spät war; ich am wenigsten. Mariane rief plötzlich: „Ach, was wird die Mutter schelten!“

Das fuhr mir auch in die Seele.

Wir sprangen auf, nahmen unsern Korb und eilten fort.

Indessen war es für Marianen ein erschreckliches Ereignis, daß wir nun am Kirchhofe vorüber mußten, wo die Kreuze ihre Arme im Mondschein gespenstig reckten und der Abendwind in der Linde säufelte; ich selbst wäre, zumal heute, vorübergegangen, ohne etwas Erschreckendes zu denken.

„Siehst du, wie das garstig ist, das Liegen auf dem Grabe und das Sterben!“ eiferte Mariane — und wirklich — dieses Wort machte einen so gewaltigen Eindruck, daß ich jetzt mit zugehaltenen Augen gleich ihr vorüberrannte und meinte, den toten Siegwart zu sehen, der mir nun schrecklich wurde. Ich hatte mir ihn niemals tot gedacht, und seit ich unsern alten Nachbar, der ein arger Geizhals und schon im Leben so gelb gewesen war, wie eine angebratene Zwiebel, tot gesehen hatte, gab's nichts Schrecklicheres für mich, als das Bild eines Menschen, der mausetot in einer Lade lag.

Marianens Plan wurde nun unwiderruflich bei mir. Wir kamen endlich heim; aber was gab's da eine

Flut von Strafreden! Wir haben sie aber beide still getragen. Da wurden sie leicht.

Ohnehin meinte Mariane: sie kenne ihre Mutter. Das sei alles gar nicht so böse gemeint. Die meine kannte ich ja ohnehin als die Seelengüte selbst.

Am andern Morgen war alles vergessen auf beiden Seiten. Aber ach, ich mußte in die Schule! Marianchen sah mir traurig nach, ich hundertmal zurück, allein — es war nicht zu ändern. Und der Alte mit der Brille war heute wie ein Unmensch. Ich wußte natürlich nichts und kriegte eine unbeschreibliche Tracht Prügel. — Nun — das ging auch herum, und die Glocke mußte ja doch elf läuten.

Was soll ich noch viele Einzelheiten berichten? Wir waren halt stets bei einander und gewannen uns täglich lieber. Wir dachten auch gar nicht daran, daß der Spenglersteffen weiterziehen müsse, wenn alle Löffel gegossen, alle Pfannen, Kannen und Geschirre geflickt wären. Ach, diese Zeit kam mir zu bald, und der schönste Traum meines Knabenlebens war vorläufig dahin.

Eines Abends hörte ich den Steffen zu meinem Vater sagen: „Morgen geht's fort!“

„Ei, warum denn schon?“ sagte mein Vater, der Steffens treuer Freund geworden war.

Steffen zählte eine Menge Orte auf, wo er die Kundschaft habe, und berechnete die Zeit haarklein. Da sank ich in das Kissen meines Bettchens zurück und weinte, bis ich einschlief.

Andern Tages in aller Frühe wurde wirklich das Grauchen gefattelt, die Körbe aufgehangen, Geräte und Kinder hineingesetzt, die Ziege dem Anton an den Strick

gegeben und — alles war zum Ausbruche bereit. Wie Freunde, die sich zeitlebens geliebt, schieden die Alten von einander. Die Kinder sagten ihr Adjes, und Mariane sah mich wehmütig an, reichte mir ihre kleine Hand und sagte:

„Leb wohl, Friedel, im Frühlinge kommen wir wieder, dann wollen wir wieder recht schön spielen und uns erzählen. Adjes!“

Dahin zogen sie und mit ihnen mein kaum gewonnenes Glück. Ich meinte, das Herz müsse mir brechen.

Ihr, die ihr dieses leset, lachet nicht über den tiefen Schmerz des Knaben! Haltet es nicht für etwas Erdichtetes! Die kindliche Seele fühlt tief und lebendig. Die Romane hatten frühe meine Gefühle gesteigert und bis zu einer Höhe gehoben, die allerdings weit über meinem Alter lag. Es war der erste Stachel wirklichen Schmerzes, der meine Seele traf. Sie sollte frühe daran gewöhnt werden. Ich litt viel, denn man lachte mich aus abends in der Spinnstube; und von da wurde die Kunde ins Dorf gebracht. Mein Vater haderte mit mir. Nur meine Mutter fühlte mit mir und verstand mich. Sie und die Zeit flößten Balsam in meine Seele durch die Hoffnung auf das Wiedersehen. Übrigens kam doch der Bube allmählich wieder bei mir heraus. Der kindliche Leichtsinnsiegte. Meine Träume aber führten mir oft Marianens Bild zurück.

Der Sommer ging hin mit seiner Lust, seinen Rirschen und Pflaumen. Die Haselnüsse kamen und unser Nußbaum gab seine Frucht. Ich ging nach Bernkastel in den Herbst und genoß die reiche Herbstfreude. Damit aber war es bald am Ende; nun kam der Winter, das

Besenbinden, Wedelschnitzen, die Schule, die nun strenger gehalten wurde, und die Griesgrämlichkeit des Schullehrers, die mit jedem Tage wuchs; freilich auch Schnee und Eis darf ich nicht vergessen. Aber hinter dem allen lächelte Marianens freundliches Gesichtchen und schien mir zu sagen: „Im Frühlinge komme ich wieder.“

Der Frühling kam: aber der Spenglersteffen blieb aus. Er kam nicht. Umsonst hatte ich alle meine schönen Maiblumensträuße gepflückt. Oft ging ich auf die Höhe, von der man weit hinab in das Moselthal sehen konnte. Da hab' ich gestanden und habe gemeint, jetzt müßte ich den Zug der Sippschaft sehen, den wandernden Waldameisenzug mit alle dem Kindergekrabbel und Gezappel.

Oft fragte ich meine Mutter: „Kommt denn unser Spengler nicht?“ Dies „unser“ belächelte meine Mutter, aber sie hatte Unrecht. Der Gründe mehrerer war wenigstens ich mir für dies „unser“ bewußt. Erstlich kamen der wandernden Spengler wohl auch andere; aber die wohnten nicht bei uns; sodann hatten sie wohl Kinder, aber keine Mariane, und die sollte ja meine Frau werden, mithin war sie mit ihren Leuten „unser“; endlich war ja der Steffen und mein Vater, die Mutter und Marianens Mutter gutfreund. Waren das nicht Gründe genug? Den ersten und letzten machte ich auch der Mutter gegenüber geltend; doch den zweiten oder mittleren — den behielt ich ganz für mich — für mich war er der gewichtigste von allen.

Als schon die Tage kürzer und die Abende länger und kühler wurden, fragte endlich auch mein Vater: „Wo bleibt doch der Steffen? Sieb acht,“ fuhr er fort, „es ist ihnen ein Unglück passiert, oder sie sind krank.“

Ach, hätte mein Vater gewußt, welchen Stachel er

da in meine Seele stieß! Ich verging fast vor Sorge. Nur im Gebete fand meine Seele wieder Frieden. Meine Mutter hatte eine Glaubensfreudigkeit in meine Seele gepflanzt, die jetzt, wo Angst und Sorge an derselben nagten, ihre volle und beruhigende Kraft erwies.

Meine Mutter hatte mir immer gesagt, über guten Kindern wachten Gottes heilige Engel und schützten sie allzeit. Dieser schöne Glaube in seiner Anschaulichkeit war auch tief in meine Seele hineingewurzelt. So hat es mich denn auch damals nur auf Augenblicke beunruhigen können, was mein Vater befürchtet. Nein, Marianen ist nichts begegnet! Sie war so lieb und gut. Die heiligen Engel schützten sie sicherlich.

Mein Herzensglaube wurde wahr.

Noch nicht acht volle Tage später stand ich wieder auf der Höhe und sah sehnsüchtig in das Thal, da sah ich das beladene Grauchen, die Ziege, den Steffen und die Mutter, nebst dem Kinderzuge daherkommen, und mein scharfes Auge unterschied deutlich Mariane mit ihrem feuerroten Halstuch.

Ich stieß einen Freudenschrei aus und rannte wie ein Pfeil dahin, woher sie kamen.

Welch ein Jubel, als ich sie erreichte!

Steffen und seine Frau drückten mir mit herzlicher Liebe und Freude die Hand. Die Kinder liebkosten mich, und Mariane fiel mir freudestrahlend um den Hals.

Wir zogen nun im Triumphe ein. Ich erzählte dem Steffen, wie alle Leute ihr Geschirre aufgehoben, bis er käme, da sie ihn alle so lieb hätten, was ihn sehr freute; ich aber knüpfte daran den weiteren Schluß, daß er nun, wo er mehr Arbeit fände, auch länger bleiben würde,

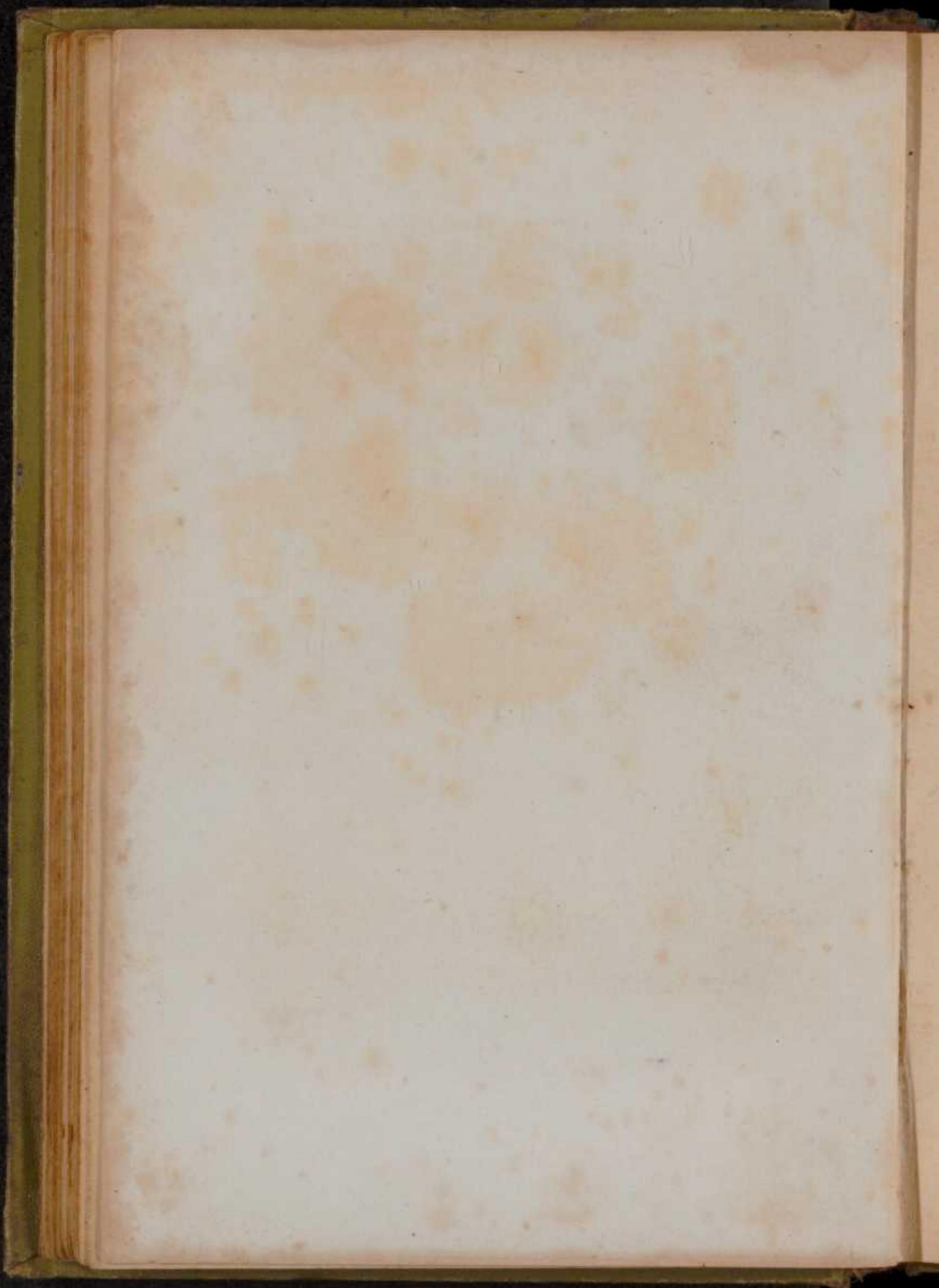


C. H. W. de

J. W. B. 1800

Ankunft der Familie des Spenglerstücken.

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg



was ich auch heimlich Marianen mittheilte, die mir fröhlich zunickte.

Als wir abends vor der Thüre zusammen saßen, da sagte ich ihr, wie ich viel tausendmal an sie gedacht; wie der Vater so sehr befürchtet, sie möchten krank sein, oder es möge sie ein Unglück betroffen haben; wie ich aber immer vertraut, daß sie die heiligen Engel beschützt hätten.

„O, ich habe noch mehr an dich gedacht,“ flüsterte herzig das Mädchen.

Wie glücklich waren wir! Wie schwatzten wir zusammen! Mariane erzählte mir die Geschichte der Zeit, die sie ferne gewesen war; ich ihr die unseres Dörfleins. Die andern hatten ihren Spott, nannten uns Mann und Frau und lachten über uns.

Das machte uns scheu im Hause.

Als ich am andern Tage mit Marianen Futter suchen ging, und wir unsere genügende Last hatten und uns unter einen Baum setzten, fragte ich: „Hast du gehört, was die gestern sagten?“

„Die Garstigen!“ grollte das Mädchen.

„Ei, hast du denn andere Meinung, als voriges Jahr?“ fragte ich ganz erstaunt. „Du selbst sagtest ja, du wolltest meine Frau werden und ich dein Mann?“

„Ja,“ sagte sie, „das meinte ich auch; denn eine Könne werde ich nicht, und du sollst auch nicht ein Vater Siegwart werden, und sterben wollen wir alle beide nicht; aber die andern sollen es nicht wissen, brauchen's auch nicht zu sagen. Ich schäme mich so sehr.“

„Könnten wir gleich Mann und Frau werden,“ sagte

ich, „dann wär's gut; aber ich habe gehört, daß man da erst das Handwerk kennen muß.“

„Was für eins?“ fragte sie neugierig.

Ich geriet in Verlegenheit. Mein Vater hatte mich seit dem letzten Herbst zum Schneiderhandwerke angeleitet. Ich trennte, setzte einen Placken auf, einen Knopf an; machte eine leidliche Wendlingsnaht, fädelt meine Nadel blitzschnell ein und legte, wie mein Vater sagte, Eigenschaften an den Tag, die Hoffnung gäben, daß ich einst ein Modeschneider würde, womit mein Vater das Höchste in der Zunft und Kunst benannte, was er überaus schätzte. Nur Sitzfleisch mangle mir noch, sagte er. Überdies hatte er mir oft zu Lob und Preis der Schneiderzunft eine Standrede gehalten, wie ich sie kaum schöner späterhin im Rheinischen Hausfreund gelesen, einem Kalender, der im Lande Baden und auch drüber hinaus mit Recht sehr berühmt gewesen ist. Das hatte mich zur Zunft wieder bekehrt, und mein großer Widerwillen gegen den Geisbock am Hause war sehr gewichen, seit mir mein Vater den ehrenvollen Ursprung der neckischen Bezeichnung des Zunftcharakters mitgeteilt hatte. Mir fiel jetzt eben Marianens Widerwille gegen die Schneider ein, und ich sagte errotend: „Ei, das ehrsame Schneiderhandwerk!“ —

„Bei Leibe nicht!“ rief sie erschrocken aus. „Ein Schneider muß sitzen und hocken Jahr aus, Jahr ein! Nein, einen Schneider mag ich nicht. Ich will wandern. Das ist eine rechte Lust. Wird' ein Spengler, Friedel, sonst mag ich dich nicht zum Manne. Pfui, ein Geisbock!“ rief sie aus.

Das ärgerte mich aber doch, und ich schmolte.

Sie mochte fühlen, daß sie mich beleidigt.

Sie fing an mich zu streicheln und zu liebkoosen; hielt aber dem Spenglerhandwerke eine so kräftige Lobrede, daß ich wankend wurde. Als sie das merkte, hob sie erst recht alles, was sie nur Schönes zu sagen wußte, hervor, und ich, der ich längst mein Gefallen dran gehabt hatte, wurde am Ende überwunden.

Es gab nun eine Vereinigung. Alles wurde ausgemacht. Nächstes Jahr sollte ich mit ihrem Vater ziehen und ein Spengler werden.

Auch dieses Mal blieb Steffen nur wenige Tage, zumal da das Jahr schon weit vorgerückt war. Die Trennung war noch schwerer als früher, allein es mußte geschieden sein.

Auch bei den Alten war diese Trennung schwer. Ich sah meine Mutter weinen, als Marianens Mutter ihr die Hand reichte. Ich habe lange wieder stille getrauert und wurde nun nicht mehr geneckt; aber was schwerer auf meinem Herzen lag, das war der Umstand, daß ich meinem Vater sagen sollte, ich wollte ein Spengler werden. Ich überlegte es hin und her und konnte diekehr nicht finden.

Eines Tages mußte ich wieder in meinem Loche auf der Boutique neben meinem Vater sitzen und Hosen auseinander trennen, die gewendet werden sollten, da brach ich die Scheu und sprach meinen festen Entschluß aus, kein Schneider, sondern ein Spengler zu werden. Mein Vater ließ Nadel und Zeug sinken, starrte mich an und rief:

„Wa — was redet der Strolch? Dem hat das Spenglersmädel einen Floh in das Ohr gesetzt, daß ihn der Bock gestoßen hat! Wart“, rief er, „ich will dir das Mädel und den Spengler aus Kopf und Rippen treiben!“

Wie ein Rasender griff er zur Elle und zerarbeitete sich über die Maschinen an mir.

Ich schrie, ich wolle ja gern ein Schneider werden; aber das half nichts. Erst als er müde war, legte sich sein Grimm.

Ich aber war durchgebläut, daß ich nicht sitzen konnte, und das widerliche Handwerk war mir nun noch mehr zuwider geworden. Doch was half's? Ich mußte schneiden, und mein Vater sagte, wenn ich nicht fleißig war: „Hat dich der Bock gestoßen?“ Er warf dabei so bedeutame Blicke auf die Elle aus Wachholderholz, daß ich allemal zusammenfuhr und mit aller Kraft arbeitete, als wär's meine Lust.





Wann d'Sonne scheint und d'Himmel ist blau,
Und d'Blämel blähenuffrischer Lu;
Wenn die Vögli pfeifen uf grünem Baum,
Und d'fischli springen im Wellenschaum:
Dann trau' nit dem Wetter; es blühet schon,
Und d'Wolken am Himmel mit Donner droh'n.
Die freud' is kurz und das Leid is lang —
Es is mir im Herze schon angst und bang.
Schweizerlied.

3.

Nein Vater ging bei allem, was er that, von ganz richtigen Erfahrungs-Grundsätzen aus, von Grundsätzen, die er meist von sich selbst oder aus Beobachtungen an anderen Personen und Zuständen abgezogen hatte. Es ist kein Weh so groß, kein Leid so schwer, das nicht mit Arbeit zu bannen wär'. Das ist so einer von seinen Grundsätzen gewesen, deren Wahrheit ich wohl begriff; denn ich erfuhr sie an mir selber. Ich mußte arbeiten wie ein Feind. Am Tag schneiderte ich; wenn die Schule aus war, und abends mußte ich Besen binden, Fliegenwedel, Holzlöffel und Holzsteller schnitzen, wobei mir mein Vater tüchtig auf die Finger sah. Meine Gedanken waren dabei freilich zoll- und vogelfrei, und auf ihrem Wege zu Marianen konnte sie niemand hindern; allein ich mußte doch auch an meine Arbeit denken. Manch-

mal stiegen noch trüb- und rührselige Siegwartsgedanken in mir auf; allein sie haben nicht mehr lange Stich gehalten.

Ich glaube aber, daß dazu auch der veränderte Abend-Lesestoff beitrug. Im Städtchen, das uns am nächsten lag, hatte der Buchbinder seine Leihbibliothek erweitert durch Ankauf alter Bücher. Daher kamen Reisebeschreibungen in unsere Hände, und vorzüglich war der Gewinn, den wir dadurch machten, daß der Schulmeister von einem Juden alte Bücher mancherlei Art kaufte und diese großen, dicken und inhaltreichen Bücher zum Lesen hergab, wodurch er sich den Eintritt in unsere Spinn- und Lesegemeinschaft erwarb. Das war eine gesunde Nahrung für uns alle. Für mich war es besonders vorteilhaft; denn meine gesunde Natur rang sich aus den Banden der Empfindelei heraus; auf der anderen Seite gewann ich dadurch, daß der Schulmeister sich mit meinem Vater ausgesöhnt hatte, auch noch den besonderen Vorteil, daß er mich nun nicht mehr so unbarmherzig mit Prügeln traktierte, sondern schonender und milder gegen mich verfuhr. Auch mit dem Andres, dem Taubenschnäpper, schloß ich und er mit mir Frieden. Er schämte sich jetzt, wo er alle Abende in unserm Häuslein war, mir die Tauben wegzufangen. Dadurch entrannten meine lieben Tauben seinen Krallen und er — meinen die Unbill rächenden Fäusten. — Die Romanenlust starb allmählich hin, und der Geschmack an etwas besserem wuchs kräftig. Nur bei dem weiblichen Teile unserer Abendversammlung ging solches Gelese nicht recht ein. Da gab's keine Thränen, sondern nur höchstens wunderliche Begebenheiten, Kriegsabenteuer und dergleichen, und das gefiel ihnen nicht. Ehrlich gestanden dauerte es

auch bei mir ziemlich lange, bis ich rechten Geschmack daran fand.

Unser Leben floß nun wieder so harmlos wie immer dahin, und das süße Bewußtsein, nützlich zu werden, kam in meine Brust. Aber ach, wie bald sollte sich ein Wetter über unserm, besonders aber meinem Haupte entladen, dessen Heranziehen niemand ahnete. Wie bald sollte ich darniedergeschmettert werden!

In einem Dorfe, das tiefer unten gen Trarbach hin an der Mosel lag, war eine äußerst ansteckende und sehr gefährliche Krankheit ausgebrochen, die reißend um sich griff und auch alles hinraffte, was sie ergriff.

Im Lande des Kurfürsten von Trier stand's dazumal gar traurig um die ärztlichen Anstalten und um die Herren Doctores, die an dem menschlichen Leibe herumfuschen, bis keine Fuge mehr zusammenhält und es ausgefuscht ist mit ihren Pillen, braunen Brühen und Latwergen, daß sich Gott erbarme! Freilich steht's überhaupt kaum besser jetzt, wo ich alt geworden bin. Das sage ich nicht gerade in Bezug auf mein Heimatland und seine Zustände, sondern der Ausruf: daß sich Gott erbarme, bezieht sich in Summa auf die ganze Doctorei. Wenn man die Herren Doctoren unter einander selber über ihre sogenannte Kunst reden hört, wie ich's gehört habe — dann widert einen vollends die Geschichte an! — Ich hab' sie mir möglichst vom Leibe gehalten, Wasser getrunken (was sie den armen Kranken verbieten) und gehungert, und bin besser weggekommen. In Bernkastel war ein Doctor, sonst weit und breit herum keiner mehr. Da halfen Hausmittel oder halfen auch nicht, und alte Weiber, Hirten, Bader und dergleichen Leute waren die ärztliche Zunft. Wie's da

bei solch' einer Krankheit, die eben ein Fleckenfieber war, gehen mußte, läßt sich leicht denken. Die Leute starben hin wie Schneeflocken, wenn's warm am Boden ist. Das geschieht nun freilich auch da, wo die Doktoren sind, und es sterben gewiß Leute genug „am Doktor“ — aber es ist doch gar schlimm gewesen, daß auch die Apotheke so weit weg war. Die Krankheit war weit von uns; aber man hörte Erschreckliches davon und bebte bei dem Gedanken, sie könne zu uns kommen. Und sie kam wirklich schnell genug; sie wurde ins Dorf eingeschleppt.

Ein blutarmes Waisenkind diente als Kindermädchen bei reichen Leuten in dem Dorfe, wo die Krankheit herrschte. Sie wurde davon ergriffen, und, wie es Sitte bei reichen Leuten ist, sofort heimgeschickt. Sie hatte aber kein Heim, als unser Dorf, wo sie aber leider keine Verwandten mehr besaß. Meine Mutter sah sie kommen, sah, wie sie bleich, zitternd daherkam, und nahm sie auf, kochte ihr Schafrippenthee, daß es ihr warm wurde — aber sie starb noch in derselben Nacht in unserer Stube, weil sie sich auf dem Wege vollends verdorben hatte. Am andern Tage schon, noch ehe das arme Kind begraben war, mußte sich meine Mutter legen mit allen Anzeichen der bösen Krankheit. Wer beschreibt unsere Angst, unsern Kummer? Mein Vater kam Tag und Nacht nicht aus den Kleidern, nicht von ihrem Bette, und doch erlag sie. In acht Tagen war sie — tot.

Wer könnte unsern Jammer fassen? Wer unsern Schmerz? Aber das Maß war noch nicht voll. Auch mein Vater bekam infolge zu großer Anstrengungen bei der Pflege der Mutter dieselbe Krankheit und darauf auch ich. Niemand kam zu uns als eine arme alte Frau, die

den Tod nicht scheute, weil sie alle ihre Lieben hatte müssen begraben sehen. Mit dem Armen hat leider meist nur der Arme wieder rechtes Erbarmen. Er — weiß, wie's thut, verlassen zu sein! Er hat ein Herz. Der Reiche denkt leider in hundert Fällen nur an seinen Geldsack und sich selbst.

Wir lagen in wilden Fieberträumen und wußten nichts von einander, nichts von uns selber.

Als ich wieder einmal erwachte, da war es so stille in dem Stübchen. Ich richtete mich auf und sah um mich. Da saß die alte Grete, eben die arme, alte Frau, alleine da und schlief. Vater und Mutter fehlten. Ich rief. Die Alte erwachte. „Wo ist mein Vater?“ fragte ich matt, „wo ist meine liebe Mutter?“

„Ach, du armes Kind,“ sprach wehmütig die gute Grete, „erschrick nur nicht, dein Vater ist auch tot, und schon drei Tage begraben und liegt nun bei deinem guten Mütterlein im kühlen Grabe.“ Ach, die gute Grete überlegte nicht, wie das auf mich wirken mußte! —

Ich sank zurück, und das Bewußtsein schwand wieder. Doch es schien, als sollte ich Armer allein die Krankheit überwinden. Ich kam wieder zu mir selber und genas langsam. Die gute Grete pflegte mich treu. Als ich aber wieder auf war, legte sie selber sich nieder, und sie, die unser Schutzengel gewesen, starb nun auch an derselben Krankheit, welche halt von einer pestartigen Ansteckung war. Lohn's ihr der Vergelter alles Guten, was sie an uns that! Ich armer Knabe, der ich mich selber kaum auf den Beinen halten konnte, pflegte sie; aber Gott sei Lob, daß ich es konnte!

Ich kann unmöglich den Zustand meiner Seele be-

schreiben, als nun die gute Alte auch tot war, und ich mutterseelenallein in der Welt stand. Mein erster Gang war auf den Kirchhof. Alle Leute weinten, als sie mich so hinwanken sahen; aber keiner sagte: „Komm zu mir, du armer Verlassener!“ —

Ich kehrte allein zurück zu der toten Grete. Ich fürchtete mich gar nicht. Sie war so gut gewesen, warum hätte ich sie fürchten sollen? Nur eine Nachbarnsfrau hatte Mitleid und schenkte mir warme Suppe. Mir kam gar nicht einmal der Gedanke an meine Zukunft, so drückte mich die Lage der Gegenwart nieder. Nur der Verlust stand vor meiner Seele. Und als die gute Grete begraben war, war ich alleine! Mein Schmerz war bodenlos. Ich habe mich jammernd auf dem Boden herumgewälzt. — Ach, es sollte noch schlimmer kommen! Bis jetzt wußte ich doch noch, wo ich schlafen könne; auch hatte ich noch ein Brot gefunden, und in dem Gedanken, daß ich nicht betteln müsse, lag ein reicher Trost für mich. Aber noch ehe es Mittag war, kam der Schultheiß und das Dorfgericht, nahmen alles auf und sagten mir, daß ich, da alles, was meine Eltern besaßen, schwer verschuldet sei, aus dem Häuschen heraus müsse (in dem ich so glücklich gewesen war, ohne daß ich mir das Leben in der Welt gar nicht denken konnte); denn alles werde versteigert. Dies geschah denn auch mit dem wenigen Mobiliar noch am Nachmittage. Das Haus wurde versiegelt.

„Wo soll ich denn schlafen?“ fragte ich mit Entsetzen.

Man zuckte die Achseln.

„Geh zu deinem Better Jürgen,“ sagte der Schult-

heiß, und ging weg, ohne ein Wort des Mitleids und des Trostes.

Aus den umstehenden Bauern trat nun der Jürgen hervor und nahm meine Hand. „Komm, Friedel,“ sagte er, „ich verlasse dich nicht!“

Ich habe mich damals in einer wahren Verzweiflung befunden. Ich habe gemeint, alle Leute seien mir böse und wollten mein Unglück. So wollte ich mich denn auch losreißen von Jürgens Hand und rief laut heulend: „Vater, Mutter, holt doch Euer armes Kind zu Euch!“ — Das ergriff doch alle, die es hörten.

Viele Bauern weinten laut; auch der arme Jürgen. Er gab mir die besten Worte und führte mich in seine Hütte, wo mich seine gute Frau freundlich aufnahm.

So war ich denn der Ärmste unter den Armen, vater- und mütterlose Waise, vertrieben aus den lieben Räumen des Hauses, an das sich alle Erinnerungen einer glücklichen Jugend knüpften. Ich weinte tagelang und in den Nächten ließ mich erst die größte Ermüdung auf dem Strohlager Ruhe finden. Wo sollte ich nun Zuflucht, wo Trost, wo Beistand suchen? Und wenn ich an dem Häuschen vorüberging, wie blutete da mein Herz! Aus den Fenstern sahen Fremde, die kein Auge und kein Herz für mich hatten. Das Elsternest war herabgestoßen, die Sperlinge nisteten in den Wohnungen der frommen Schwalben und der Bienenpeter, der abscheuliche Nachbar, der den guten Kotschwänzchen so feindselig war, hatte ihr Nestchen zerstört. Nur meine schönen Täubchen wohnten noch im Schlage, wo sich niemand um sie kümmern mochte. Ach, ich sah alles, auch das Kleinste; denn das war ja der Fleck, an welchem sich meine Liebe anflammerte. Wie oft

stand ich da, sah das Häuschen an, und die Thränen rannen, weil die Bilder der Vergangenheit an der Seele vorübergingen, weil überall die Merkzeichen waren, daß das alles nun für immer vorüber, unwiederbringlich verloren sei. Täglich mußte ich vorübergehen. Machte jemand die Thüre auf, so meinte ich, mein lieb' Mütterchen käme mir entgegen; ging das Fenster auf, so meinte ich, mein lieber Vater riefte mir. Und wenn's dann andere Gesichter waren, die ich sah und die meiner nicht achteten — o, dann bin ich hinweggeeilt und habe laut geschluchzt und gejammert. Meine Lebenslust war weg. Wusch ich mich in der Mosel, so sah ich nicht mehr wie ehedem die roten Wangen mir entgegenlachen. Mein Gesicht war bleich und hager. Ich fühlte mich so müde, so matt, so freudenlos. Ich wäre wohl gerne gestorben, um bei meinen lieben Eltern zu sein.

Es war ein Glück für mich, möchte ich sagen, daß der jetzige Besitzer meines elterlichen Hauses im folgenden Jahre das Häuslein ausbessern ließ. Die Giebelmauer mit dem schönen Epheustocke wurde weggebrochen und neu gemacht; außen wurde alles angestrichen. Der Geisbock mit dem Reimlein verschwand. Das Strohdach wurde ebenfalls erneuert. So wurde das Häuschen mir fremd, und die Eindrücke, die sein Anblick hervorbrachte, waren um mehr als die Hälfte getilgt. Als nun vollends der Mannsch, der es bewohnte, den herrlichen Nußbaum weghauen ließ, um Dielen daraus schneiden zu lassen, da war ich dem Häuslein und es mir völlig fremd.

Doch, ich wollte ja von dem Jürgen reden!

Wer der Jürgen war, muß ich jetzt erst erwähnen, da von ihm noch nicht die Rede gewesen ist. Er war

mit meiner Mutter Geschwisterkind, soviel ich weiß und seines Geschäftes ein Lohschäler, arm wie Hiob, aber kinderreich wie Jakob. Er war ein gutmütiger Mensch, aber leider dem Branntwein ergeben, so daß er oft den Verdienst einer entbehrungsreichen, arbeitvollen Woche schon am Samstagabend vertrunken hatte, ehe er heimkam. Kam er dann und sah das Elend daheim, mußte auch der Frau Vorwürfe anhören, dann ergriff ihn nicht selten eine solche Wut, daß Frau und Kinder vor ihm flüchten mußten und er alles zerschlug, was ihm vorkam. Ich glaube, da er sonst gutmütig war, daß die Neue, der Zorn über sich selbst ihn so aus den Fugen trieb. Er rasete dann gegen alles, was ihm vorkam. Daher war im Hause kein ganzer Stuhl, und die Fenster mit Lumpen zugestopft oder mit Katzenpapier verklebt, so daß selbst beim hellen Sonnenschein eine halbe Dämmerung in der Stube herrschte. Jürgens arme Frau war ein Bild des Jammers; seine Kinder gingen halb nackt und bettelten das Brot in der Umgegend rundumher. Der Zustand der Haushaltung war trostlos. Mein Vater und meine Mutter waren oft hinter dem Jürgen gewesen, hatten alles versucht, aber die Macht des Branntweins war zu groß. Wenn er auch alles versprach und unter Thränen gelobte, sich zu bessern und ein rechter Vater seiner Kinder werden zu wollen, sobald er wieder das Schild des Wirtshauses sah fielen alle Vorsätze zusammen, und das alte Leben begann wieder, daß es über das Bohnenlied ging. Das ist der Fluch, der auf dem Säufer ruht, daß auch seine besten Grundsätze unausgeführt bleiben, sobald die Lust erwacht; daß er dem stets lockenden Reize und Kitzel seines Gaumens nicht widerstehen kann. Hat er wieder den ersten Tropfen des ver-

fluchten Branntweins geschmeckt, so ist alles vergeblich. Er ist dann wie besessen und vermag nichts mehr über sich. Da sieht man wieder die ewige Wahrheit des heiligen Bibelwortes: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht!“

Allmählich wurde auch die sonst brave Frau liebedlich und ließ alles gehen, weil eben doch alles, was sie versuchte nichts half, den einreißenden Strom des Glends und Verderbens zu hemmen und zu dämmen. Die Kinder verkamen in Schmutz und Jammer, wurden Felddiebe, Obstdiebe, um ihren Hunger zu stillen und das Maß ihrer Roheit überstieg alle Begriffe und Vorstellungen.

So war es denn gekommen, daß mein Vater und meine Mutter sich ganz von der Familie zurückzogen und alle Gemeinschaft abbrachen. Und dort sollte ich nun leben, wohnen, sein; sollte betteln und stehlen helfen. Nein, lieber wollte ich sterben!

Aber was sollte ich machen? Ich war noch halb krank. Meine Beine versagten mir noch immer nach kurzer Anstrengung den Dienst. Mein Hunger aber war bodenlos. Ich fror, wenn mir ein Luftzug mich berührte. Konnte ich mich da ohne Obdach behelfen?

So sehr auch alles in mir widerstrebte, ich folgte endlich dem Jürgen und wurde von Frau und Kindern besser aufgenommen, als ich es mir gedacht hatte. Sie suchten mich zu trösten, so gut es ging. Ich bekam abends ein Stück Brot, und legte mich dann mit dem Gedanken: Ach, Vater, Mutter, Mariane, wenn ihr das wüßtet! nieder, und empfahl mich betend dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel, wie es mich mein Mütterlein gelehrt.

Am anderen Morgen nahmen die Kinder ihre Bettel-
säcke. Ich bekam auch einen und nun sollte ich betteln.
Das war mir das allerschwerste. Ich sah meine Base an
mit einem Blicke, der in Thränen schwamm. So sehr
auch das Elend die Frau verhärtet hatte, sie verstand
diese stumme Sprache. Sie mochte daran denken, wie
schwer es ihr selbst geworden, als sie zum erstenmal ihren
Kindern sagen mußte: „Bettelt nun Brot, wir haben
kein's mehr!“ Sie sann einige Augenblicke nach; dann
sagte sie mit gebrochener Stimme zu ihren Kindern:

„Geht allein, der Friedel holt mir Holz.“

„Ist der mehr als wir?“ knurrten die Buben. „Sollen
wir auch noch für den betteln?“

Aber die Mutter drohte, und brummend zog der
Haufe ab. Ich dankte mit einem Blick voll Liebe, nahm
einen Strick und eilte in die Hecken. Nie habe ich so viel
Holz in einem Vormittag heimgeholt, und nie haben
mir die Kartoffeln besser geschmeckt, obgleich sie in der
Naturuniform auf den Tisch geschüttet und ohne Salz
und Brot verzehrt wurden.

So ging das Leben ruhig fort bis zum Samstag
Abend, als Jürgen trunken heimkam. Er hatte im Walde
Holz gefällt, und was er in der ganzen Woche verdient,
bereits reinweg vertrunken.

Ich will denen, die einmal diese Zeilen lesen, das ekel-
hafte Bild meines Pflegevaters nicht entwerfen; auch nicht
den grauenvollen Auftritt beschreiben, der nun folgte und
alles übertraf, was ich davon gehört hatte. Alles floh
aus dem Hause vor dem Unmenschen, der wilder als ein
Tier war und so scheußlich anzuschauen, daß ich im Todes-
schrecken floh, ohne zu wissen wohin. Ich sah ein offenes

Hofthürchen, stürmte hinein, warf und riegelte es dann zu. Totenbleich kroch ich hinter einen Haufen Holz und betete da in der Angst meines Herzens, daß der Unhold mich nicht finde. Ich bebte wie ein Espenlaub im Winde, als ich wankende Schritte meinem Versteck sich nahen hörte.

„Was machst du da?“ hörte ich plötzlich die krächzende Stimme des Herrchens, d. h. unseres Pastors, und mit Entsetzen wurde ich gewahr, daß ich in den Pfarrhof gerannt war. Ach Gott, seufzte ich, was wird das geben?

Ich habe gesagt: „mit Entsetzen“ sei ich inne geworden, mit wem ich's nun zu thun habe. Das muß ich doch rechtfertigen, wenigstens aufklären.

Früher habe ich erwähnt, daß ich mit dem Pastor, wenn auch anfangs nicht, so doch in späterer Zeit leidlich stand; ich diene bei der Messe wie ein Alter, wußte alles genau und wurde selten mehr von ihm gescholten. Das war aber viel; denn er war einer der jähzornigsten und kollerigsten Menschen, die es jemals gab. (Daß ich ihn „kollerig“ nenne, kommt daher, daß man an der Mosel den Jähzorn im heftigsten Grade „Koller“ nennt; ich glaube, es ist ein Ausdruck, den man von den Pferden gebraucht.) Er hatte aber dabei, wie es fast immer bei solchen Leuten ist, durchaus kein böshafte Herz. Er drehte sich um und sein Zorn war verraucht. Er war übrigens sehr strenge, und das spanische Rohr, das er häufig mit sich führte, hatte mit manchem Bubenrücken im Dorfe eine vertraute Bekanntschaft gemacht, auch mit dem meinigen in früheren Tagen. Wir fürchteten ihn alle wie das Feuer. Sein Hauswesen regierte eine

alte Base, die vor etwa fünfzig Jahren sechzehn mochte alt gewesen sein. Das Herrchen selbst war auch kein Jüngling mehr — ich glaube, daß er noch etwa sechs Jahre älter als die Base war. Diese Base hieß Sophia, und das Herrchen hielt viel auf sie. Sie ihrerseits vermochte alles über ihn, und die Leute lachten oft und sagten: sie habe ihn unter dem Pantoffel, was ich aber damals nicht zu deuten vermochte, später indessen vollkommen als richtig erkannte.

Mich bannte die Furcht, als ich seine Stimme jetzt erkannte, und lähmte mir Zunge und Glieder. Alle Schrecken, die ich bei Jürgen geflohen, nahen sich hier, wenn auch in anderer Art.

„Willst du heraus, du Racker!“ schrie das alte Männlein bald im höchsten Zorne, und schwang mit fast jugendlicher Kraft das Rohr, daß ich es durch die Lüfte pfeifen und sausen hörte. Das Geschrei brachte die dicke Sophie heraus. „Was giebt's, Hochwürden?“ rief sie. „Schon wieder so zornig, und gewiß wieder um nichts?“

„Was, um nichts?“ schrie er, „da ist der Friedel in das Holz gekrochen, und will nicht heraus!“

„Ach, der arme Friedel,“ sagte sie beweglich, „der Vater und Mutter verloren hat.“

Diese Bemerkung hatte eine sturmbeschwörende Wirkung bei dem Pastor. Es trat eine Stille ein.

Nach einigen Minuten sagte das Herrchen: „Du hast recht, Sophie, mach' nur, daß du ihn da herausbringst, den Racker.“

„Hochwürden, laßt mich nur machen,“ sprach sie mit Sicherheit, und trat an mein Versteck.

„Friedelchen, mein Söhnchen, komm heraus,“ flötete

sie. „Es geschieht dir gewiß nichts. Das Herrchen hat dich immer lieb gehabt und ich auch.“

Ach, das waren die ersten freundlichen Worte, welche ich seit dem Tode meiner Eltern empfing. Wie hätte ich ihnen widerstehen können, wie ihnen nicht Glauben schenken sollen?

Ich kroch auf allen vieren heraus, und hatte nicht den Mut, die Augen aufzuheben.

„Der hat gewiß etwas angefangen,“ knurrte das Herrchen, und ich erwartete unverweilt einen neuen Ausbruch seiner Hitze. Die dicke Sophie ließ ihn aber nicht dazu kommen.

„Hochwürden,“ rief sie aus, „warum denkt Ihr doch auch immer gleich das schlimmste und ärgste? Nein, Friedelchen, gelt' dir ist etwas Schlimmes passiert?“ —

„Ach ja!“ seufzte ich unter bitteren Thränen, der Zürgen, ach der Zürgen.“ — Ich konnte vor Schluchzen nicht weiter.

„Da habt Ihr's,“ sagte die dicke Sophie. „Ich habe den Zürgen vorhin wieder trunken am Pfarrhose vorbei taumeln sehen. Nun kann ich mir's erklären.“

„Gelt, er hat wieder alles durchgeprügelt?“

„Ja,“ sagte ich.

„Und das Geräte zerschmissen?“

„Freilich.“

„Da bist du in der Angst fortgelaufen, dich zu verbergen?“

„Ja.“

„Und du hast nicht gewußt in der Angst, wohin du flohst?“

„Ach ja!“

„Und du bist an so eine Wirtschaft nicht gewöhnt?“ —

„Gewiß nicht!“

„Und als du da drinnen sahest im Holze, fürchtetest du dich vor dem Herrchen?“

„Ach gewiß!“

„Da habt Ihr's, Herr Better, Hochwürden wollt' ich sagen, da habt Ihr's. Eure Hitze hat die Noth des Armen noch vermehrt. Nun seid Ihr auch schuldig, das wieder gut zu machen.“

Das Herrchen stand da wie Butter in der Sonne, und wußte nicht, wo aus, wo ein. Das kam unerwartet, aber ganz wohlverdient; sein eigen Herz mochte ihm das sagen. Auch stritt in seiner Seele das Mitleid mit dem Ärger über die Lektion seiner kugelrunden Base.

Endlich sagte er: „Was soll ich denn thun?“

„Ich denke, wir treten in die Stube, um darüber zu reden,“ sagte die alte Jungfer. „Du, Friedelchen, gehst in die Küche und wartest bis ich komme.“ Der Pastor gehorchte pünktlich; wie hätte ich es wagen dürfen, mich zu widersetzen? Überdies dankte ich Gott, wenn ich irgendwo eine Zufluchtstätte für diesen Winter fand; denn zu Jürgen wäre ich nicht zurückgegangen.

Während die beiden in die Stube traten, begab ich mich in die Küche, wo eben niemand war, da Sophie keine Magd hielt und zwar seit unvordenklichen Zeiten. Ich setzte mich auf einen Schemel am Herde. Über dieser Stelle aber befand sich ein Schalter in der Mauer, der nur einen kleinen Vorhang in der Stube zum Verschluss hatte. Da war ich denn Ohrenzeuge folgender Unterredung:

„Was meinst du, liebe Sophie?“

„Hochwürden, ich meine, Ihr solltet ein Werk der Barmherzigkeit an dem armen Kinde üben.“

„Wie aber und wie weit?“

„Nun, Ihr habet keine armen, aber stets braven Eltern gekannt. Das Unglück hat sie wahrhaft verfolgt. Nun sind sie beide gestorben und der arme Junge läuft in der Welt herum, wird von dem abscheulichen Zürgen, dem Säufer, mißhandelt, muß sein Brot betteln, und geht völlig zu Grunde. Da meine ich denn, Ihr solltet ihn ins Haus nehmen, ihn gut halten, unterrichten und unterrichten lassen, daß er etwas Ordentliches werden könnte. Mittlerweile könnte er mir, die ich nun nachgerade anfangen, alt und kropig zu werden, die notwendigsten Dienste leisten und so sein wenigß Brot ehrlich verdienen.“

Das Herrchen hemmsete etlichemal. Dann fragte er:

„Ist das deine feste Meinung?“

„Ja,“ entgegnete sie.

„Nun, dann probier's einmal mit ihm.“

„Aber ich halte mir aus,“ fuhr sie fort, „daß Ihr ihn nicht verkollert.“

Das Herrchen schwieg auf diesen Vorbehalt und es schien, als sei über mich entschieden.

Ich saß da wie Lots Weib, starr — kalt bis ans Herz. Man sagte im Dorfe, es haue der füzigste Geiz in den vier Wänden der geistlichen Wohnung. Den Alten kannte ich als rasenden Hitzkopf. Ach, was sollte aus mir Armen werden in dieser Folterkammer? — Ich wäre jetzt wieder gerne zu Zürgen gegangen — hätte selbst lieber gebettelt. Ich faltete meine Hände und betete um den Schutz Gottes.

Aber ich hatte mich doch in meiner Furcht verrechnet.

Die dicke Sophie kam heraus mit einem recht frohen Gesichte. Sie setzte sich zu mir und sagte: „Nun sollst du armer Junge an mir eine Mutter haben, wenn du recht folgsam, fleißig und brav bist. Du bleibst hier bei mir, sollst gute Kost, ein gutes Bett und gute Kleider haben; aber was ich sage, thust du pünktlich. Siehst du, das alte Herrchen braucht nicht alles zu wissen. Er ist fälzig und sieht genau auf alles und denkt nur an sich. Ob ich etwas habe, gilt ihm gleich. Da muß ich für meine alten Gebeine heimlich sorgen. Hältst du dich zu mir, so sollst du's gut haben; doch — schweigen ist das erste, was ich fordere, und blind gehorchen das zweite. Ich will und hoffe an dir einen Stuhl im Himmel zu verdienen, und du wirst mir die Arbeit leicht machen. Jetzt aber sei guten Mutes. Du wirst schon sehen, wie gut du es hast. Lerne nur fleißig, vielleicht wirst du dann noch Schulmeister, wenn der Alte mit der Brille einmal tot ist, und dann bist du ein behaltener Mann in der Welt.“

Das alles wirbelte von den Lippen der Jungfer Sophie blitzschnell herunter, wie der Faden von einer Spule, die abgehaspelt wird.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber mir wurde ganz wohl. Ich ergriff instinkartig ihre dicke, fette Hand und küßte sie, indem ich sagte: „Gott lohn's Ihr, Jungfer Sophie, was Sie an mir Gutes thut. Ich will auch recht folgsam sein!“ —

Ich habe Ursache zu glauben, daß diese unwillkürliche Äußerung meiner Zärtlichkeit mir die Pforten ihres Herzens vollends öffnete. Sie lächelte liebevoll und eilte sogleich an den Küchenschrank und strich mir eine Butter-

schnitte von ansehnlichem Umfang. Die kam mir sehr willkommen; denn mein Magen bellte stark. Unverweilt hob ich das Werk der Zerstörung an.

Unterdesseu hatte das Herrchen den Vorhang von dem Schalter weggezogen und sah heraus. Er verzog die Miene etwas ins Unangenehme und redete die Base Sophie an mit den Worten:

„So viele Butter, Sophie, ist den Bälgen nicht gesund; das giebt zu viel Galle. Auch sind die allzugroßen Stücke Brotes nicht gut; denn daraus entstehen Würmer. Kartoffeln und Salz ist die beste Kost, die auch nachhaltig ist.“

Jungfer Sophie entgegnete schnippisch, sie werde doch wohl nach so vielen Jahren treuer Haushaltung das Recht haben, zum Willkommen dem armen Teufel eine Wohlthat anzuthun. Der Herr Better Hochwürden äßen ja auch Hähnlein, und das gebe doch, wie die Doktoren sagten, Zipperlein, und das hätten Hochwürden schon erklecklich in den Beinen, — und, schloß sie dann: „Wasser trinkt Ihr auch nicht gerne!“ —

Ob diese Beweisführung die Wirkung that oder der Ton, in welchem sie vorgebracht wurde, weiß ich nicht; so viel aber ist gewiß, daß das Herrchen rasch Kehrt machte, den Vorhang vorschob und drinnen knurrend auf- und niederging.

Als er weg war, schlug Jungfer Sophie ein Schnippchen, verneigte sich spöttisch gegen den Schalter und sagte laut genug, daß er es hätte hören können: „Der Geizteufel! Für seinen Schnabel nur Leckerbissen, andere mögen sich krumm legen und hungern. Sei du gutes Muts, mein Friedelchen, du siehst, wir zwei müssen treu zu-

ammen halten, sonst geht's uns hundeschlecht. Halt' dich nur an mich. Ich werde dich überall schützen."

Mir war es jetzt schon klar, daß, wenn ich ihren Schutz würde verloren haben, das Elend turmhoch über mich hereinbräche. Die Klugheit riet mir also, ihr alles zu gefallen zu thun; allein ich muß es zur Steuer der Wahrheit gestehen, es war doch auch ein anderes Gefühl, was in mir wirkte, das der Dankbarkeit. Sie war es ja, die für mich gesprochen, die menschlich an mir gehandelt hatte. Das wollte ich ihr treulich vergelten durch Gefälligkeit und Zuverlässigkeit, durch Erleichterung ihrer Geschäfte und dergleichen, wann, wo und wie ich nur konnte, und hab's auch ehrlich gehalten.

Sogleich trat ich mein Amt und meinen Beruf an. Ich holte Wasser im Hofe, machte das Feuer an, that Gänse, Enten und Hühner ein in ihre Ställe, und siehe, da ich das flink und ordentlich machte, fand ich ihren ganzen Beifall. Meine Arbeiten lernte ich schnell und that sie fix. Jungfer Sophie erleichterte mir's auch durch ihr unaufhörliches Geplauder, was ich recht gern anhörte. Sie erzählte mir tausenderlei Geschichten und Witze, die mich oft recht lachen machten. Auch fehlte es nicht an Erzählungen aus des Herrchens Leben und Thun, durch die er freilich in meinen Augen nicht sehr gewann. Bald faßte ich auch so meine eigenen Ansichten über die Verhältnisse im Hause. Wenn nämlich Jungfer Sophie Wein für das Herrchen holte (und der trank für so einen alten Knasterbart ungemein viel), so brachte sie auch immer einen Krug für sich mit, der dann im alten Küchenschrank sein Versteck hatte. Alle Halbviertelstündchen griff sie darnach, setzte ihn an den Hals und es gluckelte dann hinab

so hohl und tief, als ginge es in ein hohles Faß. Davon wußte natürlich das Herrchen nichts. Wenn Gäste da waren, hatten wir das beste Leben. Dann ging's in floribus, wie Jungfer Sophie zu sagen pflegte. Aber was half all das ruhige und gute Leben? Ich durfte nicht hinaus zu den Kindern und spielen sollte ich gar nicht. Lernen mußte ich viel bei dem Alten; wenn aber sein Zorn einmal losbrechen wollte, nahm mich meine Gönnerin stets in Schutz.

Mein Bette stand so, daß mir die ersten Strahlen der Sonne aufs Antlitz fielen. Ich stand daher frühe auf, ordnete alles in der Küche, machte Feuer an, setzte das Kaffeegeschirr aufs Feuer und machte die Tassen zurecht. Das steigerte Sophias Gunst noch mehr.

Es war seltsam, daß in eben dem Maße, wie ich in ihrer Gunst stieg, die des alten Herrchens von mir wich. Er sah mich scheel an, gab mir kein gutes Wort mehr und quälte mich recht absichtlich. Wenn er aufgestanden war, so füllte ein endloses Husten seine ersten Tagesstunden aus. Dann mußte ich ihm Kaffee bringen. Wehe mir, wenn ich dabei irgend etwas versah oder vergaß! Alles hatte bei ihm seine eigene, unabänderliche Form. Wenn sie beobachtet wurde, ging's eben ohne Hader ab; aber versah man nur das geringste, so kamen die Schimpfnamen aus den Tiergeschlechtern — und nicht aus den saubersten und edelsten — zu hauf und die Zungenfirigkeit dabei übertraf wohl noch diejenige der Jungfer Sophie. Fluchen konnte er wie ein Türke. Oft sagte die dicke Sophie: „Hochwürden, schämt Euch doch, so zu fluchen!“ „Zum Teufel, wer flucht denn?“ rief er dann nicht selten aus. Übrigens war's bei ihm bloß eine böse Gewohnheit

und er that's, ohne etwas dabei zu denken. Die dicke Sophie sagte: „Es giebt Hühner, denen klebt die Eierschale, aus der sie gekrochen sind, durchs ganze Leben an. Dem geht's auch so. Sein Vater war Pont-Schiffer zu Bernkastel; bei denen steckt das Fluchen im Holze und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“ So sprach sie aber nur, wenn das Herrchen über sie donnerte; sonst ließ sie doch in der Regel nichts auf ihn kommen.

Eine halbe Stunde nach dem Kaffee wurde eine holländische Pfeife geraucht; aber auch nur eine. Es ist natürlich, daß ich hier von den Stunden rede, welche auf die Messe folgten, denn vorher durfte er ja nichts genießen.

Noch erinnere ich mich einer Scene, welche zu den schlimmsten Lebenserfahrungen gehört, die ich in diesem geistlichen Hause gemacht habe, und ich will sie erzählen, weil sie zeigt, wie mein Loos war. —

Nachdem ich an einem recht kalten Wintermorgen dem Alten den Kaffee gebracht, den meinen in der Küche getrunken, trat ich in die Stube, wo auch Jungfer Sophie am Spinnrade saß. Die Pfeife, welche das Herrchen seit gestern rauchte, war zerbrochen. Er sagte daher zu mir:

„Hole mir den Kasten mit den Pfeifen.“

Bemeldeter Kasten war eben frisch von Grenzhausen, wo die Pfeifen gemacht werden, angekommen, und stand unter dem Schreibpulte des Herrn. Ich flog hinein, nahm den Kasten, und ebenso rasch eilte ich wieder heraus. Unglückseligerweise kam mir dabei die schmeichelnde Kaze in die Beine — ich stolperte — fiel — und warf alle die zerbrechlichen Pfeifen vor des Herrchens Füße. — Ich schrie, die Kaze heulte, der Alte fluchte wie ein Türke und Sophie lachte, daß sie schockelte und fast hinter den Atem

kam. Der Stock des Herrchens brachte mich zur Besinnung. In der Angst meines Herzens floh ich zu meiner Gönnerin und warf mich in ihre schützenden Arme: aber das half nichts. Der Alte hieb drein wie ein Husar im Gefechte. Unglücklicherweise traf er mich nicht allein, sondern auch Sophie mit. Die ging schnell aus dem Lachen in ein Zetermordio über und stieß mich von sich mit solcher Gewalt, daß ich wider die messerscharfe Kante eines Schranfes geschleudert wurde, die mir eine lange, blutende Wunde auf die Stirne schnitt. Ich stürzte abermals zur Erde, allein der blinde Schrecken riß mich wieder empor. Ich floh zur Thüre hinaus in die Scheune und verkroch mich tief ins Stroh.

Hier band ich mein armes, zerrissenes Halstuch um meine blutende Stirne und harrte bebend der Dinge, die da kommen sollten.

O, wie hab' ich da gebetet, daß Gott mich wegnehme aus diesem Glende, zu meinen lieben Eltern! Wie sind da meine heißen Thränen in das Stroh geflossen! Sie galten weniger dem Schmerze, den ich fühlte, als der harten Behandlung. Ja, ich weiß nicht, ob nicht das Lachen der dicken, alten Sophie mich tiefer verletzt hatte, als die Schmiße des jähzornigen Pastors. Ich war zerrissen in meinem Innern, mutlos, hoffnungslos. Das Leben hätte keinen Reiz mehr für mich gehabt, wäre nicht der Gedanke an Marianen wieder in mir erwacht und die Sehnsucht lebendig geworden, ihr mein Leid zu klagen.

Während ich so in dem Stroh steckte, mochte sich drinnen das Gewitter entladen haben. Es war todtstille um mich. Erschöpft und vom Schmerze überwältigt, fiel

ich in einen betäubenden Schlummer, der in einen tiefen Schlaf überging.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich starr vor Frost erwachte und sogleich den Vorsatz faßte, mich um jeden Preis aus diesen Banden loszuwinden, und wenn ich bettelnd sollte durch die Welt ziehen, bis ich den Spenglersteffen würde gefunden haben, der mich gewiß nicht verstieß.

Als ich eben sann, wie ich mich fortmachen wollte, hörte ich die Thüre knarren und Sophie mit dem Herrchen in die Scheune eintreten. Sie keifte:

„Was wird die Welt sagen? Am Ende hat sich das arme Kind ein Leid angethan! Das fällt auf Hochwürden Seele.“

„Ja,“ sagte zornig der Alte, „hättest du nicht gelacht, wie eine vollkommene Närrin, so wäre ich nicht so in Zorn geraten. Aber so ist es mit dem verdammten Weibervolk. Sie können nicht schweigen, so wenig im Lachen, wie im Heulen und Reifen!“

„Es ist doch gar herrlich,“ stichelte sie, „wenn man einen Sackesel hat für seine eigene Gewissenslast, und dann sie darauf lädt und selber frei wird! Nun hab' ich's gethan. Hat er etwa für mich die vermaledeiten Pfeifen geholt, die ohnehin Gestank genug in das Zimmer machen und sich wohl für einen lutherischen Ketzerpastor, aber nicht für einen geistlichen Herrn unserer heiligen Kirche passen? Hab' ich ihn etwa mit dem Rohre geprügelt? Nein, ich habe gelacht, weil der Junge unter den Ruinen der Grenzhäuser Pfeifen die Beine in die Luft streckte, der Kater einen verzweifelten Purzelbaum schlug und Hochwürden im Zorne brüllten, wie ein Löwe. Mir ist

aber das Lachen vergällt worden, daß sich Gott erbarme; habe selbst Schmissen gekriegt in meinem Alter, daß ich ganz gewiß blau und grün bin an meiner Schulter und Stirne. Pfui der Schande! Und das arme Kind! Läuft da blutend fort. Was soll's geben, wenn wir ihn finden, daß er sich tot geblutet hat?"

Das sprudelte mit solcher Raschheit heraus, daß ich mich trotz meiner Lage vor Lachen kaum halten konnte. Ich dachte: was wird nun der Alte donnerwettern! Aber da hatte ich mich denn doch sehr getäuscht. Seine Wut und sein Groll schienen ganz verraucht.

„Schrei nur nicht wie ein Buchmarder,“ rief er halblaut. „Du brauchst mir nun auch noch den Text zu lesen.“

„Ei freilich,“ keifte sie. „Hochwürden meinen doch, Sie dürften das alleine. Es trägt halt jeder sein Bündel; aber es will's nicht jeder Wort haben. Einmal für allemal, ich verbitte mir die Vorwürfe, als wäre ich an dem Unglück schuldig. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

„Nun, so sei doch einmal stille,“ lenkte er ein, „hätten wir nur erst den Teufelsbuben wieder! Ich meine, er müßte im Stroh stecken. Da ist auch Blut. Was werden die Leute sagen!“

„Nun, was werden sie sagen,“ fuhr Sophie fort, „daß kein Mensch mit Euer Hochwürden leben kann; und mich werden sie preisen, wie ich es denn auch verdiene, als eine Märtyrerin der aufopfernden Geduld verehrt zu werden.“

Das Herrchen seufzte; aber wahrscheinlich glaubte Sophie einen spottenden Zug auf seinem Gesichte bemerkt

zu haben. „Was?“ rief sie. „Ich glaube gar, man spottet noch meiner? Da will ich mein Bündel machen und heute noch ziehen. Ich kann arbeiten und mein fünf- undzwanzigjähriger Lohn wird mich vor Hunger schützen. Ich hab' lange genug geduldet.“

Ich vernahm deutlich, wie die Pantoffel mit ihren hohen Absätzen über die Tonne und den Hof klapperten.

„Sophie, Sophie!“ rief der Alte mit dem Ausdrucke tiefer Seelenangst, und eilte, so gut er es noch vermochte, ihr nach.

Es wurde stille.

Ich müßte kein Knabe gewesen sein, wenn ich nicht über diesem Auftritte mein Leid vergessen und mich ganz dem komischen Eindrücke hingegeben hätte. In diesen Jahren hat man ohnehin Lachen und Weinen in einem Sacke, und hat man die Genugthuung, daß jemand, der einem Übels gethan hat, dafür eins wegkriegt, so kommt auch in das beste Herz ein gewisses Maß von Schadenfreude. Ich kizelte mich über des Herrchens Not. Daß Sophie ihn verlasse, war nicht zu befürchten. Ich kannte diese weiblichen Schreckschüsse, die regelmäßig alle paar Tage knallten und wunderte mich nur, daß der Alte nicht längst dagegen abgehärtet war.

Vermutlich war bereits das ganze Haus durchsucht. Was sollte ich thun? Sie zahm und reuevoll werden zu lassen, dünkte mir das beste, weil mir darin eine gute Bürgschaft zu liegen schien, daß sich mein Los einigermaßen bessern könnte, bis der Zeitpunkt nahte, wo ich ohne Gefahr mich würde durchmachen können. Ich blieb also ganz ruhig und stille in meinem Verstecke, wie auch der Hunger anfang, mich zu plagen. Nach einer halben

Stunde etwa klapperten Sophiens Pantoffeln wieder über den Hof in die Scheune.

„Jetzt pocht ihm das Herz,“ sagte sie halblaut; aber in dem Tone lag der ganze Triumph eines glänzenden Sieges. „Ich habe ihn aber auch abgetrumpft und will ihn noch oft abtrumpfen, wenn er sich wieder maufsig macht.“

„Friedelchen, herzliebess Friedelchen!“ rief sie jetzt, „wo steckst du denn? Hast du dich verkrochen, wie die schüchterne Maus vor der würgenden Katze? Komm heraus; es ist alles vorbei. Das Herrchen bereut alles. Du sollst es gewiß gut haben.“

Sie gab mir so zucker süße Wörtchen, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich kroch aus meinem Verstecke hervor; aber ich mußte fürchterlich aussehen, denn sie schrie wie besessen. Erst jetzt konnte ich mich betrachten. Ich war mit Blut völlig bedeckt, und hörte von ihr, daß ich bleich sei wie der Tod. Auf das neue Geschrei kam nun auch das Herrchen herbeigetrappelt.

„Da sehen Sie, Hochwürden,“ rief Sophie, „wie er zugerichtet ist!“

„Sei nur stille,“ sagte er, und seine Stimme verriet tiefes Mitleid: „Du sollst neue Kleider haben, wenn du künftig vorsichtiger bist.“

„Jetzt auch noch Bedingungen dem armen Kinde vorschreiben?“ rief Sophie. „Nein, das geht über das Bohnenlied!“

„Gelt Friedelchen, wenn du neue Kleider bekommst, sagst du nichts, und wenn dich die Leute fragen, sagst du, du seiest eben die Treppe hinunter gefallen?“ So bat Sophie.

Ich versprach alles, und wurde nun in die Küche

geführt, gewaschen, verbunden, köstlich abgefüttert und auf eine Weise gehätschelt, die deutlich genug Sophiens gutes Herz bewies. Ihr verzieh ich auch alles; aber gegen das Herrchen trug ich seitdem einen rechten Groll und spielte ihm heimlich manchen Schabernack nach Bubenart, ohne daß er dahinter kam.

Ich bekam nun warme, prächtige Winterkleider von grobem Biber, und war stolz wie ein Kurfürst. Da ich auf meiner Hut war und keine Tollpatzereien mehr machte, so hatte ich es leidlich gut. Der Alte wollte absolut haben, ich sollte Latein lernen, damit ich einmal könne Pastor werden; aber dagegen wendete ich viel ein. Erstens wollte ich nicht, und zweitens mußte ein Pastor ledig bleiben, und ich und Mariane wollten ja doch Mann und Frau werden. Das ging also einmal für allemal nicht. Ich wehrte mich aufs Blut.

Ich lernte kein Latein. Freilich gab's alle Tage Kra-wall; allein es blieb bei den Worten und Schimpfnamen — und von denen, sagte Sophie, bekomme man kein Loch in den Kopf. So lange meine Wunde nicht heil war, durfte ich nicht vor die Thüre. Kam jemand, so wurde ich den Blicken sorgfältig entzogen. Ach, welche Qual stand ich da aus! Draußen schien die Frühlingssonne; die Beilchen thaten ihre duftenden Kelche auf; die Vögel pfffen — und ich war ein Gefangener!

Es war zum Verzweifeln; aber was wollte, was sollte ich machen? Der Gedanke an eine Flucht reifte in dieser Zeit allmählich heran und gewann festen Fuß in meiner Seele. Wie ich sie aber ausführen wollte, darüber war ich noch völlig im unklaren. Ich dachte zu

warten, bis der Spenglersteffen käme, mit dem ich's überlegen wollte.

Wieviel tausendmal sah ich hinaus, wieviel tausendmal blickte ich unter die Dorflinde nach dem Spenglersteffen und Marianen, wenn ich für Sophie oder das Herrchen einen Gang that! In meiner Seele bildete sich die feste Meinung aus, daß, weil meine Eltern nun tot seien und der Rußbaum abgehauen, komme auch der Spenglersteffen nicht mehr. Einmal sagte mir ein Nachbarsknabe: der Spengler ist da! Ich zitterte am ganzen Leibe bei diesem Worte. Es traf mich so heftig mit freudigem Schrecken, daß ich nicht von der Stelle konnte. Als ich mich erholt, flog ich hinab zur Dorflinde; aber ach! Wohl saß ein Spengler da; wohl krabbelten und zappelten Kinder da herum; allein es war ein wildfremder Mann, wildfremde Kinder. Und als ich ihn fragte: „Kennt Ihr auch den Spenglersteffen?“ sah er mich ärgerlich an und sagte grob: „Esel, was geht der dich an?“

Ich wandte mich ab und ging mit schwerem Herzen wieder in den Pfarrhof, wo mich wegen meines Ausbleibens noch eine derbe Strafpredigt des Herrchens erwartete.

Wo blieb Steffen? Wo meine Mariane? Sie waren entweder tot oder sie hatten meiner ganz vergessen. Dachte ich daran, so flossen meine Thränen in Strömen und ich konnte nicht wieder zur Ruhe kommen. Sah die gute Sophie meine traurige Stimmung, so gab sie mir die engelbesten Wörtchen und hätschelte mich. Das hob indessen das Elend nicht auf; denn mir fehlte die Freiheit. Aus dem Hause durfte ich nicht anders, als wenn ich aus-

geschickt wurde und mußte stets eilen, daß ich zurückkam. Der Alte konnte es nicht leiden, wenn ich nur mit jemandem sprach, weil er fürchtete, ich möchte ausplaudern, was im Hause vorging. —





Giebt's denn gar kan Weg,
Giebt's denn gar kan Steg,
Der mi auffi führt aus dieser Not?
Altbaterisch.

4.

Noch, wieviel tausendmal hab' ich mich gefragt, giebt's denn gar kein Ende in dieser Not? Denn das Leben im Pfarrhose wurde mir zur Plage, und zwar mit jedem Augenblicke mehr. Alle Jugendlust erstarb. Sah ich die Buben draußen Kliffer spielen oder Ball oder ein anderes Spiel, das eben jetzt in der Reihenfolge der Jahreszeit vor der Hand war, dann war mir's recht wie dem Zugvogel, der im Bauer sitzt, wenn die Zugzeit kommt, und seine Brüder hoch in den Lüften der wärmeren Gegend zufliegen sieht. Er klagt, trauert, schlägt mit den Flügeln an die Drahtstäbe, aber er kann nicht hinaus, und fühlt nach vergeblichen Versuchen der Befreiung nur tiefer sein Elend und seine Gefangenschaft. Waren nun meine ehemaligen Spielgenossen noch so böshaft, daß sie sich in eine Ecke stellten, wo ich sie sehen mußte, wenn ich, das Buch in der Hand, mein Loß verwünschte, und daß sie mir zuwinkten, dann brach fast mein geplagtes Bubenherz in seinem Jammer.

Singen und pfeifen durfte ich nicht; das Spielen war mir verboten, am schärfsten mit andern Knaben meines Alters. Gab's eine Schlittenbahn oder Eis zum Schleifen, dann mußte ich zusehen, wie die Buben so fein lustig waren, mußte sitzen und lernen oder Bohnen auspflücken, Erbsen belesen, Linsen säubern oder dergleichen unlustige Dinge treiben. Greife einmal jeder in die eigene Brust und frage, ob das zum Aushalten oder Davonlaufen war? —

Wie oft gedachte ich der Lust, als ich noch meine guten Eltern hatte; wie oft der Winterabende und ihrer gemüthlichen Unterhaltung! Wie jammervoll war es im Pfarrhofe! Das alte Herrchen saß im Sessel am Ofen und schnarchte. Die Kaze neben ihm spann und schnurrte; die Uhr ging in ihrem gleichmäßigen Tick-Tack, und das Rad der Jungfer Sophie pfiff und krächzte entsetzlich. Es dauerte aber nicht lange, so schlief auch sie ein und schnarchte wie der Alte. Da saß ich denn und belas Hülsenfrüchte. Freilich muß ich, zur Steuer der Wahrheit, gestehen, daß ich gewöhnlich bald den Dreiklang des Schnarchens voll machte. Oft aber fuhr ich vor Schrecken wieder in die Höhe; denn bei solchem Schlafen wurde natürlich das Feuer nicht geschürt. Wurde nun das Herrchen wach und es war kalt in der Stube, so gab's ein Gewitter in bester Form, und das Zanken hallte nach wie der Donner im Gebirge oft eine halbe Stunde lang; denn wenn er, wie Sophie sagte, ins Knuttern kam, so fand er kein Ende, und das schöne Viedlein, versetzt mit Flüchen, klang fort, daß man hätte davonlaufen mögen, wenn man gekonnt hätte.

Nach solch einem Auftritt blieb er eine Weile wach; indessen ehe eine Viertelstunde verging, war wieder die

alte Geschichte los. So ging's bis zehn Uhr; alsdann legte man sich zu Bette. Wem sollte ich mein Elend klagen? Hatte ich doch niemanden!

Ich war ganz auf mich selbst angewiesen. In dieser Zeit fiel mir oft ein Sprüchlein meines Vaters ein, das hieß: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ und ich dachte viel nach, wie ich es wahr machen möchte.

Auch das kam noch hinzu, daß ich mich einer Geschichte erinnerte, die einst mein Vater aus der Leihbibliothek des Buchbinders im Städtchen mitgebracht hatte. Sie handelte von einem Sklaven im Mohrenland, der sich aus der Sklaverei selbst befreite und glücklich in seine ferne Heimat kam. Es tauchte in meiner Seele der Gedanke auf, mit dem ersten guten Wetter auf und davon zu gehen. Wohin aber? fragte ich mich. Mein Herz wußte eine Antwort, nämlich die: zu Marianen, zum Spenglersteffen. Aber wo waren die? Ihre Heimat war weiter oben im Trier'schen Lande oder in der Gegend von Saarlouis, ich wußte es nicht genau. Wie sollte ich sie finden? Mir war's aber, als müßte ich sie finden; als könne das gar nicht fehlen. Gesezt aber auch, ich fände sie nicht, so könnte ich ja arbeiten, wie ich glaubte, und würde auch so ohne Zweifel durch die Welt kommen. Schlimmsten Falles könnte ich ja betteln. Als ich aber daran dachte, überließ es mich denn doch eiskalt; denn vor dem Betteln hatte ich einen wahren Abscheu und Schrecken. Alles dies trug ich die letzten Wintermonate so mit mir herum, und beäugelte den Gedanken von allen Seiten, bis er rund und fest geworden war. Und niemand ahnete, was das stille Gemüt des armen Buben mit so viel Lust erfüllte, die er ja doch

nicht äußern durfte. Nur Gott wußte es, der meine heißen Gebete hörte, mir die Flucht gelingen zu lassen, wenn sie kein Unrecht wäre.

Endlich ist dann der Frühling gekommen. Die Bäume blühten; die Hecken wurden grün; der Wald legte sein Sonntagskleid an, und die Bauern gingen in ihre Weinberge. Morgens frühe, wenn der Tag grauete, kamen die Tagelöhner, welche die Sechsen holten für des Herrchens neuanzulegenden Weinberg. Da mußte ich aufstehen und das Thor aufmachen. Ich mußte also auch den Schlüssel haben. Ich wartete, bis der Mond schien, sagte dann abends nicht ohne Rührung: gute Nacht, und ging, statt in meine Stube, in die Scheune, wo der Heuschaber schon ziemlich herabgefüttert war. Dort hatte ich mein kleines Bündelchen verborgen. Kein Schlaf kam in meine Augen die ganze Nacht. Als es gegen zwei Uhr frühe war, fütterte ich mein Kindvieh noch einmal, nahm Abschied von den treuen Tieren, holte den Schlüssel, schloß das Thor auf und leise wieder zu, warf den Schlüssel unten durch in den Hof und — war frei. Freiheit! Freiheit! Du edelste Gabe Gottes, wie fülltest du da meine Brust mit Wonne! Ich zog einigemal Atem, gerade als ob die Luft der Freiheit eine andere, reinere wäre — und heida! ging's zum Dorfe hinaus. Ich hab' da wahrlich nicht gefaulenzt. So bin ich nie mehr ausgezogen. Ich meinte immer, ich hörte des Herrchens Flüche und Sophiens Pantöffelchen hinter mir. Da bin ich denn gelaufen wie ein Gase vor dem Hunde — immer die Mosel hinauf und am Ufer hin. Ich hatte dabei die unendliche Freude, zu hören, wie die Nachtigallen hüben und drüben jubelten, auch wohl einmal eine Wachtel ihr Pickterick rief, und der

Hahn die Kette seiner zerstreuten Feldhühner lockte. Dazu rauschte der Fluß so traulich in der Tiefe; hier und dort hörte ich eine Turmuhr schlagen, die Hähne in den Dörfern krähen. Die Sonne vergangener Tage zog in meine Seele ein mit allem Reichtume, den ich früher besessen, bei dem aber freilich jetzt der größte fehlte, das Mutterherz und seine Liebe.

Es kam mir keine Furcht an. Das mochte aber daher kommen, daß ich die ganze Nacht gebetet hatte, und da mir meine Flucht gelungen war, so sah ich daran, daß sie Gott billigte.

Als die ersten Lichter des Tages am Himmel aufblitzten, lag ein Städtchen vor mir, eng und schmal an das Gebirge gedrängt. Die Hähne krähten, die Hunde bellten; aber noch schlief alles. „Rasch hindurch!“ dachte ich, und that also. Alles schlief, wie gesagt, nur die Bäcker hatten Licht, und der belebende Duft des frischen Brotes erreichte meine Nase. Ich blieb vor einem Hause stehen und sog ihn gierig ein; denn ich hatte heftigen Hunger. Jetzt fiel mir's schwer aufs Herz, daß ich mir nicht ein Stück Brot mitgenommen. Geld hatte ich ja nicht. Der Geruch belebte meine Lebensgeister. Ich eilte durch das Städtchen durch, so schnell ich konnte, und war froh, daß mich niemand wahrgenommen. Am letzten Hause lag der Nachtwächter in der lauen Nacht auf einer Bank und schlief wie ein Sack. Niemand hatte mich gesehen. Jetzt strengte ich alle meine Kräfte an und lief, was ich laufen konnte, um aus dem Bereich der Stadt zu kommen. Der Weg führte aufwärts. Ich verließ ihn jedoch und hielt mich auf einem Fußpfade an der Mosel. Ich mußte schon sehr weit gewandert sein; denn meine Ermüdung

war grenzenlos. Mein Hunger ebenso, und in den Feldern war noch nichts, womit ich ihn hätte stillen können. Zum Glücke war meine Müdigkeit so übermäßig groß, daß, als ich in den Weiden am Ufer mich niederlegte, der Schlaf mich überwältigte und sich mit wahrhaft bleierner Schwere auf meine Augen legte. Ich vergaß alles, was mich quälte, und verschlief selbst den Hunger.

Ich mußte lange geschlafen haben. Als ich erwachte, hatten die Bäume schon lange Schatten gegen Morgen zu. Aber ein Hunger quälte mich jetzt, der keine vernünftige Vorstellung mehr aufkommen ließ. Wohin ich jedoch mein Auge wandte, nirgends erblickte ich einen Kirchturm oder nur ein Haus. Drüben am andern Ufer der Mosel arbeiteten Leute; aber kein Kahn, keine Ferge war zu sehen. Was blieb mir also anders übrig, als die letzte Kraft anzustrengen und weiter zu wandern in die weite, unbekannte Welt hinein. Meine Ermattung war so groß, daß ich mir aus einem nahen Haselbusch einen Stock schneiden mußte, auf den ich mich stützen konnte. So wankte ich denn mühsam weiter. Das Ufer wurde jetzt felsig. Die Wände des Schiefergesteins stiegen steil auf. Da erblickte ich einige Schlehenstauden und eine Hagedornhecke. Jene trug noch blaue Beeren an einem dünnen Aste, und an dieser hingen noch einige verschrumpfte Hagebutten. Mühselig erbeutete ich sie. Aber nie hat mir etwas so gut geschmeckt. Ich fühlte mich stärker darauf und schritt kräftiger fürbaß. Als ich um eine Ecke bog, saß ein Handwerksbursche da, der an einem Stücke trockenen Brotes sich labte. Ich blieb wie eingewurzelt stehen, und die ganze Nacht des Hungers erwachte wieder; aber bitten konnte ich nicht.

Der Bursche war ein guter Mensch. Er sah mich freundlich an.

„Hast du Hunger?“ fragte er.

Ich nickte stille.

„Komm“,“ sagte er, „ich will mit dir teilen.“

Jetzt, wo ich nach vielen, vielen Jahren dies niederschreibe, ergreift's mich wunderbar. O könnte ich dir's lohnen, du armer, treuer Mensch! Gebe dir Gott einen fröhlichen Tag, wenn du noch lebst, und vergelte es dir reichlich im Segen, was du an mir, dem armen hungernden Knaben, thatst, der nicht Betteln konnte, und schier umkam vor Hunger!

Als ich das Brot so gierig verschlang, sah er mir wehmütig zu und sagte: „Hast wohl auch seit lange nichts gegessen?“ —

Jetzt ging mir Mund und Herz auf. Ich erzählte ihm alles.

„Hast recht gehabt, durchzubrennen, junges Blut,“ sagte er. „Du hast ein ehrlich Gemüt. Es wird dir nicht fehlen; denn der liebe Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen. Mir ist's auch krazig gegangen,“ fuhr er gutmütig plaudernd fort; „aber ich habe allezeit Gott vertraut und war ehrlich und treu. Da ist denn nach dem Regen auch immer wieder Sonnenschein gekommen, und ich habe allerwärts gute Menschen gefunden.“

Das war ein Wort, welches in mir durchschlug. Da sprach die Wahrheit der Erfahrung. Ich gelobte ihm, auch, wie er, Gott zu vertrauen und treu und ehrlich zu bleiben, und wir schieden; aber ich sah ihm, dem ich recht innig gedankt, lang nach, und als er verschwand, kam es mir vor, als sei das kein rechter Handwerksbursche ge-

wesen, sondern ein Engel Gottes, der mich leiblich und geistig gelabt. Das Herrchen hätte acht Tage mir vorpredigen können, es hätte so nicht gewirkt.

Der Tag neigte sich zum Abende hin, als ich in einiger Entfernung ein Dörfchen vor mir liegen sah. Alle Furcht war aus meiner Seele gescheucht, seit der Bursche mit mir geredet hatte. Der heilige Glaube an die uns geleitenden Engel Gottes war wieder in seine vollen, wunderbar wirkenden Rechte getreten. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich dort in dem Dörfchen Brot und Obdach finden würde; denn mein Hunger war noch nicht gestillt. War doch das Stück Brot, das mir der ehrliche Handwerksbursche gab, nicht hinreichend, mich einen ganzen, langen Tag zu sättigen. Buben in meinem Alter haben immer Hunger. Kein Wunder, daß der meinige wieder riesenhaft geworden war. Nun lag das Dörfchen vor mir, wo ich Obdach und Brot zu finden hoffen durfte. Das hob wieder die gesunkenen Lebensgeister.

So bin ich denn frohen Mutes fortgeschritten, bis ich an das erste Haus kam. Haus darf ich es freilich nicht nennen. Es sah fast so aus wie daheim. Auf dem Strohdach war auch eine so reiche Moosammlung, wie auf dem unsrigen. Wie dort der schöne Nußbaum schützend seine Äste über das alte grüne Dach hinbreitete, so hier eine ungeheurere Linde, an der gewiß bereits Jahrhunderte mit ihren Stürmen vorübergezogen waren.

Ich stand da im Betrachten dieser Ähnlichkeiten, und ließ die ganze Reihe schmerzlich süßer Erinnerungen an meiner Seele vorübergehen, als eine Frau aus der Hütte trat, welche zwei Wassereimer trug. Ihre Tracht war

anders als drunten bei uns an der Untermosel; aber sie hatte die echte Moslergesichtsform, rund und frisch und voll. Sie mochte vierzig Jahre zählen. Aus ihren hellblauen Augen sprach eine so unsägliche Gutmütigkeit, daß ich schnell ein besonderes Zutrauen zu ihr faßte und sie würde um ein Nachtlager angerebet haben, hätte sie mich nicht nach einigem beobachtenden Ansehen selbst angerebet.

„Woher kommst du, Bübchen?“ fragte sie lächelnd.

Ich nannte ohne Rückhalt meinen Geburtsort. Lügen hätte ich nicht gekonnt, und wenn ich zurück gemußt hätte in meine Zwangsanstalt. Auch hatte ja meine selige Mutter mir immer gesagt, daß das Lügen die Quelle alles Bösen sei.

Sie besah mich wieder eine Weile und seufzte.

„Haben dich denn deine Eltern so weit allein gehen lassen?“ fragte sie mich liebevoll.

„Ach ich habe ja keine mehr,“ sagte ich, und ich weiß nicht, wie es kam, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich zu weinen anfing. Vielleicht ist zu dem schmerzlichen Bewußtsein, keine Eltern mehr zu haben, und so verlassen in der Welt zu stehen, jenes andere hinzugetreten, daß ich einen mächtigen Appetit fühlte, und nichts hatte, ihn zu stillen, und doch jenen natürlichen Abscheu vor dem Betteln fühlte.

Schnell setzte die Frau ihre Wassereimer nieder, kam auf mich zu und faßte mich bei der Hand.

„Armes Kind,“ sagte sie, „wo willst du denn hin?“

„Ach, das weiß ich ja selbst nicht,“ schluchzte ich.

„Das weißt du nicht?“ sagte sie im Tone höchlichen Erstaunens. „Haben sie dich denn fortgejagt?“

„Ach,“ sagte ich, „ich will Euch das erzählen, wenn — wenn —“ ich stockte.

„Nun wenn?“ sagte die Frau so überwältigend gutmütig, daß ich herausplakzte: „wenn Ihr mir etwas Brot geben wollt, ich sterbe sonst vor Hunger.“

Ohne weiter zu fragen, zog sie mich nun in ihr Häuschen und in die Stube hinein, die so klein und so reinlich war, wie einst die meiner lieben Mutter. Hier nötigte sie mich, niederzusitzen, holte mir Brot, Käse und Milch, und sprach zu mir, mich zu laben. Sie selbst schnitt mir vor, und ohne Scheu begann ich einzuhauen mit einer wahren Vertilgungswut.

Sie sah mir mit thränenfeuchten Augen zu. Als ich endlich gesättigt war, erzählte ich ihr dann meine Geschichte und meine Absicht, den Spenglersteffen aufzusuchen.

Mit großer Spannung hat sie mir zugehört. Als ich geendet, sagte sie: „Es war unrecht von dir, dem Pastor durchzugehen, denn er meinte es doch gut mit dir. Er wollte ja auch einen geistlichen Herrn aus dir machen.“

Das fiel mir auf die Seele. Ich erkannte in dem Augenblicke, daß die gute Frau vollkommen recht hatte, und Scham und Reue durchzuckten mich zum erstenmale. Ich kam mir in meiner Undankbarkeit recht strafbar vor.

„Aber,“ fuhr sie fort, „noch thörichter ist es von dir, den Spenglersteffen aufsuchen zu wollen. Ich kenne ihn wohl; aber der zieht mit dem Frühling weit in das Land hinaus, und du könntest weit und lange wandern und ihn am Ende doch nicht finden.“

Das war wieder wahr. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Ach, warum hatte ich das nicht bedacht?

„Du dauerst mich recht, armes Bübchen,“ fuhr die

Frau fort; „und doch hat dich der liebe Gott recht gut geführt. Mein Mann ist der Ruhhirte hier; Kinder haben wir nicht, und brauchten doch so einen Läufer bei der Herde, da auch Geißen dabei sind, die gerne nebenaus gehen. Du könntest meinem Manne dabei gut dienen, wenn du bei uns bleiben und brav sein willst. Da könntest du den ganzen Tag im Freien sein und wärest nicht eingesperrt wie bei dem alten Herrchen. Willst du?“

„Ach Gott ja!“ rief ich aus, und alle Zentnerlasten, die meine Brust niederdrückten und mir den Atem fast nehmen wollten, fielen plötzlich hinweg. Ich ergriff ihre Hand voll Freude und Dankbarkeit. „Ihr sollt gewiß mit mir zufrieden sein,“ sagte ich im Tone der festesten Zuversicht; denn es kam aus meiner Seelen Grunde. Nun fühlte ich keine Müdigkeit mehr. Ich warf mein Känzlel auf die Bank, eilte hinaus, nahm die Eimer und schöpfte Wasser. Wie das der Frau wohlgefiel, kann ich gar nicht sagen. Ihr Auge leuchtete. Sie mochte denken, ich sei ihr Kind. Ich half ihr nun in der Küche, im Stalle, und sie freute sich meiner Anständigkeit und Brauchbarkeit.

Ich hab's hier und überall in meinem Leben erfahren, daß Gefälligkeit und Dienstfertigkeit Schlüssel zu allen Herzen sind, welche aber die Treue fest in der Hand halten muß. Läßt die sie fallen, so klappt die Thüre ins Schloß und das Wiederaufmachen ist eine vergebliche Arbeit.

Endlich kam der Hirt nach Hause. Auch einer mit einem offenen treuen Hunsrückergesichte. Ich hörte ihm nämlich sogleich beim ersten Worte an, daß er bei Alten-Simmern zu Hause war, von woher öfters Leute an die

Mosel kommen, um ihren Flachß zu verkaufen, auch um den reichen Leuten im Herbst die Trauben lesen zu helfen.

Er machte große Augen als er mich sah, wurde aber gar freundlich und fröhlich, als er hörte, daß ich kein Läufer sein wollte. So köstlich, als ich nun bald darauf auf meinem Gebund Stroh schlief, hab' ich später kaum wieder geschlafen. Ich hatte ein Obdach, ein Unterkommen bei guten Menschen, Brot — was brauchte ich mehr? Und was noch darüber war, was ich noch höher anschlug, ich konnte mit der Herde im Freien herumziehen, die Vögel pfeifen hören, ihre Nester auffuchen und hatte einen schönen Hund. O kein König war so reich, so glücklich als ich. Ich sah im Traume meine liebe Mutter, die mir zulächelte; ich sah Marianen, die mir winkte, und alle Seligkeiten erfüllten meine Brust.

Als ich am andern Morgen mit dem ersten Schimmer des Tages munter war, grüßten mich meine neuen Pflegeeltern gar freundlich. Wir setzten uns bald zu Tische und aßen nach alter guter Sitte unsere Kartoffelsuppe, die Leib und Seele kräftig zusammenhielt, und darauf gab mir der Hirte das Horn aus Kirschbaumrinde und sagte: „Probiere mal, ob du auch wohl blasen kannst.“

Es ging schlecht; allein als er mir den rechten Ansatß des Mundstückß zeigte, hatte ich es bald weg und ging nun ins Dorf und blies zum erstenmale die Herde heraus, bewaffnet mit einem Ringelstocke und einer stattlichen Peitsche, deren Stock aus Eichenholz, deren Griff schön geschnitzt, und die oben zierlich geflochten war, so daß der elastische Stock einen wundervollen Schwung hatte.

Mir ging ein neues Leben auf. Meine Seele hing von Kindesbeinen an mit Liebe an der Tierwelt. Jetzt

war ich recht in meinem Elemente. Wir trieben die kleine Herde, die zur Hälfte aus munteren Geißen bestand, den Berg hinauf auf die Höhe. Dort war ein großes, freies Weideland, und ein mächtiger Wald dehnte sich bis tief in das Land hinein.

Wenn ich nicht die naschigen Geißen herbeiholen mußte, übte ich mich auf dem Horne. Derweilen schnitzte Kaspar, so hieß der Hirte, Peitschenstiele, Kochlöffel und dergleichen. Das zog mich auch an. Es währte nicht lange, so blies ich das Horn schöner, wie er, flocht meinen Peitschenstiel so gut, wie er, und schnitzte Kochlöffel, die an Zierlichkeit der Form und Nettigkeit der Arbeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Schnitzarbeit war mir ja nicht fremd. Ich hatte sie schon im Vaterhause getrieben, und mein Vater war ein Meister darin.

Mittags brachte uns die Hirtenfrau unser Essen in den Wald, wo es noch einmal so gut mundete, als zuhause in der Stube. Wie lächelte sie so freundlich, wenn ich das Horn so schön blies! Wie belobte sie die Beweise meiner Schnitzkunst!

Ich wurde den guten Leuten bald unentbehrlich, und richtete mich empor wie die Pflanze, die Wasser bekommt nach großer Dürre. Ich erkannte, daß ich bei dem Spenglerstessen doch überflüssig gewesen wäre, da es bei ihm von Kindern zappelte wie in einem Ameisenhaufen. Und doch! — Mariane war meiner Seele einziger Gedanke. War ich doch nicht Pastor geworden, um sie heiraten zu können! Aufgeben konnte ich den Gedanken nicht, früher oder später mit ihr und ihren Leuten zu ziehen und ein rechter Spengler zu werden. Als ich mich den guten Hirtenleuten hingab, hatte ich ausdrücklich

gesagt, daß ich nur so lange bei ihnen bleiben wolle, bis mich der Spenglerstessen im Handwerke werde brauchen können, und sie waren auf diese Bedingung eingegangen. Jeden Abend, wenn ich heimkam mit der Herde, ließ ich meine Augen wie ein Luchs spionieren, ob ich die Spenglersippchaft nicht sähe; aber der Sommer kam und ging hin, die Schwalben zogen einer schönern Heimat zu, und Mariane kam nicht. Jetzt war meine Hoffnung aus für dieses Jahr. Stand ich so auf den Kuppen der Berge und ließ die schwermütigen Töne meines langen Hornes das Echo wachrufen, so meinte ich, Mariane müsse es hören. In jede Modulation legte ich ihren Namen; aber das Echo verhallte wie die Töne, die ich ihm zugesandt, und niemand verstand diese Laute, niemand als ich selbst in meinem stillen Leid.

Endlich hörte das Hüten auf. Wir blieben daheim im warmen netten Stübchen, und unsere Arbeit war Besen binden, Kochlöffel, Peitschenstiele und Fliegenwedel schnitzen und Holzkäfige machen. Das alles war nett und angenehm, und meine Arbeit fand absonderlichen Beifall und Absatz bei dem Volke. Ich trug das Gefühl in mir, nicht eine Last, wie im Pfarrhose, sondern jetzt von Nutzen für meinen Brotherrn zu sein, und das gab mir eine rechte Freudigkeit. Ich hatte es aber auch gut. Da die Leute selber keine Kinder hatten, so lag mir die Frau oft an, ganz bei ihnen zu bleiben und ihr Kind zu werden. Aus diesem Anliegen sprach die Liebe der Frau deutlich und klar.

„Sterben wir,“ sagte sie, „so bist du unser Erbe, und erhältst das Hirtenamt hier ganz sicher.“ Es lag etwas ungemein Lockendes in dem Anerbieten; doch —

Mariane nahm nur einen Spengler — ich konnte nicht Ja sagen, obgleich es mir wehe that, das gute Weib zu kränken.

Wenn ich so stille arbeitend da saß, kamen mir allerlei Gedanken. Ich fühlte gerade keine Reue darüber, aus dem Kerker des Pfarrhofes entflohen zu sein; aber ich erkannte doch jetzt, daß ich dort etwas gelernt hatte; denn Kaspar konnte weder lesen, noch rechnen, noch schreiben. Ich wurde ihm von großem Nutzen bei den Viehhändeln, da die Juden bisher die Leute im Dorfe und ihn selbst abscheulich betrogen hatten. Ich konnte ihnen auf die Finger sehen, und that es mit aller Schlaubeit, so daß sie mich am Ende in eben dem Grade fürchteten, als die Bauern großen Respekt vor meinem Wissen und Können gewannen. Diese Einsicht ließ mich den Dank nicht vergessen, den ich dem alten Herrchen schuldig war. Um aber mein Wissen zu erweitern, trachtete ich nach einem Rechenbuche. Im Dorfe war kein Schulmeister und kein Pfarrer. Die Kinder gingen in eine Schule, die wenigstens eine gute Stunde entfernt lag.

Es stand schlecht, sehr schlecht im Dorfe um das Wissen der Bauern. Lesen konnten wenige, schreiben noch weniger, und rechnen nur etwa vier. Einer hatte ein Rechenbuch, aber ein geschriebenes, darinnen gar wunderfame Exempel standen. Eins war, wenn es gerechnet war, ein Seeschiff mit Segeln und Wimpeln; ein anderes ein Reiter, hoch zu Roß; ein drittes ein Hund und Gott weiß, was für seltsame launige Gestalten sie bildeten, indem daran multipliziert und dividiert wurde. War das Exempel richtig gerechnet, so bildete sich die Figur von selber. Dieses Buch war ein Gut von unschätzbarem Werte.

Ich ließ indeß nicht ab zu bitten, bis mir's der Bauer
lieh. Griffel schliß ich mir selbst aus dem Thonschiefer,
den ich, weich und zart, längst entdeckt hatte, und einen
Schiefer von dunklerer Färbung fand ich auch, den ich glatt
schliß und mit Öl tränkte. So war mir geholfen. In
jeder freien Minute saß ich und rechnete. Ehe der Früh-
ling kam, hatte ich das Buch mit Stumpf und Stiel, mit
allen Seeschiffen, Reitern, Hunden, Meerweibchen und
allen derartigen künstlichen Exempeln durchgerechnet.
Als der Bauer, welcher es mir geliehen, meinen Eifer
und meine wachsende Kunst sah, gab er mir noch ein an-
deres Gut. Es war ein Buch so groß wie die Bibeln,
die ich einmal auf dem Besenverkauf in den Häusern der
Lutherischen auf dem Ofenbrett stehen gesehen hatte; doch
es war keine Bibel, sondern es hieß: Sebastiani Munsteri
Cosmographia, das ist Weltbeschreibung. Bei allen er-
heblichen Gegenständen standen Abbildungen, die gar lieblich
anzusehen waren. Da fing ich denn an zu lesen und es
ging mir eine neue Welt auf. Alle Länder, Städte,
Menschen, Tiere und Pflanzen der Welt, so sie merkwürdig
waren, standen da beschrieben, und viel wunderbare Mären
von Völkern in Asien und Afrika, die auf einem Beine
gehen, nur ein Auge, und dies im Magen haben, und
dergleichen mehr. Ich las meinen Pflegeeltern vor, und
ihre Teilnahme und Neugierde wuchs in dem Grade, daß
ich abends oft bis zwölf Uhr lesen mußte und von aller
Abendarbeit freigesprochen wurde.

Es liegt klar am Tage, daß ich so an Einsicht zu-
nahm; aber mein Sinn fing auch an, eine andere Rich-
tung zu nehmen. Meine Einbildungskraft malte mir die
Bilder der fernen Welt mit allem Zauber aus, und oft

ergriff mich eine wahre Sehnsucht, dorthin zu wandern, wo solche Wunder zu Hause seien.

Lehrreich und für mich höchst angenehm ging der Winter herum. Mit dem Frühlinge zogen wir wieder hinaus zu Berg und Wald. Im Pfarrhose war mir das Eingesperrtsein ein Greuel aller Greuel. Im Hirtenhause blieb ich freiwillig zu hause und arbeitete und lernte freudiglich, ohne an Schlittenbahn, Schleifen, Meisenfangen und Schneeballwerfen zu denken. So ist der Mensch! Schon im Knaben das ewig sich wiederholende Spiel des Lebens. Das „Muß“ ist überall ein bitteres Kraut und eine herbe Speise. Thut man etwas freiwillig, so ist's eine Lust, nie eine Last.

Es ging mir gar gut im Hirtenhause. Es herrschte ein so stilles Leben darin, daß man keinen Ton hörte, als das Spinnrad und das Geräusch von unserer Arbeit. Kein Fluch, kein böses Wort; aber zum Beten hielten mich die guten Leute fleißig an, weil wir selten in eine Messe kamen. Unser Tisch war reichlich mit Kartoffeln besetzt und mit dicker Milch. Das war ein fürstlich Essen. Bald hätte ich aber noch eins vergessen. Kaspar war ein wackerer Fischer. Auch ich verstand ja längst diese Kunst, und manchen Moselbarben, manche schöne Schleie, manchen Weißfisch fing ich für unsern Tisch, und die Mutter verstand sie köstlich zu backen. Auf der Haide standen viele Wachholderstauden, und Scharen schöner fetter Krammetsvögel saßen da im Herbst. Ich schlug Kaspar vor, im nächsten Sommer einen Herd zu errichten. Da ließe sich etwas Erkleckliches verdienen. Das leuchtete ihm ein. Ohne Säumen wurde nun im Frühling schon die Vorkehrung getroffen. Ich ging einige Stunden weit,

wo ein Herd war, befah mir genau die ganze Einrichtung, kaufte ein Netz, und nun wurde in den Ruhestunden des Sommers der Bau vollendet. Damals war's noch nicht im Trierer Lande wie heutzutage. Es durfte, so zu sagen, jeder machen was er wollte. Die Förster waren selten, die den Leuten das Holzholen vergällten und die Waldfrevel führten nicht in Numero Sicher, wie man das Gefängnis nannte. Nur das Wild mußte man in Ruhe lassen von wegen der geistlichen Herren. Niemand hinderte uns in unserer Arbeit, und sie gelang. Ich sah einer neuen Lust entgegen für den trüben nebeligen Herbst und einen Förster hatte ich nicht zu fürchten.

Auch im Laufe dieses Sommers kam der Spenglersteffen nicht. Allmählich zog da ein tiefes Weh in meine Seele ein, und die Töne meines Hornes wurden klagender. Waren sie gestorben oder zogen sie nicht mehr umher? Lebte meine Mariane noch? Dachte sie noch an mich? Solche Fragen bestürmten mich, und doch fehlte jede Antwort. Nur in meinen Träumen sah ich Mariane blühend wie die junge Rose; aber immer nur als Kind, wie ich sie zuletzt gesehen. Ich vergaß, daß nun schon eine geraume Zeit dazwischen lag, daß ich selbst herangewachsen war, und daß ich in meinem weißen linnenen Rocke mit blauem Tuche an den Nähten und am Kragen verziert, mit den blau eingefassten Achselklappen und dem breitkrempeigen, hinten spitz aufgebundenen Hute ein gar stattlicher Dreiläufer geworden war. Was half aber alle meine Sehnsucht, all mein heißes Hoffen? Sie kam nicht. Die Monate zogen vorüber im stillen Einerlei des Hirtenlebens, die Saaten reiften, die Weinlese kam, der Wind pfiß kalt über die Rämme des Gebirges, die Herden

blieben daheim. Der Krammetsvogel kam in Zügen auf den Wachholder — aber Mariane kam nicht.

So war es denn schon tiefer Herbst geworden, und der Schnee kämpfte mit dem Regen um die Herrschaft. Über die grau werdenden Tristen peitschte der Sturm die gelbenden Blätter der Bäume und rasete in den Wipfeln der alten Eichen im Walde. Die Kraniche zogen in ihren scharfen Linien und Dreiecken mit den Schneegänsen am Himmel hin, und Raben und Dohlen trillten sich krächzend zu der Stimmung in dem wirbelnden Winde. Das war eine Musik, die meiner Seele paßte, wenn ich in dem Vogelherde saß und den Krammetsvögeln auflauerte.

Der Herd lag am Saume des Hochwaldes. Vor ihm dehnte sich eine weite Haidefläche aus, auf der Wachholder in Menge wuchs — jenseits derselben lag wieder im weiten Bogen der Eichenwald. Zur Seite, und zwar links von dem Herde, etwa in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten, zog eine alte Heerstraße hin, auf der freilich kein reger Verkehr stattfand; denn sie war so sehr ausgefahren, daß jedes Gefährt rettungslos seinem Verderben entgegenging, welches es gewagt hätte, drauf fahren zu wollen. Sie beeinträchtigte also meinen Fang nicht, obwohl, ich muß es bekennen, hundertmal in meiner Einsamkeit, in der ich mich nicht rühren durfte, mein Auge durch das kleine viereckige Guckloch nach ihr hinsah, weil ich immer meinte — daher müsse — Mariane kommen. Der Herd war in die Erde gegraben, hatte eine kleine Holzbank zum Sitzen, und war oben mit Rasen sorgfältig überdeckt. Raum hatte er nur für eine Person. Von außen konnte man ihn kaum wahrnehmen. Vor diesem Standpunkte lag das Netz, saßen die Lockvögel und lagen

die Leckerbissen der Vögel, die köstlich duftenden schwarzen Wachholderbeeren in den schönsten Ästchen, untermischt mit glühendroten, hellleuchtenden Vogelbeeren in dicken Hängeln. In dem kleinen Raume war es warm und behaglich, wenn auch draußen ein schneidender Nord über die Haide pfiß.

Schönes Wetter im Spätherbst und alter Weiber Tänze währen selten lange, dachte ich, als ich eines Morgens nach dem Herde eilte und die Sonne eben an dem klaren Himmel heraufblitzte. Von ferne hörte ich schon den eigentümlichen Ruf der Krammetsvögel. Schnell band ich meinen Lockvogel fest, schlüpfte in mein Versteck, und ehe eine Viertelstunde verging, hatte ich zwanzig Vögel gefangen. Es war an diesem Morgen, als sollte mein ganzer Herd voll werden; denn Zug auf Zug kam und füllte das Netz. Einen reichlicheren Fang hatte ich noch nicht gemacht, und doch kamen immer noch neue Schaaren.

Als ich nun so da saß fröhlichen Herzens, blickte ich hinaus durch das kleine Fensterlein, und ein seltsam Gefühl durchzuckte mich. Daher kam der wohlbekannte beladene Esel, und neben ihm mit dem wohlbekanntem, länglich viereckigen Kasten eine Gestalt, die der des Spenglersteffen aufs Haar glich. Jetzt trat auch hinter der Waldecke die Mutter hervor, mit dem kleinen Kinde auf dem Arm, und das kleine Heer der übrigen Knaben, und zuletzt die schlank aufgeschossene Gestalt eines Mädchens, die ging, als berührte sie den Boden nicht.

Wie mir das Herz pochte, kann ich nicht beschreiben. Es drohte mir fast die Brust zu zersprengen. Ich vermochte mich kaum zu rühren. Eine seltsame Bangigkeit durchzog mein Wesen. Doch lange wahrte das nicht.

Die Freude übermannte jedes andere Gefühl. Ich zog mein Netz zu, in dem wieder ein tüchtiger Flug zappelte und schrie, und rannte auf die Gruppe zu.

Der Steffen sah mich zuerst und erkannte mich auf den ersten Blick.

„Friedel!“ rief er, „armer Friedel, lebst du noch? Wie ist dir's ergangen, seit wir uns nicht mehr sahen?“

Jetzt kam die Mutter. In ihren Augen glänzten helle Thränen, als sie mir die Hand drückte. Dies geschah aber mit einer so wohlthuenden Wärme, daß es mich tief ergriff. Alle Knaben rannten herzu und begrüßten mich — nur sie nicht, sie, an der meine Seele hing und mein Auge. Ach, wie war sie so schön geworden! Zwar konnte man schon in der Knospe die Rose ahnen; schon als Kind war sie ein kleiner Engel, weit schöner als die, welche in unserer Kirche auf dem Altar saßen und Posaunen bliesen, aber jetzt war sie eine werdende Jungfrau in all dem wunderbaren Schmelz einer seltenen Schönheit, schlank wie eine Pappel gewachsen, ihr Auge so groß und feurig, ihre Wangen so rosig, ihr Mund so frisch, ihr Haar so reich, voll und glänzend, ihre Haut trotz des schwarzen Haares weiß, wie blendender Schnee, auf den die Strahlen der Morgensonne fallen.

Endlich hatten mich alle Glieder der Familie bewillkommnet. Nur sie stand und drehte den Zipfel ihrer Schürze spitz zu und sah unter sich, über und über von flammendem Rot übergossen.

Die Mutter bemerkte es und rief lachend: „Mariane, kennst du denn deinen lieben Friedel nicht mehr, oder willst Du ihn nicht kennen?“

Das Wort sagte mir viel. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr halten und ging auf sie zu.

Da schlug sie das Auge auf. Es war wie eine strahlende Sonne. Sie lächelte, und dieses Lächeln bezauberte mich.

„Guten Morgen, Friedel,“ flüsterte sie so leise, daß nur ich es hören konnte, aber mit einem so seelenvollen, wonnigen Tone, daß mir beinahe das Herz aus der Brust hüpfen wollte vor Lust und Wonne. Sie reichte mir die kleine, schöne Hand, die ich im Übermaße meines Entzückens so hart drückte, daß sie zuckte.

„Was treibst du hier?“ fragte mich Steffen. Ich mußte erzählen. Bis zu meiner Flucht kannten sie meine Geschichte genau; denn sie kamen von meinem Geburtsorte her.

„Aber hier auf der Landstraße zu stehen, behagt mir nicht sonderlich,“ sagte Steffen. „Wir wollen in den Wald und uns Kaffee kochen.“

Ich wußte nahe ein Plätzchen, wo es sich gut lagern ließ. Dorthin führte ich sie, und eilte dann zu meinem Herde. Mein überreicher Fang ließ es mir zu, sie alle würdig zu traktieren. Die Witterung blieb schön, und die Sonne schien für den späten Herbst noch recht warm.

Es war eine Lust zu sehen, wie nun die Vögel gerupft wurden. Alles half, und bald genug war eine hinlängliche Zahl fertig, die dann in der Pfanne schmorten. Holz aber mußte gesucht werden. Mariane und ich fanden uns dabei bald zusammen, und jetzt, wo uns niemand sehen konnte, war die Sache anders, als vorher.

„Wie bist du so schön geworden!“ sagte ich mit leuchtenden Blicken und pochendem Herzen.

„Und du bist auch ein bildschöner Bub!“ lächelte sie, und die strahlenden Augen brannten mir in die Seele hinein bis auf den Grund.

„Aber du mußt mit uns gehen, und ein Spengler werden,“ sagte sie und sah mich schalkig an. „Weißt du's noch?“

Wohl wußte ich's noch und sagte freudig Ja.

Sie klatschte in die Hände vor Lust.

Wir plauderten uns wieder in die schönen Kindertage hinein. Holz wurde wenig gesammelt, bis wir merkten, daß es Zeit sei.

„Komm,“ sagte sie, mich am Armel zupfend, „sonst necken sie uns.“

Run wurde eiligst das Versäumte nachgeholt, und bald waren wir, reich beladen, bei dem Lager, wo die Vögel unserer warteten und der duftige Kaffee, den ich so lange nicht getrunken; denn so weit war die Weltbildung bei meinen guten Pflegeeltern noch nicht vorge drungen, daß sie dieses damals noch sehr vornehme Getränk gekannt hätten. Bei Steffens war das anders; die kamen mit Städten in Verkehr und lernten den Kaffee frühe schon kennen und lieben. Bei ihnen ging's von Hand zu Munde, das sah ich später leider wohl ein und das „gute Leben“ trug viel Schuld an ihrer Armut. Es ist so die Art vieler armen Leute, daß sie gar nicht vorausdenken, nicht an böse Tage, nicht an Krankheit, nicht an das Alter. Nur in den Tag hinein leben sie. Gutes Essen, gutes Trinken ist ihre Lust, ihr Glück, ihr alles. Haben sie Geld, so wird's vergessen und vertrunken; haben sie keins, so wird gedarbt und darin liegt der vollwichtige Grund ihres Elendes in franken Tagen und

im Alter. Ach, wie oft hab' ich in spätern Tagen das den guten Leuten gesagt! Aber das leichtsinnige Wesen war bei Spenglersteffens so tief ins Fleisch gewachsen, daß es eine unsägliche Mühe kostete, sie von den Nachteilen desselben zu überzeugen. Das Mäulchen gewöhnt sich gar leicht und gern an das sogenannte „Schmuckeln“ und dieser böse Geist ist fast ebenso schwer auszutreiben, als der der Faulheit, der Unsauberkeit und des Trinkens. Ein Trinker war nun freilich der Spenglersteffen nicht, das heißt, Wein und Brantwein wurde von ihm nicht getrunken, aber der Kaffee kostete erstaunlich viel und hielt nicht wider, während eine nahrhafte Suppe unendlich mehr wert war, wie ich aus Erfahrung wußte.

In unserer Abwesenheit schien zwischen Steffen und seiner Frau auch eine wichtige Beratung ans Ziel gelangt zu sein; denn Steffen hob, während er mit seinen Zähnen die Knochen der Vögel behaglich zermalmte, an:

„Wie steht's denn nun mit uns, Friedel?“

„Wie so?“ fragte ich, ahnend, daß es auf meine Zukunft Bezug haben würde.

„Ei, du wolltest ja, wie wir in deinem Dorfe gehört, zu uns und mit uns ziehen, um ein Spengler zu werden. Bist du noch dieser Meinung?“

„Gewiß!“ sagte ich freudig, und mein Blick flog zu Marianen, die mir froh zunickte. „Hirte mag ich nicht bleiben. Wenn Ihr mich wollt, so will ich Euer Kind sein, treu und gehorsam und fleißig arbeiten.“

„Schön!“ sagte er, indes die Mutter mich mit Wohlwollen betrachtete. „Kannst du aber auch so los, wie du willst?“

„Ich hab's ja meinen guten Pflegeeltern gesagt,“

erwiderte ich, „daß ich, sobald Ihr kämet, mit Euch ziehen wollte. Waret Ihr denn nicht im Dorfe?“

„Nein,“ sagte er; „es ist zu klein; man verdient da nichts.“

„So?“ dehnte ich; denn die Bauern waren doch so gar arm nicht. „Der Winter ist vor der Thür,“ sagte ich, „so werden mich die Hirtenleute schon fortlassen.“

„Ich will dir etwas sagen,“ bemerkte Steffen. „Du kannst es mit ihnen heute abend ausmachen. Wir ziehen jetzt in das Dorf hinter dem Walde. Da bleiben wir zwei Tage. Du weißt also, wo du uns finden kannst. Kommst du, so bist du uns willkommen und sollst ein Spengler werden, daß es eine Art hat. Kommst du nicht, so ist's für dieses Mal nichts.“

Damit war diese Verhandlung zu Ende. Der Kaffee wurde getrunken. Ich erzählte meine Erlebnisse, und nach etwa einer Stunde, für mich die glücklichste seit Jahren, zogen sie von dannen.

„Komm morgen früh schon,“ flüsterte mir Mari-
ane zu.

So lange ich sie sehen konnte, hing mein trunkenen Blick an der leicht dahin schwebenden Gestalt. Oft sah sie zurück, und allemal grüßte sie mit der Hand nach mir.

Endlich entzog sie der Wald meinen Blicken, und ich ging in meinen Herd, um den Rest meiner Vögel heim zu tragen, der immer noch für einen überreichen Fang gelten konnte.

Wie ein Träumender kam ich heim. Die gute Mutter bemerkte sogleich meine veränderte Stimmung.

„Du warst heute so glücklich im Fange, und bist

doch nicht froh? Wie ist das Friedel?“ fragte die Mutter.

Wirklich war es so. Es fing mir an unendlich leid zu thun, daß ich sie durch mein Scheiden betrüben sollte; denn daß sie das sehr betrüben würde, wußte ich. Sie hatten mich ja lieb, und hielten mich wie ihr eigen Kind.

„Was ist dir denn begegnet, Friedelchen?“ hob Kaspar endlich an, „so rede doch!“

„Ach,“ sagte ich kleinlaut, „ich habe den Spenglersteffen getroffen, und nun muß ich morgen frühe fort von hier.“

Die Mutter erbleichte wie eine Leiche. Ihre Hände sanken in den Schoß, wie wenn sie gelähmt wären, und Kaspar ließ einen Hängel Vogelbeeren auf die Erde fallen, die er eben zusammen binden wollte.

Sie saßen lange Zeit stumm da. Aus den lieben, treuen Augen der Mutter rannen große Thränen.

Mir wurde auch das Herz weich. Ich saß stille da.

„Ach,“ sprach die Mutter, „ich dachte, wir hätten einen Sohn an dir, und du übernähmest einmal später den Dienst. Dann blieben wir bei einander und du drücktest uns einst die Augen zu.“

Sie sprach diese Worte unter fast lautem Weinen.

Wie mir's ums Herz war, kann ich kaum sagen.

Kaspar sagte: „Bleib' bei uns, Friedel! Es thut mir und meiner Frau gar leid, wenn du weggehst. Wir meinen es so gut mit dir. Wir nehmen dich zum Kind an. Du erbst unser Häuschen. Ein gewichster Bursche bist du, und es wird dir nicht fehlen, daß du eine reiche Frau kriegst. Dann bist du ein behaltener Mann.“

„Bleib' bei uns!“ bat die Mutter, „dann habe ich doch einen guten Sohn in unserm nahen Alter.“

Das gab einen Kampf in mir, so schwer, wie ich noch keinen gekämpft; aber dort stand Mariane mit ihren leuchtenden Augen und ihrem Lächeln, das einen Löwen hätte bezwingen können. Sie wollte ja meine Frau werden, eine andere begehrte ich nicht. Und Spengler zu werden, das war ja meine einzige Freude, seit ich zu klarem Bewußtsein gekommen war. Das entschied. Ich dankte innig für ihre Liebe: sprach aufs entschiedenste meine Neigung zum Spenglerhandwerk aus. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden, sagte immer mein Vater. Und ein Spengler ist doch etwas anderes, als ein Schneider.

Dem konnte selbst Kaspar nicht widersprechen.

Der Abend war traurig. Wohl dampften gar köstlich die Kartoffeln auf dem schneeweißen Tischtuche; wohl lockte die mattige Milch in der Schüssel; aber die Ekstase fehlte uns allen, und die Mutter weinte immer fort. Ich hörte sie selbst in der Nacht noch schluchzen, und manchmal wollte ich wankend werden. Im Traume aber stand das schöne Mädchen vor mir und winkte, und — am andern Morgen riß ich mich unter Thränen los und schied.

Segenswünsche begleiteten mich, so treu, wie sie je aus einem Vater- und Mutterherzen kamen.

Als ich oben auf dem Bergkamme stand, sah ich noch einmal zurück. Alles, was mir hier Liebes und Gutes widerfahren war, das kam mir jetzt wieder ins Gedächtnis. Ich habe mich setzen und mich recht ausweinen müssen, und mir kam eine recht lebendige Reue an. Schon

war ich auf dem Sprunge zurückzukehren, als ich plötzlich ein Klichern hinter mir hörte, und rasch umsehend, Marianen erblickte, die ihre Hand nach mir ausstreckte.

„Siehst du, wie lieb ich dich habe,“ rief sie aus. „Da bin ich die halbe Stunde hieher gelaufen, dir entgegen. Aber ich glaube gar du weinst? Geh! Ist das deine Liebe zu mir, daß es dir Thränen kostet, dich loszureißen von deinem garstigen Hirtenhut? Oder hast du einen Schatz da drunten in dem Dorfe, der dir so an das Herz gewachsen ist, daß du nicht von ihm scheiden kannst?“ So plauderte sie schmollend mit mir.

Ich hatte ihre Hand ergriffen und zog sie zu mir, und der erste Kuß brannte auf ihren frischen Lippen. „Wie magst du so nur reden?“ sagte ich. „Du weißt nicht, wie gut der Kaspar und seine Frau gegen mich armen Verlassenen waren. Sie hatten mich lieb, wie ihr eigen Kind. Ist es unrecht, wenn ich da aus Liebe und Dankbarkeit weine, wo ich für immer von ihnen scheide?“

„Ist's so,“ sagte sie, „so sei mir wieder gut. Nein, das nehm' ich dir nicht übel, und das ist auch recht schön und brav von dir. Sieh, ich dachte, du hättest eine andere lieb gehabt, und das wurmte mich: denn ich habe nur dich lieb, und dich allein in der Welt.“

Und nun schlang sie die Arme um meinen Hals und legte ihre rosige Wange wieder an die meinige.

„So hast du also auch an mich gedacht?“

„Was? Friedel! An dich gedacht? Alle Tage, ja, was sag' ich, alle Stunden bisher. Und wie hab' ich geweint, als wir in deinem Dorfe waren und das Haus leer und ausgestorben fanden! Wir hörten, wie

es deinen armen Eltern und dir ergangen. Du kannst dir gar nicht denken, wie traurig wir waren, und selbst mein Vater weinte, und den hab' ich noch mein Lebtag keine Thräne vergießen sehen. Daß du bei dem alten Griesgram von Pastor nicht bliebst, war ganz recht. Hätt' ich nur gewußt, wo du wärest. Doch da war kein Mensch, der es mir sagen konnte, und sie meinten, du seiest aus Herzeleid in die Mosel gelaufen. Ach, da hab' ich mehr Thränen vergossen, als du glauben kannst."

"Narr," sagte die Mutter zu mir, „meinst du der Friedel sei so dumm?" Da dachte ich auch, nein, er wollte ja ein Spengler werden und — und —" sie stockte und wurde rot.

"Und?" fragte ich, mich innig freuend an dem lieben Geplauder.

"Ach, du garstiger Bub," schmolte sie schalkig lachend — „Du weißt es ja, was brauch ich dir's denn noch erst zu sagen? —"

"Dein Mann? nicht wahr, Marianchen? Nicht wahr?"

Sie barg ihre erglühenden Wangen in den Händen, und sagte dann plötzlich ernst werdend: „Wir wollen jetzt verständig sein und keine Kindereien plaudern. Auch ist es Zeit, daß wir gehen, sonst merken sie's, daß ich dir entgegen ging. Ich sollte ins Dorf gehen und nach Arbeit fragen. Da schlich ich mich hinten heraus und lief mich außer Atem, denn ich wußte wohl, daß du kommen würdest."

Sie zog mich jetzt fort, und wir liefen, was wir laufen konnten, um die versäumte Zeit wieder einzuholen. Erst als wir das Dorf vor uns sahen, gingen wir langsam und waren bald wieder in unserm Plaudern.

„Ich kann mir's recht gut denken,“ hob sie an, „daß du vorhin weintest, da du die Hirtenleute so gern hattest, und sie es auch so gut mit dir meinten. Ich glaube, ich wäre geblieben!“ Sie sah mich schalkig von der Seite an.

„Du, wenn ich dich erwartet hätte, wärest geblieben?“ sagte ich, indem ich mich böse stellte. „So will ich lieber gleich zurück.“

„Sei kein Narr, Friedel!“ rief sie lachend. „Nein, ich sage dir, Ketten und Banden hätten mich nicht halten können.“

Ich wollte sie küssen, aber sie lief mir durch. Nun galt's ein Haschen; aber fange einer das flüchtige Reh!

Wir waren nun ganz nahe ans Dorf gekommen. Sie hatte einen weiten Vorsprung vor mir und blieb stehen, mich zu erwarten.

„Sei jetzt ordentlich, Friedel,“ sagte sie ernst. „Du gehst hier hinein, und ich laufe ums Dorf herum und komme oben herunter. So merkt niemand etwas. Du findest unsere Leute unter dem Rathause, wo der Vorsprung Schutz bietet, hinter der alten Linde. Adieu!“ — Und husch! wie ein Gedanke flog sie dahin und war verschwunden. Ich aber ging selig ins Dorf hinein, fragte nach dem Spenglersteffen, und fand bald die lustige Behausung, wo er seine Werkstätte aufgeschlagen hatte.

Ein lauter und allgemeiner Jubel begrüßte mich; nur der Peter, der älteste der Buben, und fast so alt als ich, machte ein ärgerlich und trozig Gesicht. Desto freundlicher waren Vater und Mutter und die kleinen Buben gegen mich.

„Wo ist denn die Mariane?“ fragte die Mutter, weil sie sich an deren Freude wohl selber erfreuen mochte. Ich schwieg, wie ein Weißfisch in der Mosel und dachte: wartet's nur ab, sie wird schon kommen.

Und wirklich kam sie alsbald, beladen mit zerbrochenen Gießkannen und einer Menge Geräte kleinerer Art, die sie zusammengetragen und die nun bei dem Vater ihre Herstellung finden sollten.

Sie stellte sich, als hätte sie mich noch gar nicht gesehen, reichte mir die Hand und blinzte mit den Augen.

Ich verbiß das Lachen und bot ihr die Hand und guten Morgen dazu.

Wie das so ruhig und so kühl ging, und die Mutter unsere vom Laufen erhitzten Köpfe betrachtete, mochten ihr wohl Zweifel ankommen. Ja, ich glaube, sie hatte die ganze Geschichte weg; denn sie lachte in sich hinein und sagte zu Marianen:

„Du mußt doch überall erstaunlich lange geplaudert haben, da du nach der Dorfuhz gut anderthalb Stunden weg warst! Auch ist es seltsam, daß du und der Friedel so vom Laufen erhitzt seid, und doch ist die Hitze nicht besonders groß heute.“

Mariane wurde rot bis hinter die Ohren. Sie stotterte allerlei abgebrochene Worte von schönen Kindern daher, die sie gehalten und mit denen sie gekostet, abson-

derlich sagte sie, sie habe das Kind des Niklas herumgetragen.

„Ach, das muß lange her sein,“ sprach schelmisch lachend die Mutter; „denn vor einer halben Stunde war ich dort und fand den armen Wurm seit acht Tagen krank.“

Mariane wandte sich voll Scham ab, weil sie gelogen, und weil die Mutter ihr in die Karte geguckt hatte; ich aber nickte ihr zu, und wir verstanden uns vollkommen.

Ich wurde nun sogleich angewiesen, von dem Rumpfe einer alten Gießkanne ein Stück abzuschneiden, welches auf das Loch einer anderen alten Kanne paßte. Um ihm das Ansehen eines neuen Stückes zu geben, mußte ich es mit einem stumpfen Messer so lange schaben, bis es so blank war, als sei es ganz neu, wofür es dann auch natürlich bezahlt werden mußte.

„Jedes Handwerk,“ hob Steffen sehr ernst seinen Unterricht an, „hat seine Wissenschaft. Man müßte erstaunlich viel neue Blechtafeln kaufen und zerschneiden, wenn man auf alle die Löcher in dem alten Geräte neue Stücke flicken wollte. Da schneidet man sich denn die besten alten Stücke ab, reibt sie mit dem stumpfen Kneip so lange ab, bis sie wie neu glänzen, und dann thun sie die Dienste von neuem. Das dürfen freilich die Bauern nicht merken, haben's auch nicht nötig. Siehst du, meine Mutter war aus Kempfeld zu Haus, die sagte als immer: Die Leute brauchen nicht alles haarklein zu wissen! So sage ich in diesem Falle auch. Damit du aber alsbald noch einen andern Vorteil dir zu eigen machest, so gieb fein acht. Es werden nun bald einige Bauern kommen, die neue Löffel aus alten wollen gegossen haben. Ich stelle den Tiegel auf

das Kohlenfeuer und du setzt dich neben mich, drückst den Blasebalg mit der einen, der linken Hand nämlich, und mit der rechten nimmst du dies kleine hohle Löffelchen und siehst scharf in den Tiegel. Als bald setzt sich oben auf die Fläche des zusammengeschmolzenen Zinnes eine rötlich-bläulich-gelbliche Haut, wie sich der Rahm dort auf der Mutter ihrem Milchtopfe ansetzt. Sobald du dies Häutchen siehst, fährst du mit dem umgekehrten Löffel darüber hin und scharrst es herunter. Bist du dumm, so scharrst du eben nur das Unreine ab, welches sich vom Zinne absondert; bist du aber klug, so drückst du den Löffel etwas tiefer in das Zinn und scharrst so auch etwas gutes Zinn mit. Das fällt in die Kohlen und sammelt sich unten im Kohlenbecken. Das ist, was bei deinem seligen Vater die Hölle war. Abends holt man die Klümpchen heraus oder auch am Tage, wenn niemand da ist, legt sie nochmals in den Schmelztiegel und reinigt sie, wo es sich dann leichtlich findet, daß man Zinn für einen halben, ganzen, ja selbst für anderthalb und zwei Löffel gewonnen hat. Bleibt überdies so viel Zinn übrig, daß es keinen Löffel mehr für den Bauer giebt, so sagt man leicht hin: „Das ist Abnußen für den Spengler!“ und gießt es auf die Stange in die Länge. Das nennt man Spenglerlatein! Verstanden?“ —

Obwohl mir dies Latein nicht recht behagte, so mußte ich doch schweigen und nickte bejahend. Wirklich kam bald darauf ein Bauer mit alten Löffeln. Nun galt's, die Lehre anwenden. Die Buben lachten tückisch und meinten, ich würde meine Probe schlecht bestehen und eine Ohrfeige in Empfang nehmen; allein da hatten sich die Rangen geirrt. Ich hatte meine Lehre gut gefaßt, und wie auch das

iharfe Auge des Meisters sich anstrengte, einen Fehler machte ich nicht, und als der Bauer fort war, lag ein artig Knöllchen Zinn im Kohlenbecken und ich wurde weidlich gelobt. Auch mein Blechstück war gut geschnitten, gut gepuzt, und erntete ebenfalls Lob.

„Du hast Geschick,“ sagte der Spenglersteffen, „und giebst Hoffnung, daß du ein Prachtkerl von Spengler wirst.“

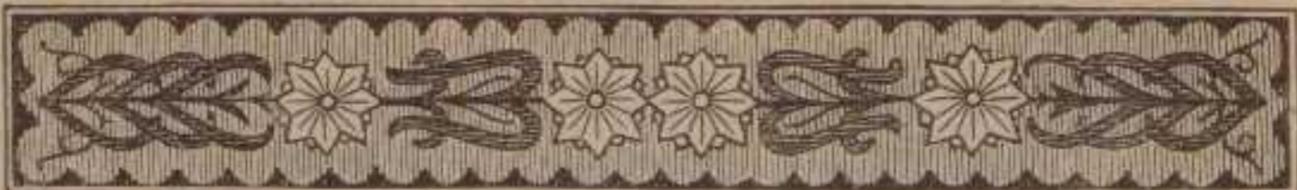
Ich wurde nun mehr und mehr eingeweiht in die edle Wissenschaft des Spenglerhandwerks. Schon am dritten Tage meiner Lehrzeit konnte ich den Lötfolben führen und gebrauchen, konnte Löffel polieren, Löffel gießen, kurz meine Fähigkeit für das edle Handwerk war entschieden. Von dem eroberten Zinne gossen wir nun Löffel, Salzkannen, Leuchter und Öllampen. Die bekam ich mit genauester Preisbestimmung in einen weiten, an einem breiten Riemen hängenden Tragkorb und mußte sie verkaufen. Auch diese Probe lief gut ab. Indessen wurde das Wetter wieder übler, und wir zogen, ohne uns aufzuhalten, der Heimat zu, welche aber nicht an der Mosel lag, wie ich gemeint hatte, sondern droben an der Saar, und nicht weit von der Festung Saarlouis.

Es war ein weiter Weg. Ich hatte tüchtig zu tragen; aber alles wurde aufgewogen durch das Glück, dessen ich alle Tage genoß. Mariane ging stets neben mir her und plauderte unaufhörlich und so allerliebste, daß ich vom Wege kam, und nicht wußte, wie.

Allmählich aber wurde das Land rauher und unfreundlicher, das schöne Moselthal lag nun schon hinter uns. Und eines Abends sahen wir im Lichte der sinkenden Abendsonne ein blutarmes Dörflein vor uns, dessen

Aussehen noch ärmer war, als das meines Geburtsortes an der Untermosel. Ich glaubte wir blieben bloß da über Nacht; aber als wir vor einer unendlich dürftigen Hütte anhielten, sagte die Mutter: „Gottlob, wir sind zu Hause!“





Jo, sell' sag i, Bettelent' hon's gut, hon's gut!
Jo, sell' sag i, Bettelent' hon's gut.

Pfälzisches Volkslied.

5.

Sorgen ohne Not, das hab' ich gar oft in meinem Leben gefunden, sind die Plagegeister der Reichen; aber Not ohne Sorgen, das ist gar häufig das Gut der Armut in der Welt. Oft wird freilich dem Leichtsinn rasch der Stab gebrochen. Aber sagt, was sollte aus den Armen werden, wenn sie tiefer fühlten? Wenn sie sich dem Drucke ihrer Not ganz hingäben? Würde diese sie nicht erdrücken, zermalmen? — Nein, es ist ein beneidenswertes Glück, es ist eine wahre Wohlthat für sie dieser leichte Sinn. Das hab' ich recht in meinem Leben im Hause des Spenglersteffen bewährt gefunden. Der Verzweiflung hätte sie sich hingeben müssen, diese arme Familie, welcher oft das Notwendigste, das Brot und die Kartoffeln, fehlte, wenn nicht ihr leichter Sinn sie überall die kummervollen Zustände hinausgehoben hätte. Mir freilich gefiel das anfangs durchaus nicht. Ich war an ein ernsteres Anschauen des Lebens gewöhnt; allein das Beispiel ist eine fortreißende Macht.

Wer sich ein Bild von Armut entwerfen wollte, der mußte diese Gegend, dies Dorf, und in diesem Dorfe unsere Hütte ansehen. Ein unfruchtbareres Land hab' ich meiner Lebtag nicht mehr gesehen. Der Boden war jumpfig und schwer. Er lohnte nur kärglich die Arbeit des Bebauers. Die Kartoffel selbst, die sich doch an jeden Himmelsstrich, an jede Bodenart gewöhnt, gedieh nur schlecht, und außerdem war Hafer und Haideforn das, was das Feld trug. Korn wurde zwar gebaut, aber doch bei weitem nicht zulänglich; auch wurde es kaum halb so hoch, als da, wo ich zu Hause war und im Moselthal überhaupt, das gegen diese Gegend als ein wahres Paradies erschien. Die Häuser hier sind einstöckig, die Dächer, von faulem Stroh, reichen fast bis zur Erde; die Stuben sind eng, niedrig, finster; denn das, was wir an der Mosel Fenster nennen, sieht man höchstens an der Kirche. In den Häusern sind es kleine Löcher mit runden, blinden Scheiben, und wo diese fehlen, füllen Bündel Lumpen oder vorgeklebtes Papier die Stelle aus. Das ist das Bild der neuen Heimat, in die ich versetzt war. Als wir in das Stübchen eintraten, in welchem ein kleiner Ofen stand, auf und in dem auch gekocht werden sollte, überlief es mich eiskalt. Ich war gewiß an keine Üppigkeit, an keinen Überfluß gewöhnt, aber was ich hier fand, war selbst mit meines Betters Jürgen trauriger Wohnung nicht zu vergleichen; denn die konnte als Palast gegen diese Hütte gelten.

Man gewöhnt sich nun freilich an alles, und wenn ich in Marianens Engelsgezicht sah, dünkte mir diese Hütte ein Paradies.

Das Schlimmste bei der Sache aber war das, daß wir wenig Arbeit hatten. Die meisten Leute des Dorfes

waren Glas- und Porzellanfrämer. Sie kauften von den Hütten und Fabriken in Wallerfangen und da herum den Ausschuß und führten ihn dann in weite Ferne, um ihn in Dörfern und Städtchen zu verkaufen. Das Feld lag brach; die Haushaltung führten Kinder oder Greise. Armut und Faulheit gingen mit schlafen und standen mit auf. Da ließ niemand etwas machen. Ein Kartoffelfeld hatten wir allerdings draußen, aber die Kartoffeln standen noch im Felde, obwohl Kraut und Stengel längst erfroren waren. Sie wurden nun heimgbracht; allein was war das Wenige unter so viele rüstige Eßer? Die Zerstörung, welche unser gesegneter Appetit unter dem Haufen anrichtete, war so gewaltig, daß ich mit Schrecken sah, derselbe würde kaum jenseits Weihnachten reichen. Auch die Eltern erkannten das. Da hieß es denn: Ihr Kleinen, bittelt! Ich und Mariane wurden verschont, was aber die Buben fast zur Raserei brachte. Ihr Neid wuchs himmelhoch und ihr Haß auch. Alles half nichts. Die Schlingel brachten wenig heim und der Hunger war manchmal unser Tischgenosse morgens, mittags und abends! Da kam mir denn der Gedanke, meine erlernten Künste in Anwendung zu bringen. Steffen erstaunte, als ich ihm die Sache vorstellte. Er verstand von dem allen auch nicht das Geringste. Mir wuchs da der Kamm. Ich hatte nicht geglaubt, daß meine Kunst eine so seltene hier wäre.

Im Lande des Kurfürsten von Trier waren die Forstgesetze nicht sehr strenge. Man durfte Birkenreiser schneiden, soviel man wollte. Steffen ging mit mir in den Wald, und wir brachten tüchtige Lasten heim. Nun lehrte ich sie Besen binden. Als wir eine ordentliche Anzahl hatten, trug ich sie nach Saarlouis und brachte

schönes Geld mit heim. Das leuchtete allen ein, und bald war eine Besenfabrik etabliert, die uns schönen Verdienst abwarf. Ich blieb dabei nicht stehen. Es gab eine Menge Espen, Saalweiden und dergleichen Bäume in den Wäldern. Ich schnitzte Löffel und Fliegenwedel, ich flocht aus jungen Eichen Peitschenstiele, und bald erweiterte sich unser Verdienst. Die Not hörte auf, und ein besseres Leben war gewonnen.

Wer aber glauben wollte, unsere fröhliche Laune, unsere heitere Stimmung hätte durch die Not und Armut gelitten, der würde sich geirrt haben. Heiterkeit und Frohsinn belebte uns alle. Es war ein Singen und Pfeifen, ein Lachen und Späßen im Hause, als ob der Reichtum in ihm seinen Wohnsitz gehabt hätte. Als die Geldquellen besser flossen, ging's noch lustiger her, und unser Tisch war allezeit herrlich besetzt. Ich wurde dabei als der Gründer dieser guten Tage angesehen. Das Betteln hörte auf, und auch die Buben höhnten sich nun mit mir aus. Wer war glücklicher als ich? Marianens Augen leuchteten vor Lust. Sie blinzte und lächelte mir zu, und ich war reicher belohnt, als irgend einer in der Welt.

Ich war nun einmal auf dem Wege, unsere Thätigkeit zu erweitern, und mein Sinnen und Trachten deshalb blieb nicht ohne Frucht. Die Mädchen wohlhabender Bauern in jener Gegend trugen um den Hals Ketten von feinem Silberdraht. Oft hatte Mariane mit Seufzen von solch einem Kettchen gesprochen. Ihre Sehnsucht war so groß und mächtig, daß sie sie kaum beherrschen konnte. Mehr bedurfte es nicht, als dieser Sehnsucht, um in mir den Gedanken zu wecken, ihr ein

zu verschaffen. Mehrere Nächte arbeitete ich durch. Als mich Steffen und die Mutter nach der Ursache fragten, lächelte ich und meinte, ich hätte so ein Plänchen, wegen dessen ich mir etwas Besonderes verdienen möchte. Es war mein Vorsatz, daß Mariane am Christfeste mit solch einem Schmucke versehen sein sollte. Genau hatte ich mir die Art dieser Kettlein betrachtet, als einst des Schulzen Tochter das ihre brachte, um es zu löten, weil es zerbrochen war.

Als ich nun wieder nach Saarlouis kam und meine Kunstwerke gut verkauft hatte, kaufte ich mir eine feine Drahtzange und Silberdraht. Manche Stunde der Nacht saß ich unbeobachtet da und distelte an der schwierigen Arbeit, aber ich brachte das Kettchen fertig, und was besonders ins Gewicht fiel, schöner als das der Schulzentochter war. Auch ging es öfter um den Hals und war doch spottwohlfeil.

Das Christfest kam endlich, und wer malt Marianens Entzücken, als ich das niedliche Kettchen um ihren Hals schlang? Wer beschreibt Steffens Erstaunen, als er hörte, ich habe es gemacht? — Ich wurde mit Lob überschüttet, und heimlich bekam ich — mehr als ein Duzend Küsse als wohlverdienten Lohn. Alle Mädchen im Dorfe beneideten Marianen; denn ein schöneres Kettchen hatte keines.

Daraus erwuchs denn ein neuer Erwerb. Ich konnte nicht Kettchen genug machen, so reißend gingen sie in der Umgegend ab, und wurden reichlich bezahlt. Auch Steffen und die Buben fingen an in Draht zu arbeiten. Sie machten aus Eisen- und Messingdraht Lichtpuzen mit kleinen Kettchen, die man an die Öllichter hing. Auch

dieser Artikel ging sehr gut. Mein Vorschlag, sowohl Artikel solcher Art, als auch Silberkettchen auf die Frühlingsreise mitzunehmen und jetzt in Vorrat zu machen, fand Beifall, und wir arbeiteten eine Menge zu diesem Zwecke. Diese Arbeit wurde in der Regel abends gethan; am Tage wurde, wenn Arbeit da war, gespenglert, damit ich das Handwerk erlernte, womit es denn auch gut von statten ging. Ehe der Frühling kam, wußte ich schon Blechwerk zu flicken, überhaupt den LötKolben zu gebrauchen, wie ein Alter, und der Spenglersteffen, dessen Ansehen in diesem Punkte bei mir sehr hoch stand, sagte mehr als hundertmal: „Friedel, du bist ein Prachtkerl! Du kannst, wenn du nur noch neue Gefäße machen gelernt hast, bei jedem Meister mit Ehren als Geselle eintreten.“ Das war mir denn ein mächtiger Sporn zum Vorwärtsschreiten, und ehe eine lange Zeit verstrich, war ich imstande, des Meisters Ansprüchen in allen Beziehungen zu genügen.

Was mein Verhältnis zu Marianen betraf, so hatte das zwar seine Licht-, aber auch seine Schattenseite, und letztere machte mir viel Herzeleid. Das Mädchen war allmählich doch viel anders geworden, als früher, das sah ich alle Tage mehr ein. Zwar schöner wurde sie mit jedem Tage und blühender; aber vor den Leuten sah sie mich nur verstohlen oder gar nicht an. Das hat mich oft tief geschmerzt; doch abends, namentlich in der Dämmerstunde, zwischen Licht und Dunkel durfte ich sie küssen und herzen, und sie that's auch, wenn niemand in der Nähe war. Mir kam das unbegreiflich vor; denn ich meinte, wessen man sich hinterwinds nicht zu schämen brauche, das dürften auch die Leute sehen. Am Ende

gewöhnte ich mich dran, und das Heimlichthum, das Sichfreuen auf das Dämmerstündchen hatte doch etwas gar Schönes.

Indessen wurde ihre Schönheit, die meine einzige Wonne war, auch die Quelle meiner Leiden. Ich war doch der größte Narr auf Erden, weil ich meinte, kein Mensch außer mir sähe, wie schön Mariane sei! Hatten nicht andere Buben auch Augen? Mußte ihnen nicht auch wohlgefallen, was ich so schön fand? Aber ich wollte nicht, daß es so sei. Ich sah Marianen als mein Eigentum an, das auch mir allein gefallen sollte. Da hatte ich mich aber verrechnet, trotz der Seeschiffe, die ich rechnen konnte.

Schon auf dem Heimwege neckten und schäkerten überall die Buben mit dem netten, leichtfüßigen und bildhübschen Mädchel. Allemal ging mir dabei ein Stich ins Herz. Freilich war sie mit dem Maule pulverfix und trumpfte die Buben ab, daß sie in der Regel schamrot und voll Ärger sich zurückzogen; allein mich wurmte es, wenn sie mit diesen Glutaugen einen ansah. Mit mir scherzte sie indessen gar nicht. Und wenn ich 'mal traurig da saß, so strich sie mir mit der kleinen Hand über das Gesicht und sagte: „Narr, meinst, es gefiele mir einer von den Buben! Du bist mein alles! Du weißt's ja!“

Da wurde mir's denn wieder wohl, bis wieder ein Dorf kam und sich die alten Auftritte erneuerten.

Später nun gar, als sie Kochlöffel und andere Erzeugnisse unseres Kunstfleißes feil trug, verzweifelte ich fast, wenn ich nicht bei ihr war, und war ich bei ihr, so war's nicht besser. Auf den Dörfern ging's noch; aber in Saarlouis, wo die Offiziere und die geputzten

reichen und schönen Herren dem Mädchen den Kopf verdrehten, da war es zum Rasendwerden. Ich wußte es bei der Mutter dahin zu bringen, daß sie gar nicht mehr handelnd ausging.

Das half mir indessen wenig; denn die jungen Bur-
schen im Dorfe fanden nun auch, daß Steffens Mariane das schönste Mädchen im Dorfe sei.

Endlich kam der Frühling. Die Sonne schien hell in die kleinen Fenster, die Knospen schwellen, sprangen auf, zeigten Blütenbüschel, und standen endlich in duftiger Blüte; die Amseln sangen; einzelne Schwalben kamen und endlich auch die Nachtigall. —

„Gehen wir?“ fragte ich Steffen.

„Freilich;“ sagte er kurz. Er war auch ein Zugvogel. Wenn der Frühling kam, ließ es ihn nicht mehr rasten im Hause. Die Kartoffeln wurden in die Erde geschafft und die Sippenschaft brach auf. Es gab nun mehr zu tragen, da wir reiche Vorräte unserer Winterarbeiten mitnahmen; allein wir waren auch stärker geworden. Wir teilten uns. Die Mutter mit den Buben und kleinen Kindern zogen, um jene Vorräte zu verkaufen, gegen Saarbrücken hin und wollten dann, an der Nahe herunter wandernd, uns im Sommer bei Alten-Simmern treffen. Steffen, Mariane und ich wanderten mit dem Grauchen, der Ziege und dem Handwerk der Mosel zu. Das Dorf meiner Heimat sollte im Bogen umgangen werden, und uns rechts wendend, wollten wir bei Winnigen abbiegen, über die Rheinberge, durch die reichen Thäler endlich dem Hunsrück uns zuwenden.

Ich freute mich kindisch, Kaspar und seine Frau wiederzusehen. Ich war stolz, daß ich so gewachsen war,

daß ich infolge unseres Verdienstes, stattlich in Tuch gekleidet war, dunkelblau mit weißen Stahlknöpfen; daß ich eine prächtige Kappe trug, die ich in Saarlouis bei einem Trödler billig erstanden. Aber was mehr wert war, für meine gute Pflegemutter hatte ich ein Silberkettchen gemacht, und ein Duzend feiner Zinnlöffel in die Haushaltung, für Kaspar ein Drahtzängelchen, um Kohlen aus dem Feuer auf die Pfeife zu holen, und einen messingdrahtnen Lichtputzer mit einem Kettchen für die Öllampe. Das waren wertvolle Geschenke, und nie hat mir etwas mehr Freude gemacht, ausgenommen Marianens silbernes Halskettchen.

Unser Zug ging langsam. Überall Arbeit in Fülle. Wir schafften aber auch etwas weg in einem Tage, wir zwei. Mariane verkaufte viel von unserm Winterzeug. Vater Steffen war der glücklichste Mensch auf Erden, und — noch einer. — Er sah es gar nicht oder wollte es nicht sehen, wenn ich mit Marianen koste und sie küßte; auch lachte er nicht, wie es die abscheulichen Buben thaten, die jetzt gen Saarbrücken mit der Mutter gezogen waren. Es gab wohl auch recht trübe Augenblicke, wenn nämlich die Bursche mit Marianen liebäugelten; aber wenn ich traurig wurde, hüpfte sie zu mir und raunte mir ins Ohr: „Du weißt ja!“ — Und ich wußte, daß sie nur allein mich liebe und meine Frau würde, und das war genug. —

Erst im Mai stiegen wir die Berghöhe hinunter, wo Kaspars Dorf lag. Der Vogelherd war noch in gutem Stande. An der Stelle, wo mich Mariane damals erwartet hatte, blieben wir beide zurück. Es gab selige Erinnerungen und eine selige Gegenwart! In jedem Dorfe

hatte der beliebte Spenglersteffen seine Gastfreunde, wo er willkommen war; auch hier. Das Haus lag oben im Dorfe, nahe am Ende. Unfern davon stand das alte Dorfrathaus; vor diesem aber war der Platz, wo die Werkstätte eingerichtet wurde. Nachdem das alles geschehen war, nahm ich meine Geschenke und brach auf, obwohl ich wußte, daß Kaspar mit der Herde ausgefahren war.

Mariane aber wollte die Freude auch teilen. So wanderten wir denn beide das Dorf hinunter, ich nicht wenig stolz; denn Mariane hatte mir oft gesagt, ich sei viel größer und schöner geworden.

Wie guckten die Leute, als wir so stolz mit einander da hinabschritten! Wir konnten's hören, wie hier eine Frau und dort eine sagte: „Das ist doch das schönste Pärchen in der Welt!“ Der Friedel sei ein Staatskerl geworden, meinten sie, und wenn das Mädel sein Schatz sei, wie es den Anschein habe, so sei er noch gescheiter geworden, als er früher schon gewesen, denn es sei bildschön.

So etwas hört man nun immer gerne, und Marianchen kicherte unaufhörlich in sich hinein. Ich weiß nicht, wie es kam — aber es wollte mich doch ärgern, daß sie sich gar zu gerne sagen ließ, sie sei schön. Züngst hatte ihr das auf dem Wege ein Musterreiter gesagt, und alle Welt weiß doch, was das gewöhnlich für Finken sind. Und doch gefiel es ihr, und sie sah ihn so freundlich an, daß mir der Kamm schwoll. Ich unterdrückte damals meinen Unwillen; das aber wurde mir gewiß, daß sie gefallsüchtig war; daß sie jeden darauf ansah, daß er sagen sollte: „wie schön bist du!“

Doch um wieder auf das zurückzukommen, was ich erzählen wollte, so gingen wir denn eilig fort, Mariane sehr froh, ich etwas verstimmt. Endlich erreichten wir die kleine Hütte und mir wurde es recht weich um das Herz. Hatte ich doch so viel Liebe hier gefunden und so viel Gutes genossen. Es war noch alles wie vor einem Jahre. Ich hörte den Schlag der Lockdrosseln schon von ferne. Man konnte leicht durch das niedere Fensterlein in das Stübchen blicken. Ich that's, und da saß sie, die seelengute Frau und spann. Sie bemerkte mich nicht; denn sie hatte den Kopf geneigt, und es schien, als dächte sie Schmerzliches, weil Thränen auf ihre am Rocken zupfende Hand fielen.

Da hab' ich mich nicht mehr halten können. „Mutter!“ rief ich, und sie fuhr entsetzt auf; aber sie erkannte mich auf der Stelle, schlug die Hände zusammen und rief freudig: „Ach, unser Friedel!“

Ehe sie hat aufstehen können, hab' ich ihr schon an der Brust gelegen und sie geküßt und geherzt, wie ein Kind seine Mutter. Sie aber hat immerzu geweint und doch dabei gelächelt und mich betrachtet. Es hat lange gedauert, bis sie Marianen sah.

„Wo kommst du denn her, Friedelchen?“ fragte sie, „und wer ist denn das? Willst du wieder bei uns bleiben? Ach, was wird der Kaspar sagen!“ Und nun herzte sie mich und liebte mich wieder.

Endlich hab' ich denn Zeit gewonnen, ihr zu sagen, wer das schöne Mädchen sei. Ach, ich sah Thränen in ihren Augen, und das ließ mich wieder all ihr eitles Wesen vergessen.

„Mariane!“ sagte die Mutter. „Hör' 'mal Kind, du

mußt ihn recht gerne haben, den Friedel; denn du weißt gar nicht, wie lieb er dich hat.“

Das trieb Flammen auf unsere Wangen.

„Du bist aber recht groß geworden, Friedelchen,“ fuhr sie fort; „und wie du gut gekleidet bist! Gott sei gepriesen, daß es dir gut geht! Wie viel Kummer und Sorge hab' ich deinetwegen ausgestanden, du glaubst es nicht! Und wie wunderbar ist es doch, eben hab' ich an dich gedacht, wo du doch sein möchtest, und wie es dir ginge, und ob du auch an uns dächtest, da kamst du. Ich bin aber auch recht erschrocken, und meinte fast, es wäre dein Geist, bis ich die roten Backen sah.“

„Daß ich oft und viel an Euch gedacht habe,“ sagte ich, „wird meine Mariane bezeugen. Nicht wahr?“ — Mariane nickte bejahend.

„Aber ich will es Euch auch,“ fuhr ich fort, „durch die That beweisen.“

Nun kramte ich meine Siebensachen aus, und legte sie nicht ohne Stolz auf dem Tische auseinander.

„Seht Ihr's, liebe Mutter? Daß ich ein rechter Spengler worden bin, mögt Ihr an diesen Löffeln seh'n; die hab' ich gegossen und poliert, und bringe sie Euch mit. Dies Silberkettchen hab' ich selbst gemacht, und das sollt Ihr um Euren Hals tragen; das da ist für Vater Kaspar, wenn er sich eine Kohle auf die Pfeife legen will, und dies ist ein Puzer für Eure Ampel. Alles hab' ich selbst gemacht, gelt du, Mariane?“

„Gewiß!“ sagte die, und weidete sich an dem Erstaunen der guten Frau.

„Friedel, was gedenkst du?“ fragte sie endlich, als

sie sich von ihrem Erstaunen erholt. „Das kostet ja alles viel Geld!“ —

„Mich kostet's ja nichts, liebe Mutter,“ rief ich. „Es ist ja lauter Abfallzinn, aber doch gut, und der Engel steht nicht umsonst drauf.“

„Ach, du lieber Gott,“ rief sie aus, „was sollen wir dir dann geben?“

„Still!“ rief ich. „Habt Ihr mir nicht so viel Liebe gegeben, als ich obdachlos war? Das kann ich Euch niemals vergelten.“

„Ach, du närrischer Bub,“ sagte sie, und wischte sich wieder die Thränen weg; „wer wird nur davon reden.“

„Drum laßt mir auch meinen Spaß,“ sagte ich, „und thut mir das Kettchen gleich an.“

Da sträubte sie sich aber mächtig. Sie sei zu alt, sagte sie, und das ziemte sich nicht für eine arme Hirtenfrau.

Jetzt nahm aber Mariane das Wort und ihr bekanntes Plapperment that Wunder.

„Ei,“ sagte sie, „seid Ihr nicht noch eine junge, bildschöne Frau? Gewiß, wenn's hoch kommt, kaum zwei bis dreiundvierzig Jahre alt. Und Euer Hals ist schneeweiß und rund und zart. Da wüßte ich reiche Stadtfrauen genug, die stolz wären, wenn sie so einen Hals hätten,“ und dergleichen mehr. Das ging über die frischen Lippen weg, wie Quecksilber. Und richtig! Die Hexe, die alles fertig bringen konnte, wenn sie wollte, brachte auch das wieder fertig. Es war aber auch alles wahr, was sie sagte, und keine Fiksfarerei. Und ein bißchen Eitelkeit hat doch am Ende eine jede, und wenn sie auch noch so bescheiden und demüthig ist.

Da mußte man aber auch sagen, es stand ihr schön

um den vollen, schneeweißen Hals, den ich, durch Marianens Geschwätze aufmerksam gemacht, erst jetzt sah.

Mariane hatte noch immer Thränen im Auge, die ihr der Kampf brachte, den hier Liebe im Geben und Liebe im Nehmen bestand. Die erste siegte vollständig. Ich mußte der guten Mutter nun alles erzählen, was sich mit mir begeben. Wie that es ihr so wohl, als ich ihr sagte, wie herrliche Zinsen mir und des Spenglersteffen Familie die Kunst getragen, die ich bei Kaspar geübt!

Sie bedauerte es, daß es außer der Zeit sei, uns beiden mit irgend etwas aufwarten zu können; allein wir mußten ihr versprechen, den nächsten Abend bei ihr und Kaspar zu essen.

Es war nun Zeit, daß wir gingen. Sie sah uns lange mit gar fröhlichem Antlitze nach.

Als wir so hingingen, sagte Mariane: „Wie hat sie dich so lieb! Ich bin ordentlich neidisch geworden. Und du sie!“

„Hab' ich dich weniger lieb?“ fragte ich sie.

Sie aber ging stille neben mir hin.

Bei dem Vater angekommen, mußten wir natürlich viel erzählen, und er freute sich mit uns.

Nach einem fleißigen Tage kam endlich der Abend. Nachdem Mariane dem Vater seinen Kaffee gekocht, und dazu einen Pfannkuchen gebacken, gingen wir beide zu Kaspar's.

Er war zu Hause, und seine Freude glich der seines Weibes. Auch er machte viele Worte über meine Gaben, aber die Freude leuchtete aus allen klar hervor.

Die Mutter traktierte über die Maßen. Da dampfte ein delikater Hirsebrei mit fingerdicker Kruste; dann kam

ein geräucherter Schweinefennbäcken mit dörren Zwetschen, und endlich eine kostbare Zwiebelbrühe zum Austunken mit Brotschnitten. Sie that sich etwas zu gute darauf, daß es uns so herrlich schmeckte. Ich machte ihrer Kochkunst aber auch alle erdenkliche Ehre. Mir war die wohlbekannte und von mir vielfach verehrte Moseler Kochkunst jetzt etwas Neues und, daß ich es gestehe, Liebes; denn die an der Saar hatte etwas Fremdes, Französisches, was ich weder gut fand, noch lieb gewann.

Die beiden Eheleute, die längst wußten, wie viel Uhr es mit uns beiden sei, neckten uns während des Essens weidlich, und jagten manche Röthe über uns, obwohl wir solche Neckereien durchaus nicht ungerne hörten. Beide Eltern thaten es durchaus nicht anders: ich mußte im Hause Quartier nehmen, so lange wir blieben. Sie freuten sich wahrhaft königlich, daß ich mein Handwerk schon so gut verstand, und vermahnten mich alle Tage, nun ja auch allezeit Gott vor Augen und im Herzen zu behalten, so werde es mir auch gewiß nicht an einem guten Fortkommen fehlen.

Nach vier glücklichen Tagen schied ich aus einem Orte, wo ich mich so heimisch gefühlt, und wo so gute Menschen mich lieb hatten. Es war wieder ein Schmerz, wie vor einem Jahre.

Unser Weg führte uns jetzt wieder bergan. Weiter hinab an der Mosel wollte Steffen nicht, weil auch ich nicht wünschte, an meinen Geburtsort zu kommen. Eine Zeit lang durchzogen wir ein ziemlich rauhes Hochland, zur Linken die Mosel, zur Rechten das Hochwaldgebirge und den Idar, und stiegen dann rechts hinab in das hügelige Land des Hunsrückens, verschrieen in der Welt,

als sei's eine Wüstenei, und doch in Wahrheit ein reich gesegnetes Land. Wälder von üppiger Schönheit wechseln mit Wiesengründen so lieblich, als man sie sehen mag. Fischreiche Bäche bewässern dieselben. Fruchtbare Fluren liegen um die schönen Dörfer, und die Leute sind ehrlich und treu. Ich hab' sie recht lieb gewonnen und viel Liebes und Gutes bei ihnen erfahren, daher ich gar gerne da gewesen bin. Auch hier war der Spenglersteffen wohlbekannt und sehr geschätzt, und fand Arbeit die Fülle, seltsamerweise selbst in der Stadt Simmern, wo wir freilich vor dem Thore unsere Werkstätte aufschlagen mußten, weil sonst die Spengler in der Stadt sich paßig gemacht hätten. Da steht am Oberthore die große, schöne Linde mit ihrem Schirmdach von Ästen. Ein schöneres Plätzchen bei gutem Wetter ist nicht zu finden.

Hier traf uns denn auch die Mutter mit den übrigen Kindern. Sie hatten gute Geschäfte gemacht, brachten viel Geld mit, und wir lebten nun recht in floribus, wie die alte Sophie zu sagen pflegte.

Wir würden bei Zeiten heimgezogen sein, hätte sich nicht ein ganz besonderes Ereigniß zugetragen, was in nichts Geringerem bestand, als in einem derben Zuwachs unjerer Familie, einem dicken Buben, der auf einem Dorfe geboren wurde. Mir wurde die Ehre, Pate zu sein, eine Ehre, auf die ich mir viel eingebildet habe. Das brachte eine fatale Änderung hervor; denn die Mutter und Mariane mit den kleinen Kindern blieben in dem Dorfe, und wir zogen weiter gegen den Rhein hin in die Thäler, welche sich gegen das Rheinufer hinziehen.

Scheiden und meiden thut weh! sagt das Sprichwort. Ich hab's hier gar lebhaft gefühlt, und zog recht

arm in die Welt hinein mit Steffen und den Buben. Da ich reinlich war, so wurde ich zum Koch bestellt. Das war eine schöne Geschichte! Hatte ich doch mein Lebtag nur gegessen und getrunken, aber niemals gekocht. Was wollte ich aber machen? Ich mußte es lernen. So schwer war's doch nicht; wenn's auch manchmal etwas anbrannte oder derartiges Unglück geschah, so waren unsere Gaumen durchaus nicht verwöhnt, und das Verunglückte wurde doch gegessen. Mit der Zeit aber lernte ich auch das Kochen so, daß ich, als wir heimkehrten, deshalb große Lobsprüche erntete von meinem Alten.

Dieser eine Monat war mir zehn Jahre lang geworden. Meiner Augen Lust fehlte. Mein Herz ängstete sich unablässig wegen Marianens großer Gefallsucht, die mir schwer auf der Seele lag. Wie leicht konnte ein reicher Bursche sich in sie verlieben und sie mir abspenstig machen! Schon der Gedanke trieb mich schier aus der Haut, und dachte ich mir ihn lebhaft aus, so war's tagelang um meine Ruhe geschehen.

Wir kamen endlich heim, und fanden die übrigen schon vor. Sie hatten die Herbstarbeiten im Kartoffelfelde bereits gethan. Alle meine Sorgen aber waren umsonst. Mariane war außer sich vor Freude, mich wieder zu haben, und die Trennung war sogar das Mittel gewesen, sie liebevoller und herzlicher zu machen. Auch gefiel mir gar wohl ihre Liebe zu dem kleinen Kinde, das die großen Buben nur mit scheelen Augen ansahen.

Was soll ich von dem Winter sagen? Er floß hin wie der vorige. Wir trieben wieder unsere Winterarbeiten, und trotz dem, daß das Wochenbett der Mutter die Kasse bedeutend geschmälert hatte, konnten wir uns einen Vorrat

von Silber-, Messing- und Eisendraht anschaffen und unsere gewohnten Kunstwerke in gehöriger Anzahl machen. Wir lebten besser als irgend ein Bauer im Dorfe. Ich glaube, der Schultheiß befand sich nicht so wohl wie wir. Wir waren gut gekleidet, kurz, es ging uns sehr gut, und der Neid der Bauern verfolgte uns weidlich.

Ich lernte mein Handwerk ganz vollkörnlich und war so glücklich in Marianens Liebe, daß ich nicht im mindesten an eine Zukunft dachte, die dies Sein und Leben ändern konnte. Und doch sollte eine solche kommen und mein Glück für immer untergraben. Ich muß freilich damit über zwei volle Jahre hinwegspringen; aber was thut's auch? Diese waren einförmig und keine besondere Begebenheit zeichnete sie aus, es sei denn das, daß Mariane mit der Mutter den letzten Sommer zu meinem Leidwesen zu Hause blieb. Der Vorwand war, daß ich so gut kochen könne, wie ein Mädchen.

Leider sah ich gutmütiger Tölpel nicht tief genug in die Karten. Ich ahnte nichts von Verstellung, und traute sie auch am wenigsten der Mutter zu. Und doch — war eine solche vorhanden — und sie hatte den Zweck — mich und Marianen zu trennen, — denn die Mutter hatte mit dem schönen Mädchen ehrgeizige Pläne; Pläne, sie an des Schulzen Sohn zu bringen, der ihr seit einiger Zeit sichtbarlich nachging.





In einem tiefen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.
Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir 'nen Ring dabel.
Die Treu' hat sie gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.
v. Eichendorff.

6.

Der Winter kam diesesmal mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit. Schon bei unserer Heimreise lag der Schnee mehr denn einen Fuß tief. Ach, mir pochte das Herz. Die Erwartung, die Sehnsucht wollte mir die Brust sprengen. Fast ein halbes Jahr sein Lieb nicht sehen, ist wohl ein Schweres, was freilich nur der begreift, der's einmal erfahren, wie ich. Ich war ein stattlicher Bursche geworden, Mariane eine volle Jungfrau in allem Glanze einer blühenden Jugend und einer Schönheit, wie sie selten getroffen wird. So hatte ich sie verlassen. War sie nicht schöner geworden seit vollen sechs Monaten? Und was hat es Neues gegeben? Schnüffelt des Schulzen sein Peter noch um sie herum? Anfang November war unsere Kirchweih; durfte, konnte ich da fehlen? Es war die letzte im ganzen Lande da herum, und die lustigste und schönste.

„Lauf du und der Teufel!“ rief der alte Steffen, dessen Beine es mit den meinigen nicht aushielten. „Du treibst, mein' Seel', den Esel noch tot!“ Da mußte ich langsam thun, wie's auch in mir trieb.

Endlich kamen wir an. Ich hatte mir den Willkomm so schön gedacht; mir vorgestellt, wie sie aus dem Hause stürzen würde und mir um den Hals fallen; aber es blieb stille in dem Hause, mäuschenstille, als ob alles ausgestorben wäre. Die Angst drückte mich fast nieder.

Da trat die Mutter mit meinem Paten heraus, der nun schon laufen gelernt hatte, und begrüßte uns.

„Wo ist Mariane, Mutter?“ fragte ich heftig.

Halb lachend, halb ärgerlich sah sie mich an. „Nun, man meint ja, du wolltest sie aufessen!“ sagte sie. „Wart's mir ab.“

Ich traute meinen Ohren kaum. Ton und Ausdruck war nicht der frühere, gewohnte, herzliche.

Ich schwieg stille, gab den Buben den Esel und ging in das Haus. Sie war nicht da.

Steffen, der hereintrat, fragte jetzt auch.

„Wo wird sie sein?“ sagte sie; „auf die Glashütte ist sie, wo ihre Gote Köchin ist. Am Sonntag ging sie hin, ich denke wohl, daß sie heute zurückkommt.“

Das fiel mir schwer aufs Herz. Wußte sie doch, daß wir bald kämen. Ich an ihrer Stelle, wäre nicht weggegangen, wenn ich sie erwartet hätte.

Es wurde Nacht. Sie kam nicht.

„Es ist stichdunkel draußen,“ sagte ich zur Mutter, „soll ich ihr entgegen gehen?“ —

„Das ist nicht nötig,“ sagte sie kalt. „Kommt sie noch, so wird sie auch jemanden haben, der sie begleitet.“

Übrigens weiß sie den Weg auch alleine, den sie diesen Sommer so oft schon gegangen ist."

Diese Antwort, so wegwerfend und schnurrend, hatte ich nicht erwartet. Womit hatte ich das verdient?

"Warum seid Ihr mir denn so böse, Mutter?" fragte ich erregt.

"Das läg' mir auf," sprach sie schnippig, wandte mir den Rücken und ließ mich verduzt stehen.

"Was war das?" — fragte ich mich selber; aber eine Antwort darauf hatte ich nicht.

Verletzt, wie ich war, ging ich auf die Bodenkammer und legte mich ins Bette. Man rief mich nicht einmal zum Nachtessen. An Schlafen war nicht zu denken. Tausende von Fragen durchkreuzten sich in meinem Kopfe, der mir in Fieberhitze glühte. Endlich kamen die Buben, legten sich mäuschenstill nieder und schnarchten bald; ich aber schlief nicht, bis endlich gegen Morgen der Schlaf sich meiner erbarmte. Aber wer schildert meine Träume? Es waren Ausgebirten eines kranken Gehirns, das Furchtbarste, Entsetzlichste drängte sich darin. Mariane wurde mir durch höllische Geister vom Herzen gerissen, und mein Herz blutete und blutete, bis der letzte Tropfen verronnen war; da wollte ich sterben und konnte nicht; mußte als Schatten umherwandern; sah sie in eines Andern Arm und konnte sie ihm nicht entreißen. Es war eine Qual, wie sie die Hölle kaum schrecklicher haben kann.

Als ich morgens herab kam, dankte mir die Mutter kaum auf meinen Morgengruß. Auch Steffen machte ein verdrießliches Gesicht. Der Einfluß seiner Frau war sichtbar.

So vergingen acht volle Tage. Da kam Mariane endlich.

Ich saß stille in der Ecke des Ofens. Die Dämmerung hatte ihren Schleier über uns gebreitet. Sie sah mich nicht.

„Wo ist denn der Friedel?“ fragte sie.

„Dort in der Ecke sitzt er,“ sagte die Mutter.

Sie trat zu mir und begrüßte mich. Der Druck ihrer Hand war warm und herzlich. Wir wechselten wenige Worte.

Nun setzte sie sich und erzählte, wie die Herrschaft sie so gut leiden möge und ihr den Antrag gestellt habe, als Kindermädchen in Dienst bei ihr zu treten.

„Ach, du lieber Gott,“ sagte freudig die Mutter. „Hast du denn zugesagt?“

Sie verneinte mit dem Bemerken, sie müsse doch erst ihre Eltern darüber hören.

„Du hättest nur gleich ja sagen können,“ sagte die Mutter. „Wir haben Esser genug, und können leicht einen missen. Außerdem ist es dir gut. Da lernst du etwas, und kannst dir schöne Kleider verdienen.“

Ich hatte genug gehört. Ein Stich nach dem andern drang in mein Herz. Die Thränen füllten meine Augen. Ich mußte hinaus. Draußen in der Abendkälte hatte ich Luft, die mir hier fehlte.

So stand es also! Nun fiel auch ein Schleier nach dem andern von dem Geheimnis. Ich war den Plänen der Mutter mit Marianen im Wege. Des Schulzen Peter hatte mich heute so spöttisch lachend angesehen, daß ich wohl schon Lust gehabt hätte, ihm den Hals zu brechen. Da lag's. Die Mutter hoffte, der Peter, der Marianen nachging, sollte sie heiraten. Überdem waren die Buben herangewachsen. Ich war nun überflüssig. Ich

durchschaute alles mit klarem Blicke; aber das Herz blutete. — Wie ich so da stand, an das Haus gelehnt, kam der Peter daher und trat in das Haus. Jetzt schwand der letzte Zweifel.

Raum war Peter hinein, so ging leise die Thüre. Mariane schlüpfte heraus.

„Friedel!“ rief sie leise, und in dem Tone klang ja das alte, warme Herz hindurch.

Ich zog sie an meine Brust, und fühlte noch einmal ganz mein Glück, ehe ich es verlieren sollte.

„Ach, Mariane,“ sagte ich, „wie ist es hier anders geworden, der Peter ist dein Schatz; du willst fort und deine Mutter sagt's klar, daß es ihr lieb wäre, einen Effer zu verlieren. Sie hat mir noch kein freundliches Wort gegeben. Woher das alles kommt, begreif' ich wohl. Deine Mutter sieht unsere Liebe ungern. Ich bin ihr zu wenig, zu arm für dich. Ist's nicht so? Und wie steht es bei dir Mädchen? Rede, es ist Zeit. Sag's frei heraus, ob du mich noch liebst; ob du die Treue halten willst? Du gehst auf die Glashütte, du wirst eine Mamsell. Adje Friedel! Der mag in die Welt gehen! Nicht wahr, so ist's? — Was liegt auch an mir armen, heimatlosen Buben! Schon lange genug bin ich euch zur Last. Nun könnt ihr euch ja selber forthelfen, und stoßt mich weg, wie einen alten Hund, der nichts mehr nützt.“

Meine Rede war immer bitterer geworden, und ich hatte mich selbst in einen Zorn hineingeredet, der mit jeder Minute wuchs.

Mariane hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen. Ihr Kopf ruhte auf meiner Schulter und sie weinte heftig.

Da ging die Thüre auf und die freischende Stimme der Mutter rief: „Mariane! Geh' auf der Stelle herein!“ —

Sie riß sich los, drückte einen Kuß auf meine Lippen und eilte in das Haus. Das fehlte gerade noch zu meinem Zorne.

Da stand ich, ratlos, zornglühend. Sie hatte nicht geantwortet; war das nicht auch eine Antwort? Hätte ich Unrechtes gesprochen, sie würde mir schon entgegnet haben. O, ich war elend. Und das Bewußtsein dieses Elends durchdrang mit Eiseskälte mein Inneres.

In der Stube war Licht. Ich trat ans Fenster und sah hinein, da kein Laden da war.

Da saß das engelschöne Mädchen stille an ihrem Spinnrade und senkte den schönen Kopf auf die Brust. Es war mir, als säh' ich ihre Thränen rinnen. Der lange Peter mit seinem gelben, strohdummen Gesichte saß neben ihr, hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt und näselte ihr allerlei vor, was nur dumm sein konnte, weil er es selber war. Die Mutter saß nicht weit davon mit dem kleinen Friedel und sah seelenfroh den Liebeleien des dummen Peter zu. Näher am Ofen saßen Steffen und die Buben und banden Besen.

Was ich da ausstand, ist unbeschreiblich. Der Frost schüttelte mich fieberisch und doch glühte mein Kopf. Wären meine Augen Pfeile gewesen, sie hätten den Peter durchbohrt.

Lange hatte ich so gestanden, als endlich Zurüstungen zum Essen gemacht wurden. Peter stand auf und nahm seine Mütze.

Als ich die lockende Freundlichkeit der Mutter sah, übernahm mich die Wut. Meine Fäuste waren geballt.

Jetzt kam er heraus, und wie ein Rasender fiel ich ihn an. Ich war stark, breitschultrig und gedrungen, und meine Muskelkraft überragte die Peters um die Hälfte, obgleich er viel größer war, als ich.

Mein Angriff war so heftig, daß er sich kaum wehren konnte, und ehe er sich recht besonnen, woher das käme, lag er am Boden. Was ich that, weiß ich nicht; aber Peter schrie um Hülfe, und alsbald stürmte alles aus dem Hause heraus, und die Mutter stand mit dem Lichte in der Thüre, den Schauplatz zu beleuchten. Jetzt erst sah ich, daß Peter heftig blutete. Der Steffen, ein Riese an Kraft, riß mich los von ihm.

„Du bringst ihn um, Bube,“ schrie er, und stieß mich vor die Brust, daß ich taumelte. Ich war meiner nicht mehr mächtig.

„Rührt mich nicht mehr an!“ schrie ich wütend und trat auf ihn zu.

„Was?“ sagte er gedehnt. „Strauchmörder, wagst du es, mir zu drohen? Ist es soweit gekommen?“

„Das ist der Dank, wenn man Bettelbuben aufnimmt und sie großzieht!“ schrie die Mutter.

„An dir Buben will ich mich nicht vergreifen,“ sprach mit entsetzlicher Ruhe der Steffen; „aber du mußt fort. Dein Bündel ist noch geschnürt droben. Fort mit dir auf der Stelle!“

Der Peter hatte sich aufgerafft, er war in das Stübchen geführt worden, wo Mariane, bleich wie ein Steinbild, saß, ohne sich rühren zu können. Sie hatte den Zusammenhang begriffen, ehe sie alles wußte.

Ich war keines Wortes mächtig; aber in drei Sätzen

war ich in der Bodenkammer, hing mein Känzel über, nahm meine Mütze und eilte herab.

Noch stand die Thüre auf, und ich sah Marianen das Blut von Peters Gesicht waschen, hörte die Mutter schimpfen, den Steffen brummen und fluchen.

Ich trat in die Thüre.

„Ich gehe,“ sagte ich, „wie ihr es mir befohlen habt. Habt Dank für alles, was ihr mir gutes und liebes in früheren Tagen gethan. Gott lohn' es euch. Adje.“

Ich wandte mich zur Thüre des Hauses und ging, so schnell ich konnte.

Einen gellenden Schrei hörte ich noch und meinen Namen rufen — aber im vollen Laufe hatte ich bald das Dorf verlassen. Ich rannte wie ein Besessener, wohin? das wußte ich ja selbst nicht. Die Kälte fühlte ich nicht; so lief ich die ganze lange Winternacht. Müde wurde ich nicht; denn in mir gohren all die widersprechenden Gefühle, welche die Ereignisse dieses unseligen Abends in mir geweckt. Nur den Schrei Marianens hörte ich und den Ausruf meines Namens. Er lag stets in meinem Ohre. Aber hatte sie nicht dem Peter das Blut liebeich abgewaschen? Was bedurfte ich eines weiteren Zeugnisses?

Als es Tag wurde, sah ich, daß ich Saarlouis vor mir liegen hatte. Ein Wirtshaus lag an der Straße, etwa eine halbe Stunde vor der Festung. Eben als ich vorüberging, öffnete der Wirt die Fenster und grüßte mich; denn hier hatte ich oft mein dürftig Mittagbrot bei einem Glase Bier verzehrt, wenn ich mit Besen oder andern Dingen nach der Stadt ging oder Blech holte. Ich erwachte hier gleichsam aus dem ersten Traume der

Nacht, und der Hunger stellte sich bei mir mit Macht ein. Etwas Geld hatte ich noch; daher trat ich ein und ließ mir etwas zu essen geben.

„Woher so früh, Friedel?“ fragte teilnehmend der Wirt. „Du siehst ja so zerrissen aus, als seiest du unter Mördern gewesen.“

Dies Wort erschreckte mich. Ich besah mich jetzt, und fand des Wirtes Ausspruch vollkommen richtig. Mein Wamms war zerrissen im Kampfe mit Peter, und die Lappen hingen verdächtig genug an mir herunter.

„Was ist dir passiert?“ fragte er. „Erzähl' mir's doch!“

Er war ein ehrlicher Mann. Sein teilnehmendes Wort drang wie Balsam in mein blutendes Herz. Es lag eine unerträgliche Last darauf, die das Bedürfnis weckte, sie abzuwälzen. Ich erzählte ihm alles genau.

„Ja,“ sagte er, „du magst recht haben. Du hast ihnen allerdings teilweise zu Brot geholfen und einen Teil deiner Schuld abgetragen; aber daß sie dich nun als eine Last ansehen, ist unrecht. Was kümmerst du dich darum? Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn. Du kannst dein Handwerk, und an Arbeit soll's dir nicht fehlen. Bleib' hier bis gegen neun Uhr. Ziehe ein anderes Wamms an, und dann gehe ich mit dir. Mein Schwager ist ein Blechschläger und Spengler, der muß dich nehmen. Da hast du es gut, denn er hat keine Kinder und es ist eine stille Haushaltung.“

Das war eine Freudenbotschaft. Ich that, wie er gesagt, setzte mich hinter den Ofen und — schlief, von Übermüdung besiegt, ein. Ein wüster Traum quälte mich. Ich sah schwarze, gespenstige Gestalten, halb Menschen und halb Habichte, die Marianen ergriffen und fortführten.

Sie breitete die Arme weinend nach mir aus. Ich hörte wieder den gellenden Schrei, der mir das Herz durchschnitt, hörte wieder meinen Namen rufen. Da hab' ich wohl gemeint, das Herz zerspränge mir, habe mich aufgerafft und wollte sie retten, aber es faßte mich eine unsichtbare Macht und schrie mir ins Ohr: Friedel!

Ich erwachte.

Der Wirt hatte mich am Arme gefaßt und sagte: „Parbleu! Du ächzest ja, daß es einem ganz angst und bange wird. Auch ist es nun bald Zeit, daß wir gehen.“

Ich dankte Gott, daß der wüste Traum weg war. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust los. Ich zahlte meine Zeche, nahm mein Känzlel und folgte dem wohlwollenden Wirt in die Stadt.

Das Herz pochte mir heftig, als ich in die finstern Festungsmauern hinein trat. Ein eiskalter Schauer überlief mich, und eine Ahnung erfüllte meine Seele, als ging ich in ein recht großes Unglück.

„Sei doch gutes Mutes, Friedel,“ sprach der Wirt. „Ein junger Kerl, wie du, muß um ein Mädlel nicht alle Lebensfreude d'ran geben. Ich kann das Geliebel in den jungen Jahren durchaus nicht leiden; es verrückt Buben und Mädchen das Hirn, und sie meinen, es sei das größte Unglück, wenn sie von einander müssen. Das ist lauter Firlefanz. Ich war auch ein junger Kerl; aber an so ein Mädlel hing ich das Herz nicht. Einmal nur wollt' mir's auch so einfältig zu Sinne werden. Das war in Rastatt, wo ich bei einem Bierbrauer in Arbeit stand. Der hatte eine Enkelin. Donner! Das war ein Mädlel, noch schöner als die Mariane. Sie hatte mich lieb, und ich sie; aber ich merkte, wie der Wind wehte! Reich war ich nicht,

und das war der ganze Hafen. Da schnürte ich mein Felleisen und sagte: „Herr Meister, ich will noch die Welt sehen, so nach Baiern hinein, wo die rechte Bierbrauerei zu Haus ist“; aber in mir brannte es wie Feuer, und das Flennen war mir näher, als ein Zuchhei.

„Gannes,“ sagte der Bräuer, „er ist ein ganz gescheiter Kerl. Geh’ er in Gottes Namen, und da hat er noch ein schön Geschenk, weil er jetzt geht, ehe es zu spät ist. Gott behüt’ ihn!“

„Von dem Mädcl konnte ich keinen Abschied nehmen. Ich ging und ma foi, ich verlief das Leid und die Liebe. Sie ging mir unter den Füßen weg. Darnach hab’ ich mich wie vor dem Feuer gehütet, mit den Weibslenten wieder nahe zusammen zu kommen. Und als ich endlich hierher zurückkehrte, da hab’ ich die brave Wittib geheiratet, welcher die Wirtschaft hier gehörte; hab’ jetzt eine brave Frau, bin vergnügt und bitte Gott, daß es bleibe, wie es ist. Siehst du, so ging mir’s. Ich will dir aber noch mehr sagen. Ich kam nach etwa fünf Jahren aus Baiern wieder nach Rastatt zurück, da war mein Mädcl in der Brauerei verheiratet und der alte Meister war tot. Denk’ ich, du gehst ’mal ’nein und trinkst einen Schoppen oder zwei.“

„Als ich sie sah, zappelte mir freilich das Herz arg. Was war sie für eine prächtige Frau geworden! Aber mich kannte sie nicht mehr. Im Hause war es schmutzig. Als ich sie genauer ansah, fand ich ihren Anzug unordentlich, unrein und — sah, wie sie mit dem Braufnecht Blicke wechselte, die mir ganz und gar nicht gefielen, hörte auch in der Stadt so und so — kurz, ich dankte Gott im

stillen, daß er es so gelenkt, und dachte: Was warst du ein Esel, dich um das Mädchel zu härmen!"

Dieser Erzählung hatte ich wohl zugehört. Das war keine Mariane, dachte ich aber bei mir, und du magst wohl ein ganz braver Kerl gewesen sein, aber dein Herz muß doch etwas von der Natur eines Kieselsteins gehabt haben.

„Schreib' dir das hinters Ohr,“ schloß der Wirt. „Dort kratzt es kein Huhn aus, wenn du es selbst nicht thust. Wir sind am Orte!“

Er öffnete eine Thüre, und wir traten seitwärts in eine geräumige Werkstatt, wo ein Geselle arbeitete, der mich scheel und spöttisch ansah.

„Bleib' hier, Friedel,“ sagte mein Führer; „ich will 'mal zu meinem Schwager gehen.“

Nach einer langen Zeit, während welcher ich mir die schöne Werkstatt besah, rief er mich.

Ich folgte und trat in eine nette Stube, wo eine ungemein dicke, aber gutmütig aussehende, schon ältliche Frau saß und strickte, und ein äußerst dürrer und kleiner Mann, seine Pfeife schmauchend, am Tische stand.

„Wie heißt du?“ fragte er mich.

„Friedel, Herr Meister,“ war meine Antwort.

„Woher bist du?“

„Aus —“

„Wo hast du gelernt?“

Ich nannte Steffen und seinen Wohnort.

„Ich kenne den Steffen,“ sagte der Meister. „Wenn er kein herumziehender Bagabund, kein Strohmex wäre, so möchte es mit dem Handwerk schon gehen.“

„Nun,“ sagte er nach einer Weile, indem er Dampf-

wolken in die Luft blies, „du kannst 'mal hier bleiben. Wir wollen sehen, wie's geht.“

„Liebes Kind,“ sagte er zu seiner Frau, „gieb dem Jungen ein Glas Branntwein.“ Das liebe Kind war die dicke Frau. Sie wollte sich mühsam erheben; aber ich dankte und sagte, ich könne keinen trinken.

„Was, du trinkst keinen Branntwein?“

„Nicht gern.“

Als ich wieder herab kam, hatte die Meisterin einen Eimer in der Hand, um Wasser an der Pumpe im Hofe zu holen. Ich nahm ihr rasch den Eimer weg, holte ihr das Wasser in die Küche und sagte: „Wenn Sie Wasser braucht, Frau Meisterin, so ruf' Sie mir nur. Ich hol's gerne.“

„Es ist ein grober Buchstaben,“ sagte mein seliger Vater, wenn er von dem Leben in der Welt sprach, „sich die Gunst der Leute zu erwerben. Man darf nur höflich und zuvorkommend sein. Das ist ein Dietrich, der alle Thüren aufmacht.“

Dies Wort hatte sich mir in die Seele geprägt, und ich habe es überall bewährt befunden; auch hier. Von diesem Eimer Wasser datierte sich das Wohlwollen des Meisters und der Meisterin; aber auch der Haß meines Mitgesellen.

Er schloß sich anfangs vertraulich an mich an. Aber der Kerl gefiel mir nicht.

Ich hab' so beobachtet, daß viele Menschen in ihrem Gesichte eine gewisse Ähnlichkeit mit Tieren haben, und meist haben sie dann auch etwas von der Natur dieser Tiere in sich. Mein Mitgeselle hatte eine Mischung von Zügen. Sein Gesicht trat spitz hervor, so daß es an einen

Fuchs erinnerte, zumal da es oben an den Augen breit auseinander ging. Dabei waren seine Augen fahengrün und falsch, wie die einer Katze. Endlich hatte er fuchsrote Haare. Und mein Vater pflegte oft zu sagen: „Rote Haare und Erlenhholz wachsen immer auf einem schlechten Boden.“ O hätte ich mich durch die Ahnung, er taue nichts, vor ihm warnen lassen!

Ich dachte zunächst: laß ihn laufen, und that dies denn auch. Alle seine Versuche, mich mit in eine Kneipe zu locken, mißglückten. Dagegen erbat ich mir vom Meister ein Buch, und bekam es auch mit Freuden, und mußte dann auch jeden Sonntag Mittag mit dem Meister eine Tasse Kaffee trinken. Dadurch wuchs des Buben Grimm; aber er wußte denselben wohl zu verstecken; denn er war ein kleiner Knirps und ich ein Kerl, der seine fünf Schuh, acht Zoll maß.

Hundertmal dachte ich an den Wirt vor dem Thore, wie er gesagt hatte: schlag dir das Mädchel aus dem Kopf. Daran arbeitete ich zwar alle Tage, aber es wollte nicht gehen. Bei der Arbeit an den Wochentagen mußte ich aufpassen; denn der Meister war mordaccurat und frittlich; wenn da das Toppelchen auf dem J fehlte, so mußte ich die Arbeit frisch machen oder ändern. Das hatte sein gutes und ich sah doch ein, daß am Ende der Steffen nur ein Pfuscher gewesen war. Da mußten denn meine Gedanken wohl beisammen bleiben, und der Name Mariane fuhr höchstens mit einem Seufzer davon. Aber Sonntags, wenn ich da saß und las; ach, du lieber Himmel, da gingen wohl die Augen mit den Zeilen fort, aber die Gedanken — die waren bei ihr, und nur bei ihr. Es ist gewiß wahr: das, was man vergessen will, ist wie

eine Klette im dichten Haar. Man friegt's nicht weg. Ich stand oft im Hofe und sah die Sterne über mir an. Die kamen in aller Treue jeden Abend wieder; aber die Treue, welche sie einst mit den Sternen verglichen hatte, war gestorben. Ich sah auch niemand aus dem Dorfe, obwohl Leute daher oft in die Stadt kamen, ja sogar sie selbst; denn unsere Werkstatt lag hinten hinaus und der Blechladen vornheraus; wir sahen das ganze Jahr niemand. Sonntags ging ich in meine Kirche, und dann blieb ich zu Hause und saß in der Werkstatt und las, oder ich lag in meinen Gedanken. So hörte und sah ich nichts. Als der Frühling kam, ging ich wohl auch mit dem Meister in den Garten, der nicht weit vom Hause lag. Das war alles. War sie einmal hier gewesen? Hatte vielleicht nach mir gesucht? Ich sagte mir das manchmal — aber wenn sie mich hätte suchen wollen, so würde sie mich auch ohne Zweifel gefunden haben! — So war's wohl nur ein Traum. — Ach, ein bitterer dazu. Wieviel hab' ich damals gelitten!

Selber wieder einmal hingehen, wie sehr auch das Herz mich zog, mochte ich nicht. Ich lebte so zwei Jahre im Hause. Da ging der Rote fort, und es kam ein anderer Geselle zu uns, der mir besser gefiel. Der Rote war bei einem andern Meister. Ich dachte, er könne mir nun nichts Böses mehr thun; aber ich hatte mich geirrt.





I hatt' a Schägel wie Milch und Blut;
S' hat mi g'liebet, und war so guet;
S' hat mi g'liebet so lange Zit,
I glaub't, die Liebe, die stirbet nit;
S' hat sie halt brochen; nu war kein Rat;
Du wollt' i sterben und wurd' Soldat.
Und trifft mi d'Kugel, und bin i tot —
Ist aus mein Leben, ist aus mein' Not.
Schweizerlied.

7.

Zwei Jahre eines Lebens ohne Jugendlust, zwei Jahre eines Lebens in stillem Harne, sind eigentlich verlorne Jahre; und doch waren sie mir von Gewinn. Ich lernte über mich selbst herrschen. Das ist eine schwere Kunst, in der's mancher in sechzig Jahren kaum so weit bringt, wie ich in den zweien.

Wenn es ein Kind im Vaterhause gut hat, so hab' ich's gewiß auch gut gehabt; denn die Meisterleute meinten's wohl mit mir, und hatten mich lieb, wie ihr Kind.

Eines Tages sagte der Alte zu mir: „Friedel, du bist nun zwei Jahre im Hause, und warst noch nicht einmal bei deinesgleichen froh. Ich weiß, du konntest den Roten nicht leiden, und, daß ich es gerade heraus sage, ich auch nicht; aber der Anton, der jetzt bei mir ist, der ist ein braver Bursch. Mit dem könntest du doch einmal

ein Glas Bier riskieren.“ Er griff in die Tasche. „Da!“ sagte er und reichte mir einen Franken, „trink' eins auf meine Gesundheit!“

Es war ein schöner Sommertag. Alle Welt zog hinaus vor die Stadt. So schlenderte ich denn mit Anton dahin, und meinte, wir wollten zu meinem Freunde gehen, dem Wirte, der des Meisters Schwager war. Unterwegs kommt uns aber der Rote in den Weg.

„Was seh' ich,“ rief er aus; „geht der Dachs 'mal vor die Höhle?“

„Roter,“ sagte ich, „nimm dich in acht; du weißt, ich bin langsam zum Zorn; aber kommt er, so möchten deine armen Glieder d'ran denken, daß es ein Dachs war, der dich in den Klauen hatte.“

Wirklich gohr es in mir schon, und ich fühlte, wie mir der Zorn stieg.

„Nun, nun,“ sagte mit falscher Freundlichkeit der Rote, „du verstehst auch gar keinen Spaß. Ich will ja keinen Streit mit dir.“ —

„Und ich keinen Spaß mit dir,“ sagte ich.

Der Anton, eine gute Seele, legte sich ins Mittel.

„Wo wollt ihr denn hin?“ fragte der Rote.

Anton sagte es ihm.

„Ei, da gehen nur die alten Knasterbärte und Dreimaster hin. Was wollt ihr da? Kommt mit mir!“ Er nannte nun ein Wirtshaus in entgegengesetzter Richtung, und erzählte, daß dort auch eine Regelsbahn sei.

Anton ließ sich verplaudern und folgte ihm.

Es gereuete uns auch nicht. Es war da wirklich schön. Handwerksbursche und Soldaten saßen da herum, tranken Moselwein und waren lustig.

Unserer Zehn setzten sich auch zusammen, Klempner, Kupferschläger und Gürtler, die zusammen auch eine Herberge hatten. Da wurde denn gelacht, gescherzt, erzählt und gesungen.

Wir stimmten endlich an:

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben so mancher Soldat u. s. w.

Der schöne Gesang, die klagende Weise drang mir tief in die Seele. Dazwischen wurde getrunken. Ein Schoppen folgte dem andern, und ehe ich's mir versah, stieg mir der Wein zu Kopf. Ich wußte es aber nicht und ahnete es auch nicht. Jetzt wurden lustige Lieder angestimmt. Der Kote war ganz unerschöpflich. Auch erzählte er Geschichtchen zum Totlachen. Der Anton ging einmal weg und kam nicht wieder. Ich sah ihn noch mit einem Soldaten weggehen, der sich zu uns gesetzt, mitgesungen und mitgelacht hatte. Nach einiger Zeit, als meine Gedanken immer verworrener wurden, bekam ich, wie? bin ich mir selbst nicht bewußt, Händel mit dem Koten. Er faßte mich bei der Gurgel. Da loderte mein Zorn auf. Ich hab' ihn gefaßt mit wütender Kraft und ihn über den Zaun des Gartens hinaus geschleudert, daß er auf eine Wiese fuhr, wie ein Spielball.

Mittlerweile war der Soldat wieder zu mir getreten.

„Komm, Brüderchen,“ sagte er freundlich, ich begleite dich heim, daß du sicher bist, denn der Kote ist ein Spitzbube, der dich verfolgen wird, indem er die andern Handwerksburschen sich zu Hülfe ruft. Es wäre schade,“ fuhr er fort, „wenn so ein Prachtkerl, wie du bist, Not leiden

solle. *Sacre Dieu!* wirft da den Roten über den Zaun, als wär's eine faule Birne!"

„Gelt!“ lachte ich, „das kann nicht jeder?“

„Gewiß nicht,“ fuhr er fort. „Du wärst ein Soldat! Alle Bliß!“

„Soldat?“ lachte ich, und seine schöne Uniform kam mir in meinen verworrenen Ideen wieder vor. „Das wäre ich gerne!“ —

„Was?“ rief mein Begleiter aus. „Du? Offizier in vier Wochen! Da will ich mir den Schnurrbart abscheren lassen, wenn's nicht wahr ist! So wie du, ist kein Kerl beim Regiment. Und wenn dich dein Mädels sah!“

„Kennst du die?“

„Freilich! S'ist ein Blißmädels, wie schön sie ist; aber leider“ —

„Was leider?“ rief ich. — „Hat sie den langen Peter genommen?“

„Leider ja. Gestern sind sie kopuliert worden!“

Ich taumelte wider die Mauer. Meine Sinne vergingen mir. Was aus mir geworden, erfuhr ich erst nach acht bis zehn Tagen mit Klarheit.

Ich war krank, sehr krank. Ach, ich sah immer in meinen Fieberträumen eine ungeheure Kreuzspinne, die Peters Gesicht hatte, wie ich es zuletzt blutig gesehen. Sie hatte Beine, die sieben Ellen lang waren, und einen Kopf, so groß wie eine Tonne. Die Augen waren wie große glühende Teller und rollten wild im Kopfe herum. Immer wollte sie mich mit dem ungeheuren Netze fangen, in dem Mariane lag, eine bleiche Leiche, und die Kreuzspinne hatte sie getötet und alles Leben aus ihr heraus-

gefogen. Die langen Beine streckte die Spinne langsam gegen mich aus. Und wie mich eins faßte, sprang ich davon.

Als ich endlich erwachte und die Spinne verschwand, war ich so matt, daß ich zurückfiel; aber ich war nicht im Hause meines Meisters, sondern in einem fremden, und der Anton mit dem Soldaten saßen an meinem Bette. Der Anton weinte sehr.

„Wo bin ich?“ fragte ich.

„Gottlob,“ rief Anton aus; „das ist das erste Wort, das du seit acht Tagen redest.“

„Hast du auch die große Kreuzspinne mit Peters Kopfe und die tote Mariane gesehen?“ fragte ich ihn.

„Lieber Herr, erbarme dich! Er ist närrisch!“ schrie Anton.

Dieser Ausruf zerstreute den letzten Rest der fürchterlichen Träume meines geschwächten Geistes.

„Nein!“ sagte ich, „guter Anton, es war nur noch ein Fiebertraum. Mir ist wohl; aber ich bin sehr matt. Wo sind wir denn?“

„Im Wirtshause,“ sagte Anton weinend, „wohin uns der rote Spitzbube gebracht hat. Soldaten sind wir bei dem Regimente Royal-Allemand, daß sich Gott erbarme!“

„Gut, recht gut so!“ rief ich aus. „Weine du nicht. Da giebt's vielleicht eine mitleidige Kugel für ein armes Herz.“

Der Werbkorporal trat jetzt zu uns, redete uns Mut ein, erzählte mir, daß der Meister mich reklamiert habe, daß das aber vergeblich gewesen sei, weil ich ja freiwillig mich habe anwerben lassen.

Obwohl ich nun davon so wenig wußte, wie Anton, auch erklärte, niemals eingewilligt zu haben, so gab ich mich denn doch ruhiger darein. Mir war das Leben völlig gleichgültig, seit Mariane die Treue gebrochen; aber ich wollte nun auch nicht heulen, wie Anton. So matt ich war, so redete ich ihm doch recht ernstlich und eindringlich zu.

Ich begreife heute noch diese Umwandlung nicht. Nach meinen ehemaligen Siegwartsvorstellungen wäre es jetzt die Zeit gewesen, zu sterben. Gottlob, daß ich auch an dem Herzen stärker geworden war! Und daran hatte offenbar, wollte ich's ehrlich gestehen, der gute Wirt, meines Meisters Schwager, Anteil, und nicht kleinen.

Ob aber mein Herz ganz geheilt war? — Es sind viele Jahre hingegangen, und es blutete fort.

Aber mir war's jetzt kalt im Herzen, eiskalt. Eine finstere Stimmung hatte mich nachhaltig ergriffen.

Ich erholte mich nichtsdestoweniger schnell. Der Werkorporal hätschelte mich wie ein kleines Kind. Und je mehr ich Anton Mut einsprach, desto lieber wurde ich ihm.

Nach vierzehn Tagen war ich imstande, die Wanderung nach dem Depot anzutreten. Vorher schrieb ich dem Meister, weil ich selbst nicht heraus durfte, daß er mir mein bißchen Habe schicken solle. Das that der brave Mann, legte meinen Lohn und noch ein Geschenk zu und wünschte mir Glück und Segen, obwohl er meinen Schritt unbesonnen nannte.

Überdachte ich jetzt alles klar, so sah ich, daß der Kote eine fürchterliche Bosheit an mir ausgeübt. Er hatte uns verlockt, und der Werkorporal, ein sonst ganz

ehrllicher Eljässer, erzählte, daß der Rote ihn habe bestellen lassen und tüchtig gezecht habe auf des Korporals Beutel.

Gute Wünsche waren nicht in unserem Herzen für den Galunken. Er hatte ja auch seinen Lohn von mir empfangen, denn wir hörten vom Korporal, er habe fast drei Wochen liegen müssen, weil ihm einige Rippen seien zerquetscht gewesen.

Endlich kam der Tag des Abmarsches. Drei Korporale aus Metz holten uns ab, und wir marschierten in kurzen Tagreisen dem Depot des Regiments zu. Ich war an Geld reicher als je, denn zu dem Lohne und der Gabe des Meisters kam das ansehnliche Handgeld von zwei Karolin.

Auch Anton gab sich bald.

Einſt aber, als nachts die Korporale schliefen, flüsterte er mir zu: „Verrat' mich nicht, ich desertiere. Du willst ja Soldat bleiben. Bleib's in Gottes Namen. Ich gehe durch. Find' ich den Roten, so breche ich ihm den Hals! Adje!“

Damit schlich er sich unbemerkt hinaus. Ich legte mich herum, wünschte ihm glücklichen Erfolg und schlief bald wieder recht tief ein.

Aber wer beschreibt den Lärm, unter dem ich erwachte? Die Flüche haben weder an Zahl noch an Kraft ähnlich jemals mein Ohr berührt. Französisch, deutsch, ungarisch, und ich weiß nicht, in welchen Sprachen sie herausgestoßen wurden. Über mich fielen sie alle zunächst her, als der Entflohene sein Teil erhalten hatte; denn sie meinten, ich müsse wohl von seiner Flucht wissen. Als ich ihnen aber begreiflich machte, daß ich dann vielleicht auch nicht mehr hier läge, schwiegen sie stille und drohten,

mich, sobald wir die Grenze erreichen würden, zu binden.

Es waren drei arme Bichte.

Ich sagte: „Versucht's 'mal; dann habt ihr mich gehabt, und wehe dem, der mir unter die Fäuste gerät!“

Ob ihnen das erste oder das letzte einleuchtete, ich weiß es nicht, aber sie ließen ihre Drohung unausgeführt. Jetzt waren wir noch im Trierer Lande und an Antons Verfolgung dachte niemand. Wohl ihm!





Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denf' ich an mein fernes Lieb.
Gauß.

8.

D obwohl mir gedroht worden war, so hatten die drei Schmachtlappen von Korporalen doch den Mut nicht, mir etwas in den Weg zu legen. Sie konnten auch ganz ruhig sein. Seit ich wußte, daß Mariane mir untreu geworden, war mir alles einerlei — Leben und Tod. Still war ich dahingewandert, still und nachdenkend. Alle die Städte und Dörfer, durch welche wir kamen, zogen meine Blicke nicht auf sich, meine Gedanken nicht ab von dem verlorenen Gut.

Ich hätte alles d'rum gegeben, den Werbkorporal noch einmal zu sprechen, der genau unterrichtet sein mußte: allein der war in Saarlouis und vor mir lag Metz.

Der Weg war mir sauer geworden. Ich war noch matt von meiner Krankheit, und das, was meine Seele bewegte, war auch nicht geeignet, den Körper frisch zu machen.

Höchst unangenehm war mir darum in Metz die Nachricht, es sei durch königl. Ordonnanz die Garnison

gewechselt worden, und Royal-Allemand stehe in Toul und Nancy. Wir mußten nach Nancy.

Als ich den Namen dieser Stadt hörte, seufzte ich tief auf. Wer weiß doch, was ihm gut ist?

Als Mariane auf die Glashütte sollte, widerstrebte alles in mir. Wär' sie dahin gekommen, so hätte sie der nichtswürdige lange Peter nicht geheiratet und — ich hätte sie vielleicht wieder gesehen; denn die junge Frau des Glashüttenherrn war aus Nancy, und ich hatte Marianen selbst erzählen hören, daß die Herrschaft alle Winter nach Nancy käme und dann auch wohl nach Paris gehe, um einige Monate da zu bleiben.

So aber ist der Mensch! Nur was vor seiner Nase liegt, begreift er, und das nicht einmal völlig. So sollte sich alles zu meinem Schaden wenden. Jetzt erst fing ich an zu bereuen, daß ich nicht einmal von Saarlouis aus nach dem Dorfe gegangen war; daß ich jede Gelegenheit gemieden, etwas von Steffen und seiner Familie zu hören, obwohl mein Herz stets bei ihnen war. Mußte nicht Mariane des Glaubens sein, daß ich sie verlassen, daß ich ihr die Treue gebrochen? Gab sie nicht vielleicht nur dem gewaltsamen Drängen ihrer stolz gewordenen Mutter nach?

Die schmerzlichste Reue zersfleischte mein Herz. Meine Ruhe schwand, meine Kraft war gebrochen. Es that wohl not, daß meine Gedanken in Nancy eine andere Richtung bekamen.

Wir hatten, weil ich zu ermüdet gewesen, in einem Dorfe ganz in der Nähe der Stadt übernachtet. Vielleicht gingen die drei Korporale nur deshalb darauf ein, weil ich sie so noch einmal traktieren mußte. Sie witterten

Geld bei mir, und darin lag wohl der Grund ihrer großen Willfährigkeit.

Früh am andern Morgen erreichten wir die Stadt Nancy. Wir wurden bei dem Obristen de la Goupillière gemeldet, und er verlangte sogleich, den Rekruten zu sehen. Das Niedergeschlagensein meiner drei Gefährten offenbarte mir übrigens, daß ihr Willkommen nicht der allerfreundlichste gewesen sein mochte; auch daraus konnte ich das abnehmen, daß sie mich baten, keine Schuld auf sie zu wälzen. Überdies wollte mir der pfiffigste darunter ein Bündel Lügen anvertrauen, das ich bei dieser Gelegenheit dem Obristen aufladen sollte, wegen des Anton.

Als ich in das prunkvolle Gemach geführt wurde, worin der Obrist saß, wurde mir gar seltsam zu Mute. Es war das erstemal, daß ich solche Pracht sah, das erstemal, daß ich einem so hohen Offizier, ja, überhaupt einem solchen gegenüber stand.

Der Obrist war ein schöner, stattlicher Mann. Die schöne Uniform stand ihm herrlich. In seinem Gesichte lag Offenheit und gewinnende Freundlichkeit.

Er trat auf mich zu, maß mich mit beifälligen Blicken und sagte: „Du wirst ein prächtiger Soldat werden. Wie heißtest du?“

Ich sagte ihm meinen Namen und Geburtsort.

„Wo bist du Soldat geworden?“

„In Saarlouis.“

„Bist du bekannt dort herum?“

„O ja, Herr Obrist.“

„Kennst du die Familie ***** , die dort eine Glashütte hat?“

Ich wurde rot; denn er nannte den Besitzer der

Glashütte, wohin Mariane hatte kommen sollen als Kindermädchen.

Mein Erröten schien er nicht zu beobachten, und ich antwortete, was ich wußte.

„Bist du gerne Soldat geworden?“

Ich sagte Ja; aber ein Seufzer drängte sich mit heraus. Der entging ihm nicht.

„Lügst du da nicht? Du seufzest ja!“

„Ich lüge nie, Herr Obrist,“ sagte ich fest; „aber es —“ ich stockte, denn ich dachte an Marianen.

„Hast du Vater oder Mutter?“

„Sie sind lange tot.“

„Verstehst du ein Handwerk?“

Ich nannte das meine.

„Du hast mich doch am Ende belogen?“

„Ich lüge nicht, Herr Obrist,“ sagte ich abermals. —

„Aber was bestimmte dich denn zu bleiben, als dein Kamerad durchging? Du wußtest das doch?“

„Ich muß Wahrheit reden. Ja, ich wußte es; aber ich wollte nicht durchgehen, weil — weil —“

„Nun — weil? Rede doch 'mal offen. Ist dir dein Liebchen treulos geworden?“

„So ist's, Herr Obrist.“

„Armer Junge,“ sagte er teilnehmend. „Nun tröste dich, du bist nicht der einzige, der das erfahren hat.“

Es kam mir vor, als ob ein leiser Seufzer den Obristen zu meinem Kameraden in dieser Erfahrung machte.

„Du gefällst mir, Friedel,“ fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort. „Du bist offen, ehrlich,

gutmütig. Möchtest du, wenn du einexerziert bist, nicht der Diener eines braven, mir sehr werthen Mannes werden?"

„Wenn es sich mit meinem Dienste vereinigen läßt, ist mir's schon recht.“

„Geh' jetzt, mein Sohn,“ sagte er mild. „Ich werde Sorge tragen, daß man mit dir nicht rauh umgeht. Bist du einexerziert, so läßt du dich bei mir melden.“

Er rief nun auf französisch seinen Adjutanten, der im Vorzimmer gestanden, gab ihm einige Befehle, und dann mußte ich mit diesem in die Kaserne gehen. Dort wurde ich einem alten Korporal überwiesen, der sehr sauertöpfig und wild drein sah.

Vor dem Exerzieren war mir's nicht bange; aber ich dachte, wenn der Obrist es gut mit dir meinte, so hätte er dich doch auch wohl an einen Menschen weisen können, der freundlicher ist. Der lacht gewiß nur dann, wenn einer den Hals bricht. Auch hier hatte ich mich getäuscht. Mein Korporal glich den Birnen, die eben eine rauhe Schale haben, aber desto zarteres Fleisch. Er war eine gutmütige, ehrliche Seele, und was viel sagen wollte, kein Schnapstrinker. Er war sogar ein recht komischer Kauz, und konnte tüchtig spaßen. Er hatte überdies die Gabe, einem den Dienst recht leicht und auch geduldig einzuüben.

Als ich am nächsten Morgen mit mehreren andern, von anders woher angeworbenen Rekruten auf dem Exerzierplatze ankam, hielt er eine Rede an uns in gutem Straßburger Deutsch, deren Anfang so lautete:

„Bursche, hier geht's nicht wie jener Schneider jagte: Es ist alles, wie man's nimmt, und setzte dann den Hosenlaß hinten hin; nein, hier hat alles sein Maß,

und muß mit Maß geschehen; aber auch das nicht nach der Meinung des andern Schneiders, der so sagte und dann seine Frau mit der Elle totschlug. Ich halte euch nicht für Stockfische, die erst durch das Klopfen genießbar werden, vielmehr für gescheite Kerle, die Gott und Hahr verstehen. Rechts kommandiert, so dreht ihr euch so, daß der rechte Fuß vorwärts kommt und die rechte Schulter herein; links kommandiert, geht's ebenso mit dem linken Fuß und der linken Schulter."

"Rechtsum!" rief er. Ich und ein Schweizer drehten uns rechts, wie er befohlen; ein Baier aus Passau aber und ein Schwab verstanden ihn falsch und drehten sich links.

Da lachte der Alte, daß ihm der Bauch wackelte, und meinte, er müsse zwei Bündel machen, einen von Stroh, den andern von Heu. Die müsse er den Kerls anhängen, bis sie's los hätten, und sagen rechtsum = Heu — linksam = Stroh.

Alles lachte; nur die beiden Burschen sahen sauer dazu. Sie gaben aber nun besser acht, und es ging doch nach einigen Stunden passabel.

Unter solchen Ausfichten war der Dienst keine besondere Qual. Ich erlernte ihn bald so, daß ich in die Kompanie eingereiht wurde. Als uns der Obrist musterte, blieb er bei mir stehen, besah mich genau, und sagte dann zu dem Korporal, der uns dressiert hatte: „Das ist ein braver Bursche. Nicht wahr, Alter?“ —

„Ist brauchbar, Herr Obrist,“ versetzte er mit Würde. „Ich hoffe, er soll, wenn's 'mal brummt, nicht das Kanonenfieber kriegen.“

„Schicke mir ihn morgen,“ sagte der Obrist noch zu

ihm, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Halte dich brav!“

Daß ich es ohne Umschweife sage, dem Manne hat mein ganzes Herz gehört vom ersten Blicke an. Er war auch kein Saujwind, wie die meisten Franzosen, obwohl er auch ein solcher war.

Dem Korporal sagte ich das. — „Das läßt sich hören, sprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam,“ antwortete er: „des Obristen seine Mutter war auch eine Straßburgerin, das heißt, sie war zu Straßburg daheim.“

„Was will er aber doch mit dir?“ fragte er mich ernstlich.

Ich erzählte ihm das, was er gesagt.

„Junge, du bist ein Glückskind, ich weiß schon, was es giebt, der Feldprediger Götz bei unserm Regimente hat den Obersten um einen braven Kerl. Einen Franzosen will er nicht. Da kommst du zu einem grundbraven Manne. Er soll aber ein furioser Heiliger sein, der Götz, macht Verse und dergleichen. Unter uns gesagt, Friedel, das ist lauter dummes Zeug. Da schreiben sie kurze und lange Zeilen. Das Ding reimt am Ende wie Herz und Schmerz, und das ist ein Gedicht. Ich halte nichts auf Bücher und noch weniger auf Büchermacher. Mein Säbel ist mein Buch, und den versteh' ich wie ein Pastor seine Messe oder seine Bibel. Der Feldprediger Götz ist aber unbeschadet dessen ein Mann wie ein David, ob er gleich keine Harfe spielt. Du wirst's gut haben bei ihm. Geh' morgen um 9 Uhr zum Obristen. Sei brav, so bleibe ich allezeit dein Freund, du kannst immer auf mich zählen.“

Als ich zu dem wohlwollenden Obristen eintrat, stand ein Mann in einem schwarzen Rocco bei ihm,

dem man ein offenes, gutmütiges, freundliches Wesen sofort ansah.

„Das ist der junge Mensch, Herr Feldprediger,“ sagte der Obrist, auf mich deutend, „den ich Ihnen empfehle.“

Ich wußte nun, mit wem ich es zu thun hatte. — Obwohl es ein lutherischer Pastor war, gefiel mir der Mann doch, und ich ihm. Nach der Religion wurde weiter nicht gefragt.

Ich wurde beordert, mich im Quartier des Feldpredigers Götz einzufinden. Der Obrist empfahl mir Treue und Gehorsam, und ich ging guten Mutes dorthin, wo ich meinen neuen Herrn erwartete.

Alles ging herrlich. Ich verdiente einige Franken den Monat über meine Löhnung und sparte es mir für kommende Tage.

Herr Götz war die beste Seele von der Welt; aber ich hatte viel Arbeit bei und mit ihm; denn er bekümmerte sich um seine Kleider und die sonstigen Dinge des Lebens gar nicht. Wo er etwas ablegte, da lag es. Hätte ich nicht den Staub weggeputzt, so hätte er sich schuhhoch aufhäufen können. Ich durfte machen, was ich wollte. Ich besaß ein so maßloses Vertrauen bei ihm, daß er mich sogar an sein Geld gehen ließ.

Dies Vertrauen habe ich auch gerechtfertigt. Ich sorgte für ihn, wie eine Frau für ihren Mann. Der Obrist überzeugte sich selbst oft davon und lobte mich. Über Einnahmen und Ausgaben führte ich ein Buch. Mein Herr lächelte, als er es sah, und sagte: „Du bist recht brav, Friedel!“ beschenkte mich reichlich und überließ mir alles. Seine Zerstretheit hatte keine Grenzen.

Er lebte nur in seiner eigentümlichen Welt und machte Gedichte.

Ach, wie schön waren die. Ich hatte so etwas gar nicht gekannt, und der Korporal Lüttger hatte mir auch einen seltsamen Begriff davon beigebracht. Aber wie anders hab' ich das gefunden! Stundenlang saß ich da und las sie, las sie immer wieder. Der Mann hat sich ein rechtes Verdienst an mir erworben. Er führte mich zu Ruhe und Frieden zurück und meine Liebe zu Marianen, die noch immer in mir lebte, wurde dadurch gereinigt und geheiligt. In seinen vielen Büchern durfte ich auch lesen, so viel ich wollte. Entweder sah er es gar nicht, oder sah es gerne.

Besonders Sonntags, wenn er in seinem Gottesdienste oder auch wohl nachmittags bei dem Obristen war, saß ich den ganzen Tag in seiner Stube und las und vergaß oft mich selbst und die ganze Welt.

Daß ich dadurch an Kenntnissen und Einsichten gewann, sah ich selber klar ein; denn mein Gesichtskreis erweiterte sich sehr. Als Herr Götz einst sich überzeugte, daß ich eine gute Hand schrieb, gebrauchte er mich zum Abschreiben seiner Gedichte; aber auch anderes schrieb ich. So mußte der Obrist auf mich aufmerksam geworden sein, denn schon nach einem Vierteljahre wurde ich Korporal. Nun hörte freilich mein Stubendienst bei Herrn Götz auf, aber nicht mein Verhältnis zu ihm, dem ich mit kindlicher Liebe zugethan war. Tagtäglich war ich bei ihm; führte seine Kasse; überwachte seine Angelegenheiten nach wie vor und erntete dafür ein reiches Maß von Liebe und Dankbarkeit aus seinem edlen Herzen.

Wie es um mein Inneres in dieser Zeit stand, kann

ich mit wenigen Worten sagen. Ich mußte mir viele und große Schuld in Bezug auf Marianens Untreue beimessen, und das fraß an meinem Herzen lange Zeit, wie ein giftiger Krebs. Allmählich wurde ich ruhiger; aber sie, und nur sie lebte in meiner Seele — und ich hatte sie verloren. Der Umstand, daß mein Herz in frischer, ungeschwächter Liebe an Marianen hing, brachte es mit sich, daß ich gegen das weibliche Geschlecht gleichgültig blieb, welches, ich darf es ja ohne Eitelkeit sagen, keineswegs gleichgültig gegen mich war. Wie lockten mich die glühenden Blicke der Mädchen! Selbst solche aus höheren Ständen würdigten mich ihrer Aufmerksamkeit, wie das unter dem Franzosenvolke nichts Ungewöhnliches zu sein scheint; aber was focht das mich an? In meinem Herzen war für die Liebe zu einer anderen kein Raum mehr. — Ja, ich kann wohl sagen, es war kalt, aber auch freudenlos.

Mariane erschien mir mehr und mehr als ein Opfer ihrer Mutter und meiner selbst; aber was half's? Es war nun alles vorbei. Ich hatte meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen. Einsam mußte ich mein Leid tragen, einsam durchs Leben hingehen. Hatte ich auch keine Liebe für den Soldatenstand, so war er mir doch eben recht; denn fürs Handwerk hatte ich nichts mehr übrig. Was sollte es mir? Nur mit Marianen hatte es Reiz für mich: ohne sie nicht im mindesten. Auch waren meine Vorstellungen vom Leben selbst andere geworden. Das Leben, wie es der herumziehende Spenglersteffen geführt, erschien mir keineswegs mehr so lieblich, wie ich es einst angesehen, als das Leben mich noch so frisch und jugendlich anlachte. Bei solcher Stimmung hätte ich nichts mehr gewünscht, als Krieg. Da lachte

eine Hoffnung, nicht die des Ehrgeizes, sondern die, daß eine mitleidige Kugel mein Herz trafe. Um mich weinte niemand in der Welt. Ich selbst hing ja nur noch an verlorenen Gütern; lebte nur noch glücklich in Erinnerungen; hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Da war ein ehrlicher Soldatentod etwas Schönes, sogar Lockendes. Ich konnte in diesem Gedanken recht froh werden, denn da hoffte ich ja das Wiedersehen derer, die mich allein treu geliebt, deren Liebe mich jetzt noch im Geiste erquickte. Gerne wär' ich einmal ins heimatliche Dörfchen gewandert, um auf ihrem Grabe zu trauern; aber das war jetzt unmöglich. Die Sehnsucht, welche mich oft anwandelte, das Heimweh, das meine Seele erfüllte, mußte ich niederkämpfen und es gelang mir, wenn auch nicht ohne Mühe. Es ist seltsam, und ich habe es später noch weit mehr erfahren — je weiter der Schauplatz unserer Kindheit, unseres ersten, vielleicht einzigen Lebensglückes hinter uns liegt, desto lebendiger wird die Sehnsucht darnach!





Es bläsen die Trompeten: Husaren heraus!

E. M. Arndt.

9.

Das Gespräch in unserer Kaserne war der Krieg, der in Flandern brannte. Güttger saß oft da, seine Pfeife schmauchend, und erzählte von den Siegen der königlichen Heere mit einer Begeisterung, die sein Auge erglühen machte. Dabei nahm er die Backen gewaltig voll, und auf ein paar Hunderttausende mehr oder weniger kam es seinem guten Willen nicht im mindesten an.

Eines Tages, ich erinnere mich des Auftrittes noch so lebendig, als wär's gestern gewesen, saß ich mit drei Korporalen da; wir rauchten gutes Mutes eine Pfeife. Auch wir redeten von den Erfolgen der Waffen des Königs. Da trat der alte Güttger herein. Sein Gesicht glühte; sein Auge sprühte Feuer.

„Der Marschall von Sachsen hoch!“ rief er, und seine Mütze flog wider die Decke des Zimmers. „Wir sollen nicht ewig in den April geschickt werden hier,“ fuhr er fort, „wie man's einfältigen Buben macht. Mortbleu! er hat an uns gedacht. Ich bin auch gerade

des Hundelebens in dieser vermaledeiten Kaserne satt. Ist man denn Soldat, um Tabak zu rauchen und Maulaffen feil zu halten? Freilich wird's trübe Augen geben; denn Scheiden und Meiden thut weh, sagte der Feldscherer, als er das Pechpflaster vom Schwären zog; aber was thut's? Thränen sind auch Wasser, und Salzwasser dazu; es mag fließen bei den Gelbschnäbeln, die Schäge hier haben. Wie? Friedel, hast du auch einen, junger braver Kollege?"

Wir sahen ihn erstaunt an; weil wir noch nicht recht aus dem Sinne seiner Standrede herauskommen konnten.

„Nein, Kollege,“ sagte ich, weil er die Benennung liebte, „ich habe keinen Schatz mehr in der Welt.“

Leugnen will ich's nicht, daß mir dabei ein Seufzer kam, den ich nicht unterdrücken konnte.

„Bravo!“ sagte er, und klopfte mir auf die Schulter. „Ein rechter Soldat muß sich nicht an Mädels hängen, die gleichen den Wetterfahnen auf dem Dache. Meine Braut ist mein Säbel, mein' Lieb ist mein Roß. Doch hört: Prinz Eugenius, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgerad! so singt mein Kollege in Osterreich, der „Grenadier auf der Wacht.“ Ich singe anders. Mein Eugenius ist der Marschall von Sachsen! Vivat hoch! Er wollt' dem König erobern Stadt und Festung Mastricht. Mögen sie in Aachen zusammen sitzen,“ sagte heute unser tapftrer Obrist, „und sich die Nägel abkauen und die Kiele spizen, wir ziehen nach Mastricht.“ Auf, Jungen, morgen geht's los. Die Trompeten blasen früh; wohlauf, wer noch etwas zu besorgen hat!“

Wir starrten ihn an.

„Ist's Ernst, Kollege?“ fragte ich aufspringend; denn ich dachte an meinen guten Feldprediger, dessen Sachen ich ordnen mußte.

„Was?“ rief er. „Glaubst du, ich mache schlechten Witß oder ich hätte Branntwein getrunken? Hast du das je von mir erlebt? Nein, es ist mein gründlicher Ernst, so gewiß, als ich Lüttger heiße und Korporal im Royal-Allemand bin.“

Er sprach noch, als der Marechal de Logis eintrat und die Ordre vorlas.

„Da seht ihr's. Nun auf und lustig!“ rief er, und eilte auf seine Stube.

Jetzt galt's auch mir Eile.

Mein nächster Weg war zum Feldprediger.

„Nun, Herr Feldprediger,“ redete ich ihn an, „die Ordre ist da, es geht nach Flandern in den Kampf. Werden Sie mit ziehen?“

„Allerdings, mein guter Freund,“ sagte er. „Mein Beruf ist's ja, Sterbenden den Trost des Heilandes zu bringen.“

„Gut,“ sagte ich, „so werde ich wohl Ihre Sachen ordnen und packen müssen, wenn Sie es wünschen und angeben wollen, was ich einpacken soll.“

„Lieber Gott,“ sagte er in komischer Verwirrung, „das weiß ich ja nicht; das weißt du, mein guter Friedel, weit besser. Thue du, was nötig ist; mir ist's schon im voraus ganz recht. Nur vergiß mir nicht Papier, Federn und die Bibel.“

„Ich muß jetzt zum Herrn Obristen,“ fuhr er fort, „da kannst du mittlerweile die Siebensachen packen. Dem Franz sage, daß er die Pferde rüste.“

Er ging, und ich begann dann, nicht ohne Lächeln über diese so ganz eigentümliche Erscheinung. Er vertraute mir doch alles an, ja, er wußte nicht einmal, was er bedurfte, und seit ich für alles sorgte, sah er nach gar nichts mehr. Aber diese vertrauensvolle Hingabe des Mannes machte mir ihn doppelt liebenswürdig. Seine Seele war kindlich, ohne Arg, ohne Mißtrauen, ohne Falsch. Wie gefährlich aber war das, wenn er in treulose Hände geriet?

Sein Franz war eine ehrliche Haut; aber ausgezeichnet dumm. Ich befahl ihm die Pferde zu rüsten, und ging nun daran, mit allem Eifer zu packen. Nach einigen Stunden war ich fertig; denn die Habseligkeiten des guten Mannes waren eben nicht sehr weit her. Teurer als alles waren ihm seine Schreibereien. Für die sorgte ich vorab, und legte sie in den Koffer, der hier wohl mußte stehen bleiben.

Um mich darüber jedoch ganz sicher zu stellen, ließ ich mich bei dem Obristen melden, als Götz noch bei ihm war.

Ich rapportierte, wie ich alles geordnet.

„Vortrefflich,“ sagte der Obrist. „Laß nur den Koffer des Herrn Feldpredigers in mein Haus bringen, meine Frau wird dafür Sorge tragen.“

So war denn dies Geschäft abgethan. Meine Sachen waren schnell geordnet, denn ich hatte ihrer nur sehr wenige. Mein Pferd war in herrlichem Stande. Als ich es zurecht machte und meinen Mantelsack aufschnallte, trat Lüttger zu mir.

Er legte die Hand auf meine Schulter.

„Junger Mensch,“ sagte er ernst und gemessen, „ich

habe dich lieb, das weißt du. Ich habe Freude gehabt, daß du so schnell Korporal wurdest, und deinen Zug führst du so gut, als trügst du dreißig Jahre deinen Schnurrbart und Sarras. Es ist mir manchmal zu Mute gewesen, als wärst du mein Sohn. Ich bin alt, und vielleicht begegnet mir bald etwas Menschliches. Der Lüttger ist kein Hasenfuß, dem es leicht hange wird, das weißt du, und Mordbleu! wer das glaubt, dem spalte ich den Schädel sans façon! aber der Mann und der Christ soll an seinen Tod denken beizeiten. Verwandte habe ich nicht, du bist mein Freund. Was ich erspart, ist dein, wenn eine Kugel den Weg in meine Kalbdaumen findet. Der Herr Obrist hat das Testament, und du drückst mir die Augen zu und sorgst, daß ich in die Erde zu ruhen komme, nach dem Spruche: „Du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden.“

„Versprich mir das, damit meine Seele froh sein könne!“

Das einfache Wort dieses eisenfesten Mannes, der Mut und Bravour besaß, wie irgend einer im Regimente, und mit Narben bedeckt war, ergriff mein Herz auf eine wunderbare Weise. Ich konnte die Thränen kaum unterdrücken.

„Gott verhüte das, was Ihr sagt, Kollege; aber sollt's sein, so habt Ihr hier meine Hand, daß ich thue an Euch, wie ein Sohn an seinem Vater.“ Ich reichte ihm die Hand, die er männlich drückte.

„So redet ein braver Kerl,“ sagte er nicht ohne Rührung. „Wir verstehen uns einander. Jetzt genug, mein Sohn. Besorge deine Angelegenheiten und dann Adieu Nancy!“ —

Er ging, ohne weiter noch etwas zu sagen; aber in seinen Gesichtszügen lag eine augenfällige Heiterkeit. Es schien, als ob ihm nun das Herz leicht sei, weil er seine weltlichen Dinge alle geordnet hatte.

Mit seltsamen Gefühlen legte ich mich am Abend nieder. Es trat der Tod mir nahe in seiner erschütterndsten Gestalt. Aber meine Seele bangte nicht, das darf ich wohl sagen; ich sah jetzt das Leben anders an, als früher. Mit Marianen hatte es den Reiz verloren. Ich konnte mit Ruhe daran denken, zu sterben.

Alle Begebnisse der Vergangenheit, mein Glück und mein Leid ging in der stillen Nacht an meiner Seele vorüber, aber wie ich auch überlegte, es blieb mir ein nagender Gedanke, daß ich selbst jede Gemeinschaft mit Marianen abgebrochen, die mir ja doch noch an jenem Abend Treue gelobt hatte.

Ich schlief spät ein. — — —

Der Obrist wollte im Glanze des Tages aus Nancy ausziehen, daher der Abmarsch auf 9 Uhr gesetzt war.

Dennoch schmetterten die Trompeten frühe.

Ich sprang auf, froh, daß der kriegerische Klang meinen Traum unterbrach; denn ich sah Marianen in Schmerz aufgelöst, wie sie die Arme nach mir ausstreckte, und jener Schrei, den ich nicht vergessen konnte, drang auch jetzt wieder in meine Seele.

Rasch sprang ich auf und rüstete noch zum letztenmal alles. Eine Stimme in mir raunte mir zu, daß ich Nancy nicht mehr wiedersehen würde.

Das focht mich nun gerade nicht an. Ich war nicht einmal in der ganzen Stadt bekannt, hatte nicht einmal alle Teile derselben gesehen, mit keinem Einwohner in

Verbindung gestanden; kurz, ich konnte bleiben oder scheiden, beides hatte für mich keine besondere Bedeutung.

Von einer desto größeren Bedeutung war unser Abmarsch für die Bewohner der Stadt. Lüttger hatte wohl recht: es gab da viele Thränen; denn nicht wenige der Soldaten hatten sich Schätzchen angeschafft. Er sah mich dabei an, denn er ritt im Zuge vor mir, zuckte die Achseln und rief mir zu: „Denkst du an des Chirurgen Pechpflaster?“

Mir war's nicht ums Lachen. Ich fühlte tief mit, was die fühlten, denen das Scheiden Thränen kostete.

„Nur kein Scheidewasser!“ rief mir Lüttger zu und lachte.

Ich schüttelte den Kopf.

Der Alte führte den ersten, ich den zweiten Zug hinter dem Obristen und dem Stabe.

Da naheten wir uns einem großen Hause. Es lag in dem Teile der Stadt, welchen ich fast gar nicht kannte. Der Obrist salutierte gegen die Fenster, wo ihm Befreundete standen. Ich sah ohne Absicht auch hinauf und —

Wer malt meinen Schrecken! Da stand — Mariane! O sie war es, wenn auch städtische Kleidung ihren schönen Leib umhüllte. Sie war es, mein Auge täuschte mich nicht. Meine ganze Seele trat ins Auge, daß ich mir das Bild in die Seele drückte. Sie sah neugierig auf uns nieder; aber es lag etwas Ernstes, wie es schien Trauriges in dem Gesichte.

Da traf ihr Auge das meine.

Todesblässe überzog ihr Gesicht. Sie wankte; aber die Arme breitete sie aus gegen mich, als wollte sie sich herabstürzen. „Friedel, Friedel!“ hörte ich sie rufen, und

jener Schrei am Abende meines Fortlaufens drang wieder in Ohr und Seele. —

Ich sah sie da stehen im vollen Reize ihrer Schönheit. Sie breitete ihre Arme nach mir aus. Ihre Liebe sprach zu mir mit der alten, vollen, mich beglückenden Kraft! — Und ich? — O wie soll ich meine Stimmung schildern! Alles, alles war vergessen, was zwischen jetzt und meinem Scheiden von ihr lag, selbst meine augenblicklich fesselnden Verhältnisse des Dienstes. Sie, nur sie erfüllte Kopf und Herz. Ich wollte mein Pferd herumwerfen, um zurück zu jagen zu dem Hause, wo sie war; aber der Adjutant ritt an meiner Seite. Er faßte mich bei der Schulter und rief: „Halt, Korporal; was soll das? Ihr steht im Dienst, im Glied; das dürft Ihr nicht verlassen ohne kriegsrechtliche Strafe. Marsch, voran! Seid kein Kindskopf, den ein ächzendes Weibsbild verrückt macht!“ —

Das Wort war Wasser in die Glut. Ich zog mein Pferd herum, sah noch einmal hin, wo sie gestanden; aber sie war weg. — Rascher trabte das Regiment dem Thore zu; bald lag die Stadt hinter uns und ich fühlte tief, daß das Lebensglück nun die letzte seiner Pforten, eine eiserne, hinter mir für immer geschlossen hatte; aber das bekenne ich gerne, daß ich dahin ritt, ohne zu wissen, was mit mir vorging. Mein Kopf brannte und der Atem versagte mir fast. Die Brust wollte bersten.

Der Adjutant sah mich von der Seite an.

„Ist's Euch schlecht?“ fragte er mich.

Ich verneinte; — denn was sollte ich ihm sagen?

Lüttger blickte zurück. Als er mich betrachtete, rief er: „Herr Adjutant, der ist krank!“

„Er hat das verneint,“ entgegnete der Adjutant. „Die frische Luft wird ihn schon heilen,“ setzte er mit einem ironischen Lachen hinzu, das mir in die Seele schnitt. Ich rief, mich selbst ermannend: „Ich bedarf der Heilung nicht!“ und trotzig mich selbst beherrschend, preßte ich meine Gefühle hinab in die Brust. Wir kamen spät ins Nachtquartier. Mein Pferd bedurfte meiner Fürsorge. Essen mochte ich nichts. Nur nach Alleinsein verlangte meine Seele, daß sie einmal das alles überdenke, was sie an diesem Tage erlebt hatte; indessen war es doch gut, daß der alte Lüttger kam.

„Was war das für ein Auftritt?“ fragte er mich. „Ich habe dich allezeit scharf beobachtet in Nancy, und weiß, daß du kein Gehänge mit den Mädels hattest. Item, das Haus, wo dir's widerfuhr, ist auch meist unbewohnt. Es gehört einem reichen Manne aus der Ferne, der's freilich dann und wann mit seiner Familie bewohnt. Er muß gestern erst angekommen sein, denn vorgestern waren noch die Läden alle zu, als ob keine Seele drin wohnte, und heute war alles voll Menschen. Da hat ein bildschönes Mädel am Fenster gestanden, das hat deinen Namen gerufen und einen Schrei gethan, wie ein angeschossener Buchmarder. Du mußt sie doch kennen?“

„Hatt' ich dir doch noch spottend zugerufen: Denkst du nicht an das Pechpflaster? Freilich, ich wußte nicht, daß du auch so eins auf dem Herzen liegen habest. Oder ist's vielleicht deine Schwester?“

„Nein,“ sagte ich; „ich habe niemanden in der Welt.“

„So ist's ein Schatz, Bursche, ein Schatz. Mortbleu, und du wirßt Soldat? Das mag der Teufel rund machen!

Red' 'mal von der Farbe! Oder hast du kein Vertrauen zu mir, der ich dich so lieb habe?"

Da mußte ich reden und alles erzählen.

„Hm!“ brummte der Alte, „das ist eine kuriose Geschichte. Wer kann aber da die Kehre kriegen? Weißt du, was ich glaube? Das Mädchel hat den Peter geheiratet; ihre Pate aber hat keine Ruhe gehabt, bis sie auf der Glashütte war, und — wenn sie den Peter nicht lieb hat, ist sie gern dorthin gezogen, wo der Peter wohl wird ein Aufseher-Stellchen haben, und sie ist gerne mit nach Nancy gegangen. Als sie dich sah, ist das Herz wieder aufgewacht und hat sie vergessen lassen, daß das nun ab und sie Frau Peterin ist. Der Teufel der Versuchung war dir nahe, mein Kind. Danke Gott, daß du weg bist. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf und seine Stunde überkommt jeden, und dann folgt der lange Tag der Reue, wenn man — kein Franzose ist, der's mit solchen Sachen leicht nimmt.“

Der Alte hat mir einen großen Dienst in jener Nacht geleistet. Alle Wunden meiner Seele bluteten wieder frisch. Er stellte Umstände zusammen, welche mir ganz glaublich erschienen. Was er sprach, ist mir so richtig vorgekommen, daß ich mir sagen mußte, es könnte gar nicht anders sein.

Und als ich mir die Sache überlegte, da pries ich mich glücklich, daß ich weg war von Nancy, und wenigstens kein Unrecht begehen konnte, vor dem meine Seele schauderte.

Ich richtete mich wieder auf. Da stahl sich der Gedanke in meine Seele: Wenn der Werbkorporal dich belogen hätte? Wenn — wenn? — und alle die Möglichkeiten, alle die Zweifel legten sich wie ein erstickender Alp

auf meine Brust. Ach, es glaubt kein Mensch, was ich gelitten habe; wie ich zwischen den Zweifeln hin- und her-schwankte, hier gepreßt und dort gepreßt, weil nirgends eine Gewißheit war, nirgends eine klare, lichtvolle Gewißheit — nur Zweifel und wieder Zweifel; der gute Lüttger faßte oft meine Hand und sagte: „Mein Sohn, reiße dich los von dieser Selbstquälerei, sonst wirst du ein Narr, oder du stirbst, und eins wäre so schade, wie das andere. Sei ein Mann! Das Mädchel ist nicht wert, daß du dich so quälst. Seiner Eitelkeit wärest du doch als Opfer gefallen!“ Er hatte recht! Aber — aber —?

Ich mußte die Gedanken wegbannen, wenn ich meinen schwer errungenen Frieden behaupten wollte.

Der stete Wechsel der Umgebung auf der Reise war mir sehr heilsam; er zerstreute mich. Es war übrigens ein mehr als unseliger Zug. Erstlich war der April naß gewesen, und deshalb der Boden fast schuhthief in der Erde los und weich, sodaß die Pferde halbellentief einsanken, und zweitens regnete es oft so stark, daß wir uns in unsere Mäntel vermunnen mußten, um nicht bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Menschen und Tiere litten viel, und an Kranken, die nachgefahren werden mußten, fehlte es nicht. Dennoch waren alle gutes Mutes.

Nach vielen Widerwärtigkeiten erreichten wir das Lager bei Mastricht. Es zog sich im großen Halbmonde um die Werke der Stadt. In den letzten Tagen hatte der Regen aufgehört. Die Sonne schien warm, und manche unserer marode gewordenen Leute saßen wieder zu Roß.

Der Marschall von Sachsen inspicierte uns und lobte unsere Haltung.

Unsere Zelte wurden uns nun angewiesen, in denen wir uns einrichteten. Lüttger wohnte bei mir, in der Nähe des Zeltes des Obristen. In den ersten Tagen gab es nichts; Kugeln flogen in die Stadt, Kugeln heraus; aber sie thaten weder hier, noch dort Schaden, weil sie zu hoch gingen.

„Das ist auch wieder so eine Art von Kasernenleben hier,“ sagte eines Abends Lüttger zu mir, als wir um unsern Feldkessel saßen und unsere Abendsuppe, die, nach Franzosen-Art, zugleich Gemüse war, aßen, „nur mit dem Unterschiede, daß wir schlechter wohnen. Ich läge lieber bei meinem Pferde dort im Dorfe.“ Die Pferde standen nämlich in einem Dorfe, an welches sich das Lager anlehnte, und wo auch der Marschall wohnte.

„Es muß auch versucht werden, Kamerad,“ sagte ich ruhig.

„Ich wollte, der Marschall machte den Prozeß kurz und nähme das Nest mit samt dem holländischen Gefindel drin;“ fuhr der Alte fort. „Es gäb' doch etwas zu thun. Oder ich wollte, es fielen den Fischseelen einmal ein, einen vernünftigen Ausfall zu machen, daß wir sie unter die Fuchtel bekämen.“

„Dazu kann Rat werden,“ sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter uns.

Wir fuhren beide herum — und der Obrist stand vor uns. Wir sprangen auf und machten Front.

„Eßet nur eure Suppe erst,“ sprach er freundlich, „dann will ich euch einen guten Vorschlag machen.“ Er setzte sich auf den einzigen freien Feldstuhl und wir beeilten uns, unsere Suppe an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Als wir gegessen, sagte der Obrist:

„Wie es mir scheint, ist's heute etwas unruhig in der Festung. Ich glaube, sie wollen einen Ausfall machen. Ich habe dem Feldmarschall meine Meinung gesagt; aber er hat gemeint, die Häringsseelen hätten die Courage nicht. Er thut nichts, was die Vorsicht gebietet, weil er den Feind gering schätzt. Ich möchte nun auf meine Faust mich vergewissern, ob nicht doch ein Ausfall gemacht wird. Dazu brauche ich zwei tüchtige Leute und habe euch zweie dazu ausersehen. Wollt ihr mit mir gehen?“

„Gewiß, Herr Obrist,“ war unsere Antwort, wie aus einem Munde.

„Wir gehen auf die kleine Anhöhe, wo das Fichtengehölz ist. Dort ist ein guter Standpunkt. Alles ist stille, und wenn wir das Ohr an die Erde legen, hören wir jede Bewegung. Nehmet eure Säbel und eure Pistolen mit, wenn sie geladen sind.“

„Das sind sie,“ sagte Lüttger. „Wohlan, Herr Obrist! Führet uns.“

Der Obrist ging leise voraus, und wir folgten.

Die Nacht war stichdunkel. Kein Stern konnte durch die Wolkenmasse durchbrechen, welche den Himmel einhüllte.

Unbemerkt kamen wir aus dem Lager. Die Wachen beschwichtigte der Obrist.

„Wie ihr den ersten Schuß höret, so macht ihr Lärm,“ sagte er zu ihnen.

So schlichen wir wie Katzen in der Nacht dahin. Anfänglich sah ich gar nichts; allein allmählich gewöhnte sich mein Auge mehr an die Dunkelheit, also daß ich mich wenigstens vor halsbrechendem Stolpern hüten konnte.

Meinen beiden Gefährten ging es indessen weniger gut, als mir. Sie stürzten mehrmals kopfüber, und die

Geschichte war, da sie geladene Pistolen führten, gefährlich genug. Ist aber keine losgegangen.

Das Fichtengehölz, welches der Obrist als äußersten Punkt unserer Wanderung bezeichnet hatte, lag etwa mitten zwischen dem Lager und der Festung auf einer Anhöhe, die indessen nicht hoch war.

Nach vielem Umhertappen erreichten wir es endlich. Wir standen und horchten. „Hört ihr nichts?“ fragte der Obrist leise.

Ich strengte mein Ohr an. Es war mir gerade so, als vernähme ich ein bedenkliches Waffengeräusch.

Um sicherer zu sein, schlich ich jetzt, die Zweige auseinander biegend, etwas weiter vor, blieb aber in einem Zweige hängen und stürzte der Länge nach in die Nadeln hinein. In diesem unseligen Augenblicke blitzte es neben mir. Mein Pistol hatte sich entladen; aber bei dem Blitze sah ich im Fallen drei Holländer vor mir.

„Fliehet!“ rief ich; aber schon knallten die Gewehre der drei. Ich hörte hastig laufen, aber nichts weiter, denn ein Kolbenschlag raubte mir die Besinnung. —

Als ich erwachte — es muß wohl lange Zeit gewesen sein, daß ich besinnungslos war — sah ich verwundert um mich. Ich fand mich in einer großen Stube, in der viele Verwundete lagen. Mein Kopf war vielfach verbunden und schmerzte mich sehr. Zu meinem nicht geringen Entsetzen ist bald darauf die Thüre aufgegangen und ein Chirurgus in holländischer Uniform hereingetreten.

Jetzt wußte ich, woran ich war. Oft hatte ich von meinen Kameraden gehört, wie traurig das Los eines Gefangenen sei. Das sollte ich nun selber erfahren; denn

daß ich in holländische Gefangenschaft geraten war, stand außer Zweifel.

Es kostete mich viele Mühe, meine Gedanken zu ordnen. Es ging noch etwas toll durcheinander in meinem Kopfe. Der holländische Gewehrkolben hatte eine gar arge Bekanntschaft mit demselben gemacht, was ich an der Schwäche meines Kopfes, an dem scharfen Verbande, überhaupt an der Hinfälligkeit meines ganzen Körpers genugsam merkte. Was aber zwischen jenem unseligen holländischen Gruße und diesem meinem Erwachen zum Bewußtsein lag, war aus meiner Erinnerung getilgt.

Bald nach dem Chirurgus kamen noch zwei andere solcher Pflasterkasten, die sich nun zusammenstellten und miteinander zu plaudern begannen. Sie sprachen deutsch. Ich schloß mein Auge wieder, weil ich hoffte, etwas Genaueres über den gestrigen Ausfall zu vernehmen.

„Das war eine verdamnte Geschichte gestern,“ begann der erste, welcher eingetreten war, ein Oberchirurg, „wo nur die Franzosen in dem Fichtenwäldchen herkamen?“

„Das wird uns der dort wohl sagen können, wenn er nicht den Geist aufgibt,“ versetzte der andere.

„Ist er tödlich verletzt?“ fragte der dritte.

„Das gerade nicht,“ sagte der erste; „aber man kann doch nicht sagen, ob nicht das Gehirn verletzt ist. Er liegt ohne Lebenszeichen seit gestern nacht. Kommt er zum klaren Bewußtsein, so ist's mit ihm gewonnen.“

Nun besprachen sie sich über die Behandlung meines Kopfes, was ich aber nicht verstand, weil sie eine Menge fremder Worte aussprachen. Doch sah keiner nach mir.

Unvermerkt lenkte sich die Unterredung auf den Ausfall zurück.

„Alles war ganz gut angelegt,“ sagte der erste wieder, „wären die Hunde nicht im Wäldchen gewesen. Und doch waren es ihrer etwa nur drei bis vier.“

„Ist denn keiner außer dem Verwundeten gefangen genommen worden?“ fragte der zweite.

„Nein,“ entgegnete der erste. „Die beiden oder die drei andern liefen wie Windhunde, als dem dort die Pistole losgegangen war. Unsere Leute erreichten sie nicht mehr. Sie brachten, wie es scheint, die Nachricht ins Lager, und wie der Blitz war das Pack auf den Beinen. Da wär's das flügste gewesen, die ganze Geschichte aufzugeben. Hätten sie's nur gethan! So aber drang der General vor und wir bekamen eine arge Schlappe.“

„Sind viele geblieben?“ fragte der dritte.

„Man sagt's; aber ich glaube, man verheimlicht den wahren Verlust absichtlich. Auch will es mir vorkommen, als seien weit mehrere gefangen, als getötet worden.“

„Das können wir brauchen!“ fuhr der erste seufzend fort, „unsere Garnison schmilzt zusammen wie Butter in der Sonne. Die Gefangenen fangen an, dem General bange zu machen, wenn's etwa einen Sturm gäbe, und der Marschall von Sachsen scheint es sich zur Ehrensache gemacht zu haben, trotz der Friedens-Unterhandlungen in Aachen, deren Abschluß übrigens die Franzosen absichtlich hinausziehen, Mastricht zu nehmen.“

„Schlimme Aussichten,“ sagte der zweite, „wenn der General nicht kapitulieren will.“

„Kapitulieren?“ rief der dritte. „Da kennst du den schlecht. Wenn er nur noch allein übrig wäre, übergäbe er die Festung nicht.“

„Darin liegt's eben,“ fuhr der erste wieder fort.

„Die Bürger sähen es gerne, wenn die Stadt gerettet würde. Auch sollen Französischgesinnte in der Stadt sein, denen der General eben nicht traut. Könnten die bei einem Sturme Mittel und Wege finden, die Gefangenen zu befreien, so möchte das eine schlimme Geschichte werden.“

„Der General soll sie auswechsell!“ meinte der dritte.

„Dafür dankt der Sachse draußen,“ versetzte der erste.

„Nun, so soll er sie aus der Festung schaffen, oder“ —

„Ja, wenn's geht,“ fiel der erste wieder ein, „so wäre das allerdings das beste Auskunftsmittel.“

„Jetzt wollen wir 'mal nach dem Kerl sehen,“ sprach der zweite. „Wie ich höre, vermutet der General in der Korporalsuniform von Royal-Allemand einen höheren Offizier, weil er es nicht begreifen kann, daß Korporale auf ihre Faust rekognoscieren sollten. Überhaupt ist es ein seltsames Vorkommnis.“

Was ich gehört hatte, war mir wichtig. Fürs erste tröstete ich mich, daß der Obrist und Lüttger mit heiler Haut davon gekommen waren. Weniger erfreulich war mir dagegen die Aussicht, wenn ich genesen sollte, nach Holland transportiert zu werden. Über meine eigne Lage hatte ich genug gehört, um das Gehörte mit meinem Befinden vergleichen und die Hoffnung des Lebens, die ja doch am Ende stärker ist, als jedes andere Gefühl, wieder in mir auftauchen lassen zu können. Vielleicht durfte ich aus dem Wahne des Generals, ich sei ein verkappter höherer Offizier, die Hoffnung schöpfen, daß man mich menschlicher behandle. Das Herz schlug mir heftig, als diese drei Menschen auf mich zukamen.

Ich schlug jetzt das Auge auf.

„Wie steht's?“ fragte der Oberchirurg französisch.

„Ich verstehe nur Deutsch,“ sagte ich leise.

Der Oberchirurg lächelte zweideutig und schwieg stille.

„Haben Sie viel Schmerzen?“ fragte der zweite.

„Nein,“ versetzte ich; „jetzt weniger, als vor einer halben Stunde.“

„Verdammt!“ rief der erste. „Hätten wir doch unsere Zunge besser gewahrt vorhin?“

„Ich hoffe, Sie machen keinen Gebrauch von dem Gehörten.“

Ich versicherte ihnen, daß ich schweigen würde, wenn sie nicht un menschlich mit mir umgingen.

Das half viel. Mit größter Schonung wurde ich verbunden; und ich darf sagen, daß ich mich der menschlichsten Behandlung zu erfreuen hatte. Ja, der Oberchirurg ließ mir nach einigen Tagen, als meine Genesung rasch vorwärts schritt, selbst Leckerbissen bereiten. Er war wirklich ein guter Mensch, ein geborner Dillenburgger, der holländische Dienste genommen hatte. Der Deutsche läßt nicht von seinem Landsmanne, wenn er ihn in der Fremde findet. Das ist gewiß ein schöner Zug.

Obwohl er mehr und mehr zu zweifeln begann, daß ich ein Offizier sei, so fragte er mich doch nie aus.

Nach etwa fünf Tagen konnte ich aufstehen und den Saal verlassen, wo das Jammern und Stöhnen der Schwerverwundeten mich den stärkenden, zur völligen Genesung nötigen Schlaf nicht finden ließ.

Nun wurde ich zum General geführt. Meine Behandlung war auch hier eine so aufmerksame, daß ich wohl einsah, man sei wegen meiner Person noch immer nicht im klaren. Es ist mir dies manchmal recht komisch

vorgekommen; allein mir war eben gar nicht so zu Mute, daß ich hätte lachen mögen oder können.

Als ich in das Gemach des Generals geführt wurde, fand ich diesen und drei Stabsoffiziere nebst dem Auditor. Der General war ein ällicher, schöner Mann, aus dessen Gesichte Festigkeit und soldatischer Mut sprach.

Bei meinem Verhöre stellte man mir allerlei verfängliche Fragen, drohte mir mit Erschießen, wenn ich nicht die Wahrheit sagte, und dergleichen mehr.

Lieber Gott, sie fragten mich nach Dingen, die mir völlig fremd, oder wie man sagt, spanische Dörfer waren. Wie konnte ich z. B. die Zahl der Belagerer angeben? Wie war ich imstande zu sagen, welche Pläne der Marschall von Sachsen habe, ob er, trotz der Friedensunterhandlungen in Aachen, noch die Stadt zu stürmen beabsichtige?

Um endlich der ganzen Geschichte ein Ende zu machen, erbat ich mir die Erlaubnis, offen meine Geschichte erzählen zu dürfen, damit sie sähen, daß mein Nichtantworten auf ihre Fragen einen natürlichen Grund habe und einen zureichenden.

Der General gewährte dies, und ich erzählte ohne Umschweife meine Geschichte von Saarlouis bis dato, von A bis Tz.

Als ich geendet hatte, brachen alle viere, sogar der mürrische Auditor, in ein unmäßiges Gelächter aus, das gar nicht enden wollte.

„Blexem!“ rief der General aus, „wenn das keine Wahrheit ist, so haben wir den pfiffigsten Galunken der französischen Armee vor uns, der uns über die Maßen hänfelt. Aber es ist unverkennbare Wahrheit.“

„Geh, Bursche,“ sagte der General, „es soll dir an nichts fehlen. Du bist eine grundehrliche Haut; magst aber Gott danken, daß du so davon gekommen bist. Ich hoffe, es ist dir einstweilen dafür gethan, daß du nicht mehr mit deinem Obristen rekognoscieren gehst, was ohnehin eine schöne Ordnung ist.“

Er winkte, und einer der Offiziere rief den beiden Unteroffizieren, die mich hergeleitet.

Als ich militärisch begrüßt hatte, und eben zur Thüre hinaus gehen wollte, rief der General noch einmal; ich mußte bleiben.

„Hör' 'mal Bursche,“ hob er an, „wie es scheint, hast du eben keine besondere Vorliebe für die Franzosen?“

„Sie haben mir nichts Böses gethan, Herr General,“ antwortete ich ruhig.

„Mag sein,“ entgegnete er; „aber möchtest du nicht Dienste bei uns nehmen?“

„Und gegen die Franzosen fechten? Nein, Herr General!“

„Das ist brav von dir,“ sagte der Mann, der überhaupt mein Vertrauen gewonnen hatte.

Er winkte, und ich wurde abgeführt.

Ich kam nun in eine alte Kaserne, worin französische Gefangene waren. Das war eine Wirtschafft! Nein, da wollte ich lieber in einer Orgel mitten drin sitzen, die Tag und Nacht dudelte, als unter diesem abscheulichen, quecksilbernen Volke. Der eine sang, der andere pfiß, der dritte fluchte und schimpfte. Wieder andere schwadronierten mit einander, und einer schrie immer ärger als der andere;

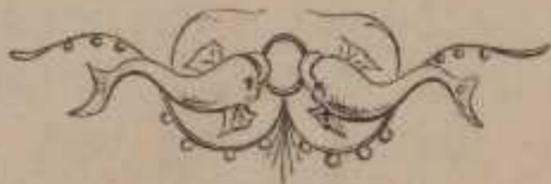
kurz, wenn man sich einen Höllenlärm denken will, so konnte man sich hier das Muster abnehmen. Hielt man die Augen zu, so glaubte man unter lauter Rasenden zu sein. So ging das im vollen Sinne des Wortes Tag und Nacht fort. Genöß man einmal einige Stunden Ruhe, so konnte man von Glück sagen.

Ich kam am schlimmsten dabei weg; denn ich verstand noch zu wenig Französisch, um mich mit ihnen unterhalten zu können. Tausendmal wunderte ich mich, daß mein noch schwacher Kopf das ertrug.

Zeit hatte ich da genug, wieder an Marianen und ihre räthelhafte Erscheinung in Nancy zu denken. Ach, wer lüftete mir den Schleier? Das wurde mir aber klar, daß ihr Bild in meiner Seele lebte, so frisch, wie damals, als ich noch so glücklich bei ihr war. Dachte ich an meine bis jetzt gemachten Erfahrungen von den Launen des Glücks, so schien es, als ob ich dazu bestimmt sei, immer dann, wenn ich irgend ein Glück ergreifen zu können glaubte, dasselbe wieder zu verlieren. Ich blickte indes nach oben und vertraute gläubig dem, der alles wohl macht. In diesem Glauben fand ich Trost für die Zukunft.

Der Zustand, in welchem ich mich jetzt befand, sollte zum Glücke nicht lange dauern. Der General, obwohl tapfer und mutig, fürchtete mit Grund eine Meuterei in der Stadt, da die Anzeigen sich mehrten, daß die Franzosen viele Anhänger in derselben hatten. Mehrere der Angesehensten unter ihnen wurden verhaftet, und eines Abends wurden alle Gefangene aus der Stadt gebracht. Die Franzosen ergaben sich stille, denn sie meinten, sie würden ausgewechselt; ich aber erkannte aus dem Gespräche der

Pflasterkasten im Lazarethe die ganze Geschichte. Wir entgingen der Aufmerksamkeit der Franzosen und kamen unbeachtet aus dem Bereiche ihrer Macht. Auf eben dem Wege kamen auch neue Truppen und Lebensmittel in die Stadt, was jedoch wenig half; denn ich hörte noch unterwegs davon erzählen, der Marschall von Sachsen habe die Stadt mit Sturm eingenommen, obwohl der Friede so gut als abgeschlossen gewesen wäre.





Und wenn halt mei Schicksal mich nimmer verläßt,
So bleibt halt für mein Teil das Allerbest,
So schloß i mi tot! Sie werd'n seh'n, daß ich's thu! —
Doch weiß i schon im voraus, i komm' nit darzu,
I komm' nit darzu!

Altbaierisch.

10.

Unser Zug, von holländischen Soldaten geleitet, ging unaufhaltsam nach Amsterdam zu. O wie sahen wir aus! Unsere Schuhe fielen fast von den Füßen, die Kleider hingen in Fetzen von uns. Der Volkshatz that uns auch nicht gut. Konnt's den Leuten nicht übel nehmen, daß sie den Franzosen nicht gut waren; sie hatten Arges genug von ihnen erduldet; aber was konnten wir arme Schelme dafür? Merkten sie, daß ich ein Deutscher war, so riefen die Gassenbuben immerfort: Woff! Woff! wo ich mich blicken ließ.

O wie gerne hätt' ich einem oder dem andern im Grimm eine gesunde Ohrfeige oder Dachtel versetzt; aber das ging einmal nicht. Wir mußten dulden.

Unsere Kost war eben auch nicht dienlich, fett dabei zu werden; vielmehr schien es eine ganz methodische Hungerkur.

Endlich erreichten wir Amsterdam, die Stadt der Paläste und der reichen Krämer und Knicker.

In Wahrheit, mein Elend war grenzenlos. Matt, entkräftet, zerlumpt — kaum mehr imstande, meine Blöße zu bedecken, so kam ich dort an. Mit Zügen, die jedes Auge lesen konnte, stand der Jammer auf unsern Gesichtern geschrieben und auf dem meinen der doppelte, der des Herzens und der des Leibes. O warum hat mich der Kolbenschlag nicht getötet? fragte ich mitunter in diesem Elende, wahrhaft murrend; aber im nächsten Augenblicke, wo die bessere Gesinnung wieder siegte, bat ich Gott um Vergebung und duldete das überfließende Maß des Unglücks, das auf mir lag, in Stille und Ergebung, wie es des Christen Pflicht ist.

Und diese dicken, unerschütterlichen Mynheers standen da auf ihren Balkons, schmauchten ihre langen Thonpfeifen und bliesen den Rauch des Kanasters behaglich in die dicke Luft des Landes. Mein Hunger war riesenmäßig. Vor einem der Paläste der Prinzengraacht brach ich zusammen.

„O, daß meine Erlösung käme,“ flehte ich halblaut.

„Bist du ein Deutscher?“ fragte da eine Stimme neben mir, und ich sah einen stattlichen Mann, der sich liebevoll zu mir neigte.

„Ach ja, aber erbarmt Euch meiner, wenn Ihr ein Landsmann seid, denn ich sterbe vor Hunger!“ seufzte ich.

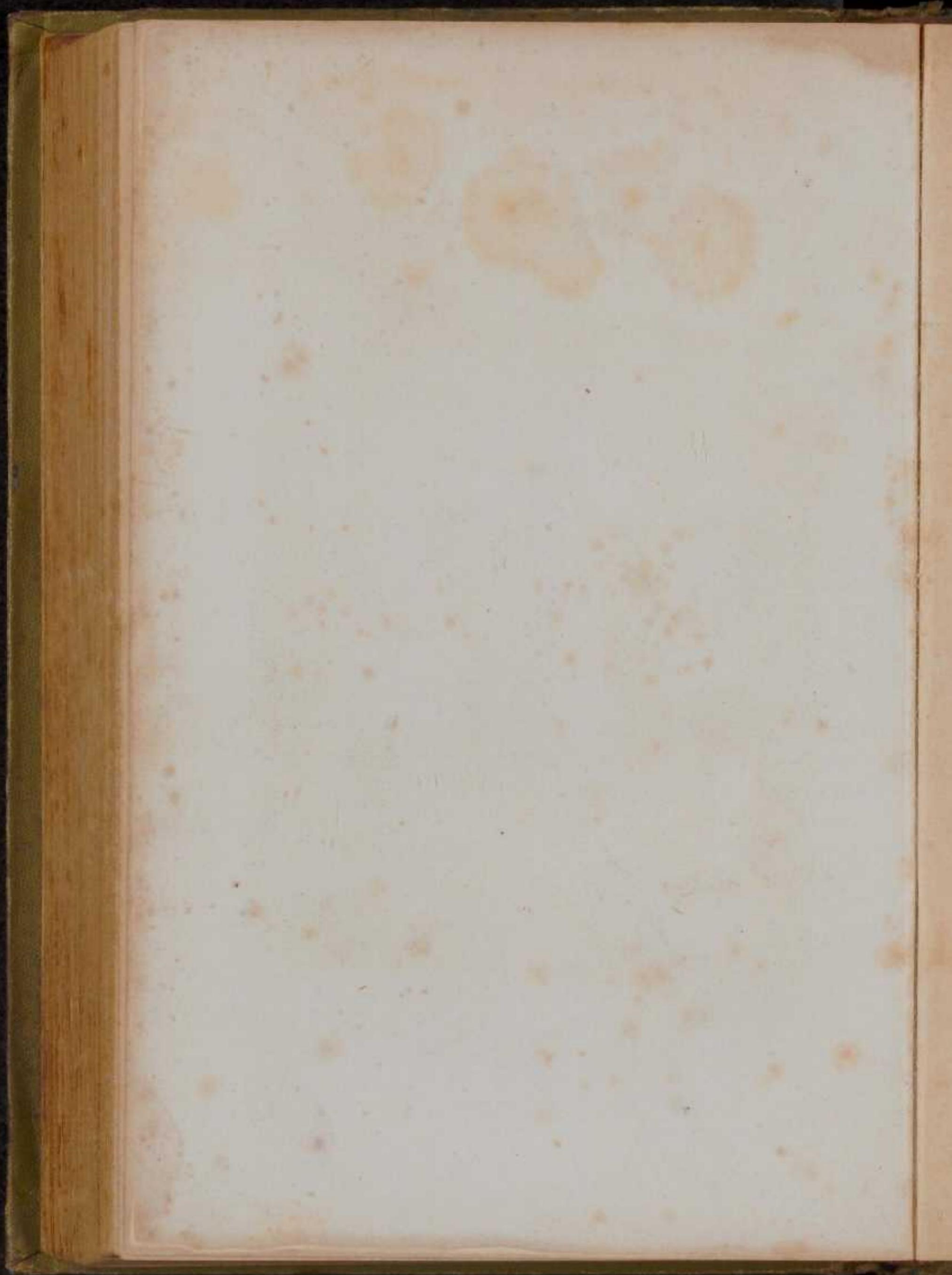
Der Mann rief etwas an dem Hause hinauf in holländischer Sprache. Das wirkte; denn bald darauf kam ein Diener und brachte ein Stück Brot mit Fleisch und eine Flasche.

Zwei mitleidige Franzosen, die meine Leidensbrüder



„Bist Du ein Deutscher?“

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg.



waren, hatten mich auf die Steinplatten zur Seite der Straße gesetzt. Hier reichte man mir Speise und den Labetrunk des Wachholders, Genever genannt, des Holländers Trost und Lust. Auch die beiden armen Franzosen erhielten Speise und Trank. Eben wollten wir uns recht d'ran geben, da nahte das Ende des Zugs, und der Soldat, der den Zug schloß, nötigte uns, mit fortzugehen. Wir mußten unterwegs essen, und auch das ging. Obwohl wir mit unsern Gefährten teilten, so stärkte uns die Speise doch soweit, daß wir imstande waren, unsern Bestimmungsort, ein leeres Warenmagazin, zu erreichen; aber da war nicht einmal Stroh zum Lager! Auf dem bloßen Boden mußten wir uns niederlegen und erhielten erst spät am Abend eine saft- und kraftlose Nahrung, die eben nur hinreichte, den Hunger recht zu wecken.

Das war eine der schwersten Nächte meines Lebens, und, Gott vergeb mir, ich faßte den Entschluß, meinem armen Leben ein Ende zu machen.

Doch — als der Tag wieder kam und die Sonne durch die blinden Fenster und die offenen Fugen des Gebäudes hereinjah, kehrte die Hoffnung, die Trösterin des Unglücklichen, wieder in meine Seele ein, und ich sah mit neuem Mute den kommenden Geschicken entgegen, die gewiß übler nicht sein konnten, als die, welche diesem Morgen zuletzt vorhergegangen waren.

So saß ich denn an der Wand, hoffend auf Erlösung, als jener Herr, der sich gestern meiner so menschenfreundlich angenommen, daherschritt, begleitet von einem Bedienten, der ein Bündel Kleidungsstücke trug. Er fragte nach dem Deutschen, und man wies ihn zu mir.

Leutselig nahte er sich mir und sagte: „Hier hab' ich

Kleider für dich. Reinige dich und wirf die Lumpen von dir. In einer Viertelstunde komm' ich wieder, um ein vernünftig Wort mit dir zu reden."

Ohne meinen Dank abzuwarten, ging er wieder. Der Bediente gab mir die Kleider, und in weniger denn zehn Minuten war eine völlige Umwandlung mit mir vorgegangen.

Es war der vollständige Anzug eines Matrosen, den man mir gebracht. Ich fand darin nichts. Wär's auch der eines Türken gewesen, ich hätte ihn freudig und dankbar mit meinen Lumpen vertauscht.

Einige der Franzosen spöttelten darüber; aber in diesem Spotte sprach sich der gelbe Meid aus, der in ihnen wohnte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Herr wieder. Er freute sich meines besseren Aussehens und nahm freundlich meinen Dank an.

"Höre, mein Sohn," sagte er, "es steht dir ein Weg offen, deine Lage zu verbessern und deine Leiden für immer zu enden. Ich bin Kapitän eines Schiffes der Kompanie und steche in wenig Tagen in See. Ich brauche noch einige Matrosen. Willst du Dienst nehmen, so bist du frei, hast einen schönen Lohn und bist all deines Elendes überhoben. Ich bin ein Friesländer, deutschen Stammes, und meine es gut mit meinem Volke und dir.

Der Mann sah bieder aus. Sein einfaches, redliches Wesen gewann ihm mein Vertrauen.

"Ich will," sagte ich, ohne auch nur zu wissen, was ich versprach.

Sein Gesicht erheiterte sich. „So komm,“ sagte er darauf, wir müssen sogleich gehen.“

Kaum hatte ich Zeit, mich von meinen Leidensgefährten zu verabschieden, deren manche wehmütig, manche zornig mir nachsahen. Mein neuer Herr hatte unendlich lange Beine, und machte Schritte, fast wie Fortunatus, der allemal in einem Schritte sieben Meilen maß. Ich konnte nicht mit ihm Schritt halten und mußte zurückbleiben.

„Aha,“ sagte er, es wahrnehmend, „ich habe vergessen, daß du matt und kraftlos bist. Das soll bald vergehen.“ Er winkte seinem Bedienten, sagte ihm einige Worte und entfernte sich dann rasch, mich bei diesem lassend.

Der verstand kein Deutsch. So gingen wir denn stumm neben einander her, bis wir bei einem großen Schlosse ankamen, wo er mich warten hieß.

Nach etwa einer Stunde Wartens kam der Herr heraus.

„Es ist alles fertig,“ sagte er, „in wenig Tagen sind wir an Bord und hoffentlich in See.“

In seinem Hause mußte ich ein Bad nehmen, mich nochmals umkleiden, und erhielt dann die kräftigste Nahrung. Da schlief ich dann wieder einmal menschlich.

Aber welch ein Schicksal war es wieder!

Zwei Tage später traten die Kriegsgefangenen ihren Rückweg nach Frankreich an. Alle waren leidlich gekleidet worden durch milde Wohlthätigkeit. Dort lag mein Glück! Dort war ich ihr wieder nahe, und jetzt — mußte ich zur See — Gott weiß, welchen Geschicken ich entgegen ging!

Tiefer Schmerz wühlte in meiner Seele, und eine trübsinnige Stimmung ergriff mich, die erst da wieder allmählich schwand, als ich endlich das Meer in seiner unendlichen Erhabenheit vor mir sah und den Wald von Masten. Wie staunte ich dies neue Wunder an! Wie anders erschien mir das jetzt in der Wirklichkeit, was ich mir einst mit Hülfe der Einbildungskraft vorgestellt hatte, als ich im Vaterhause die erste Seereise vorlesen hörte. All das Sehenswerte, Ungeahnte, was hier vor meinen Blicken lag, ließ mir in Wahrheit nicht Zeit, viel meinen kummervollen Gedanken mich hinzugeben. Ich starrte alles an. Überall waren der fremden Gegenstände so viele, daß ich ganz betäubt war.

Da pfiß es hell und durchdringend.

„Friedel!“ rief der Kapitän, „das ist die Bootsmannspfeife. Unsere Stunde ist da.“

Er schritt rasch dem Strande zu, und ich mit dem Bedienten hinterdrein. Wir sprangen in das Boot, die Ruder schlugen an in gleichmäßigem Takte, und das Boot flog über die Wellen des Hafens dahin, einem Kolosse zu, der weit vor uns auf der Rhede lag. Allmählich trat er größer aus den Wogen hervor, und als wir uns ihm nun näherten, grüßte uns ein schallendes Hurra. Wir stiegen an Bord. Eine Kanone donnerte über die plätschernde Meeresflut. Ein leichter Landwind blies in die Segel. Mit graufigem Rumor wurden die ungeheuern Anker aufgezo- gen und — das Schiff wandte sich und stach in die See. Ich aber stand auf dem Verdecke und wankte wie ein Trunkener, der Schwindel, der Vorbote jenes entsetzlichen Zustandes, den man die Seekrankheit nennt, erfaßte mich, und der Kapitän sagte lachend:

„Armer Schelm, du mußt dem Meere deinen Einstand zahlen. Das Meer ist ohne Erbarmen.“

Ich meine, daß ich ihn zahlte! —

Wenn so der ganze Jammer über mich kam, rief ich oft aus: Ach, warum traf mich nicht eine mitleidige Kugel vor Mastricht, oder warum schlug nicht jener Soldat härter, daß ich wäre bewahrt geblieben vor diesem Höllen- zustande?

Die Matrosen lachten sich halbtot, wenn ich mich sehen ließ; daher blieb ich in meiner Hängematte.

Nur der brave Kapitän hatte Mitleid mit mir und tröstete mich mit dem baldigen Vorübergehen der See- krankheit. Das war aber ein leidiger Trost; denn es waren nun schon acht Tage vorüber und sie dauerte fort.

Ich hatte diese ganze Zeit in meiner Hängematte zugebracht und war sterbensmatt. Konnt's anders sein? Die wenigen Tage in Amsterdam und auf der Reise, an denen ich bessere Nahrung genoß, konnten meine erschöpften Kräfte nicht ersetzen und herstellen. Und nun kam wieder dieses lebenvergiftende Übel. Es war indessen auf seinem Gipfelpunkte angelangt. Allmählich wurde mir besser; und nach wenigen Tagen konnte ich auf das Ber- deck treten.

Mir wurde entsetzlich zu Mute, als ich nur Himmel und Wasser sah, aber nicht etwa aus Furcht. Es war der Schmerz nun ganz und für immer von allem getrennt zu sein, was ich liebte. Weinen durfte ich nicht, und hätt's doch so gerne gethan. Meine Arme durfte ich nicht ausbreiten gegen das Land, das dort hinter den berghoch sich türmenden Wogen lag.

Da bin ich hinabgeschlichen in meine Hängematte,

und hab' es versucht, das Herz loszureißen von allem, was es noch zu besitzen glaubte; habe Marianen mein Lebewohl zugerufen und dem guten Lüttger, meinem guten Feldprediger Götz, der nun auch verlassen war; aber gemurrt hab' ich nicht. War ich doch selber der Schmied meines Unglücks, und alles, was ich erlebt und erfahren, war aus freiem Entschlusse hervorgegangen.

Ob aber Friede in meiner Seele war, das ist eine Frage, die ich ohne weiteres mit Nein beantworten kann. Woher hätte er kommen sollen? Hinter mir lag das Glück, vor mir eine unbekannte Zukunft, vielleicht ein Leben voll Leid und Trübsal. Jenes hatte ich von mir gestoßen, dieses selbst ergriffen. Und eine langweilige Seereise ist so recht geeignet, um sich in Grübeleien zu ergehen. Zu Matrosenarbeiten war ich noch unfähig; darum lungerte ich so herum und brütete über meine Geschicke. Ich hörte Marianen: Friedel! rufen; der Schrei hallte in meiner Seele fort; ihre Arme sah ich sie ausbreiten. Ach, hatte der Werbforporal gelogen? — War sie noch frei, mich liebend und treu? Wehe dann mir! Ich hatte ihr Lebensglück zerstört und das meine.

Der Kapitän merkte den Grund meiner Stimmung und fand das rechte Gegenmittel.

„Höre Junge,“ sprach er, „du bist ein Deutscher, die sind in der Regel ziemlich gut unterrichtet. Kennst du das Rechnen und Schreiben? Könntest du mir vielleicht Schreiberdienste thun? dann wärst du besser d'ran, denn als Matrose?“

Ich weiß selbst nicht, warum ich so freudig antwortete: „Ei freilich!“ wenn's nicht die Freude war, irgend eine Beschäftigung zu finden. Das Hungern hatte

mich elend und heimwehkrank gemacht, und für die Matrosenarbeit war ich noch durchweg zu matt.

Er rief mich in die Kajüte, wie das kleine Kneipchen hieß, worin er wohnte (denn in dem Schiffe der Kompanie war alles auf die Ladung gemünzt), und dort gab er mir allerlei abzuschreiben. Da er selbst eine undeutliche Handschrift hatte, so war's ihm darum zu thun, alles reinlich und leserlich zu haben. Es war aber holländisch, und da wird alles mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Es war jetzt ein Glück für mich, daß einst unser ehrlicher Schulmeister, den wir böse Buben nur den „Alten mit der Brille“ hießen, uns auch die lateinische Schrift gelehrt hatte. Da malte ich recht die Buchstaben nach, und der edle Mann war gütig genug, damit zufrieden zu sein. Da ich's nicht verstand, so ging's freilich sehr langsam; doch war's deutlich und ich hoffte, mit dem zunehmenden Verständnis der Sprache doch auch brauchbarer zu werden, was sich denn auch später vollkommen richtig erwies. Beim Rechnen ging das Ding anders. Da fiel's mir dann wieder ein, daß ich einst Seeschiffe gerechnet hatte, und jetzt im Bauche eines solchen Ungeheuers rechnete; das rief mir die alten teuern Erinnerungen wieder hervor, und es währte ziemlich lange, bis ich wieder rechnen konnte. Auf dem Papiere waren einige blasser Flecken. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß sie von meinen Thränen herrührten. Wer den Stab über mich brechen will, der thu's! Das Herz hat ja doch auch sein Recht und bei mir machte es dasselbe gar oft geltend.

Von nun an war ich meist in des Kapitäns Kajüte, und kam nur dann und wann auf das Berdeck. Er wurde täglich freundlicher gegen mich und suchte mir das Leben

auf dem Schiffe angenehm zu machen. Abends besonders war es prächtig oben, in der herrlichen Seeluft, wenn ein kühler Wind wehte. Die Matrosen sangen Lieder, deren eigentümlich melancholische Weisen mich sehr ergriffen. Besonders merkwürdig war mir auch das Leuchten des Meeres. Wenn so das Schiff durch die Wogen strich, schien es, als ob das Wasser lauter Funken wäre. Ein langer, glänzender Streifen folgte dem Schiffe, und der Kapitän, den ich darüber befragte, sagte mir, es seien kleine Meertierchen, die in unaussprechlicher Menge in lauen Nächten die Oberfläche des Meeres bedeckten, von welchen dieser Lichtglanz ausginge. Die Sterne strahlten herrlich und, was mir wundersam vorkam, es waren ganz andere Sternbilder, als die, welche ich einst daheim gesehen, und der tiefblaue Himmel bei weitem nicht so besät mit Sternen, wie in der Heimat an der Mosel. — Ja ganze weite Strecken waren fast sternleer. Ein Sternbild stand aber wunderbar da, es war das Kreuz des Südens. Ich hab' oft zu dem hinaufgeschaut und neuen Mut und neue Hoffnung gewonnen. Das rief mir ja in die Seele hinein: „Dulde! Trage! Entbehre! Der Heilige am Kreuze duldete stille; so auch du!“

Wir waren schon weit von den Küsten Europas entfernt. Von der Linientaufe will ich schweigen, denn das dumme und rohe Wesen ärgerte mich über die Maßen; ich mußte es indessen so gut tragen und dulden, wie die zwei neuen Matrosen, die mit mir auf das Schiff gekommen waren.

Nur eines besonderen Umstandes muß ich gedenken. Seit mehreren Tagen folgte ein Haifisch unserm Schiffe nach. Es war ein greulich Untier. Alle Versuche, ihn

zu fangen, schlugen fehl. Da überfiel die ganze Mannschaft ein Schrecken. Alle schienen wie zerichlagen und sahen traurig drein, und das Wetter war doch herrlich. Kein Sturm hatte uns noch heimgesucht. Der Kapitän schenkte tüchtig Genever ein. Ich begriff das nicht; konnte übrigens auch noch nicht so viel holländisch, das Gewälch der Matrosen zu verstehen.

Dem Kapitän kam das ungelegen. Er ließ die Versuche verdoppeln, das Untier zu fangen; aber es biß nicht an.

„Er will Menschenfleisch,“ sagten die Matrosen.

Das verstand ich, aber was sie damit sagen wollten, begriff ich nicht. Ich fragte den Kapitän.

Er runzelte die Stirn und sagte: „Ich hoffe, du bist noch nicht angesteckt von dem Aberglauben der Seeleute; daher will ich dir das Unsinnige jenes Wortes erklären: Wenn der Hai an keinem Köder anbeißen will, so glaubt man, es würde bald jemand im Schiffe sterben und von dem Hai verschlungen werden.“

Ich lachte. „Soll denn das Tier ein Wissen haben, was der Mensch nicht hat?“ sagte ich.

„Freilich;“ erwiderte der Kapitän. „Wie sollte das zugehen?“

In diesem Augenblicke gab es ein furchtbares Geschrei auf dem Verdecke.

„Sie haben ihn gewiß!“ rief der Kapitän und eilte hinweg, ich ihm nach.

Aber wie erbleichte der Kapitän, als ihm alle entgegenriefen: „Jan, der arme Jan!“

Da stellte sich denn die ganze erschütternde Thatsache heraus, daß des Kapitäns Bedienter die Lockspeise an

einem Taue hinausgeworfen, aber das Übergewicht bekommen hatte und hinab in die See gestürzt war, wo er von dem scheußlichen Tiere ergriffen wurde, das pfeilschnell mit dem Unglücklichen in die Tiefe hinabschoß.

„Da seht Ihr's,“ sagte der Hochbootsmann zu dem Kapitän. „Er wollte Menschenfleisch und nun hat er's. Wir werden ihn nicht wiedersehen.“ Beiläufig gesagt, war es wirklich so.

„Dummes Zeug,“ donnerte der Kapitän. „Geht an eure Arbeit!“

Er selbst aber schritt, bleich wie der Tod, hinab in seine Kajüte und als ich zu ihm kam, saß er, noch immer bleich, in tiefem Sinnen da.

Ich setzte mich stillschweigend an meine Arbeit; aber sie wollte mir nicht recht von der Hand gehen.

„Friedel,“ hob er endlich an, „der Jan geht mir recht an die Seele. Ich hatte ihn lieb und der Mensch war treu wie Gold und diente mir schon im siebenten Jahre.“

„Glaub's,“ sagte ich, „er war ein guter Mensch.“

„Das war er,“ sagte der Kapitän und seufzte.

Dann stand er rasch auf und trat auf mich zu.

„Friedel,“ hob er wieder an: „Ich glaube, du taugst nicht für einen Matrosen!“

„Warum nicht, Herr?“ —

„Nun, daß ich dir's gerade sage, du bist nicht roh genug dazu, kannst auch die Strapazen dieses Standes schwerlich ertragen.“

Ich erschrak. — „Was soll denn aber aus mir werden, Herr?“ fragte ich nicht ohne Unruhe.

„Mein Diener, wenn du willst. Du sollst's gut

haben, Friedel, und dir soll ein besserer Lohn werden, wie du ihn als Matrose verdienen kannst. Willst du?"

Ich war überrascht. Das hatte ich nicht gedacht.

„Wenn Ihr mir das Vertrauen schenket, Herr, so will ich Euch in Lieb' und Treue ganz eigen sein. Bin ich es denn nicht jetzt schon?"

„Topp!" sagte der Kapitän, „es bleibt dabei.“

Nun zog ich in die Kajüte ein; hing meine Hängematte darin auf, und war nun ganz mit den Angelegenheiten des Kapitäns beschäftigt.

Zwar wurde ich von dem Schiffsvolke mitunter scheel angesehen, weil vielleicht mancher gewünscht und erwartet hatte, Jans Stelle einzunehmen; allein meine Stellung zum Kapitän und mein Verhältnis zu ihm gab mir so viele Gelegenheit, diesem und jenem einen kleinen Dienst zu leisten, daß ich bald besser bei ihnen stand, als je zuvor.

Bis jetzt war unsere Seereise glücklich gewesen. Der Oldenbarneveld, wie unser Schiff hieß, war ein guter Segler und ein neues, tüchtiges Schiff. Das that's freilich allein nicht, denn das hatte keinen Einfluß auf Wind und Sturm. Die Tage waren mild, mitunter heiß gewesen, die Nächte erquickend und kühl. Das Schiff segelte stets mit gutem Winde und legte mit großer Schnelligkeit weite Strecken zurück.

Ich dachte bei mir, eine Seereise sei doch so schlimm nicht, abgerechnet die Seekrankheit, die ich bis auf den Grund hatte kennen gelernt. Das äußerte ich einst gegen meinen Herrn. —

„Gott behüte uns," sagte er ernst; „aber käme ein Sturm, so solltest du wohl einsehen lernen, daß eine Seereise nach Ostindien keine Spazierfahrt ist, und die See

Lücken hat, die man ohne eigene Erfahrung nicht begreift. Unberufen zwar," fuhr er fort, „aber mir ist es, als habe der Sturm seine Grüße und Umarmungen bis in die Tafelbai aufgespart. Das Kap der guten Hoffnung hat manchem die gute Hoffnung zu nichte gemacht."

Er schwieg und ich dachte im stillen: Möge uns Gott schützen und bewahren! Schwimmen konnte ich nur so viel, als ich in der Mosel aus der Faust gelernt hatte. Das war nicht weit her, und die Haijische waren höchst unlustige Gesellen! Hatte ich es doch an dem armen Jan gesehen, wie kurz die den Prozeß machen. Übrigens waren wir schon manche Woche unterwegs trotz unseres glücklichen Segelns, und was ich hier so kurz erzähle, das hat schrecklich lange gedauert.

Nach einigen Tagen hatten wir die Gegend des Kap's erreicht. Ein Teil unserer Ladung war dorthin bestimmt, und der Kapitän hatte es sich vorgenommen, einige Zeit in Kapstadt zu verweilen, auch neue Vorräte dort einzunehmen für die Reise nach Java.

Wenn auch Besorgnis manche erfüllte vor den Gefahren des Meeres, dem wir uns nahen, so gab doch die sorgfältige Aufmerksamkeit im Dienste beruhigende Gewißheit für mich, der ich noch Landrattennatur hatte. Landratte heißen die Matrosen nämlich alle diejenigen, die nicht, wie sie, ihr ganzes Leben auf der See zubringen. Mich nannten sie auch so, aber ihr anfänglich großer Unwille gegen mich war längst einer wohlwollenderen Gesinnung gewichen.

Eines Abends blitzte es heftig im Westen. Ein Gewitter war im Anzug und bald brüllte es oben und kochte es in der Tiefe so, daß ich wenige Minuten später

einen Begriff von einem Sturme erhielt. Die See ging so hoch, daß die Wellen Bergen glichen. Wir wurden in die Höhe geschleudert und wieder hinab in die greuliche Tiefe. Ich konnte nicht stehen in der Kajüte, wo alles, was nicht niet- und nagelfest war, umherkollerte. Die Planken des Schiffes ächzten, und alle Minuten glaubte ich, es müsse bersten. Dabei heulte der Sturm grauenhaft.

Mit einem Male hörte ich über mir ein schreckliches Krachen und einen Schlag, der das Schiff furchtbar erschütterte.

Wenn ich auch nicht mit meinem Mute prunken will, so darf ich doch sagen, daß ich für gewöhnlich nicht leicht zitterte; aber hier, auf dem wütenden Elemente unter mir, welches kämpfte mit dem über mir, bebte doch mein Herz. Ich empfahl meine Seele Gott und eilte hinauf.

Welch ein Schauspiel! Der Mast war geknickt wie ein Strohhalbm, und bereits gekappt und über Bord geworfen; aber was noch schlimmer war, vier Matrosen brachten eben meinen Herrn getragen, dem der rechte Arm zerschmettert war, und legten ihn unweit der Luke, durch die man auf das Verdeck stieg, nieder. Ich lief zu ihm, wäre aber fast selbst über Bord geschleudert worden von dem Sturme.

„Armer, guter Herr!“ rief ich, „was ist Euch?“

„Nichts,“ sagte der heldenmütige Mann. „Geh' hinab,“ fuhr er fort, „und nimm das Kästchen rechts von der Koie. Bring' es hierher.“

Ich stürzte hinab, aber kaum konnte ich noch in die Kajüte; denn das Wasser stieg im Raume mächtig empor.

Als ich das Kästchen hatte, mußte ich schon bis an die Arme im Wasser gehen.

„Das Schiff ist leck!“ rief ein Matrose.

„An die Pumpen!“ donnerte der Kapitän.

Ich stellte das Kästchen bei ihm nieder und wußte nicht, was ich beginnen sollte.

„Fort an die Pumpen!“ befahl er.

Ich gehorchte augenblicklich.

Wir arbeiteten rastlos; aber der Sturm blieb sich gleich und das Wasser stieg.

„Schaluppe los und in See!“ befahl der furchtbar Leidende.

Es geschah. Er wurde hineingetragen, die Mannschaft folgte; wir drückten ab, und die Schaluppe wurde in die See geschleudert. —

Immer noch brüllte der Sturm im Wettkampfe mit dem rollenden Donner in gleicher Kraft fort.

Unsere Schaluppe wurde wie eine Nußschale umhergeworfen. Dann und wann erleuchtete ein Blitz aufs gräßlichste die Umgebung. Der Schaum der Wellen leuchtete grauenhaft im Lichte des Blitzes. Noch sahen wir das Schiff, das aber immer tiefer sank. Ein zweiter Blitz — es war gesunken.

Es war indes, als ob der Sturm mit diesem Opfer befriedigt wäre. Er hörte allmählich auf; aber nicht das schreckliche Wogen des Meeres. Es war eine Nacht, wie ich keine zweite erlebt habe.

Als der Morgen endlich tagte, sahen wir den Tafelberg, und unser geschickter Steuermann führte uns gegen Abend glücklich in den Hafen der Kapstadt.

Der Zustand meines Herrn war entsetzlich. Das Wundfieber hatte den höchsten Grad erreicht.

Schnell kamen Ärzte. Er wurde in das Lazarett gebracht und ich folgte ihm. Ich habe die Gesichter der Ärzte studiert. Sie waren sehr bedenklich. Als sie berieten, verstand ich das furchtbare Wort: Amputation. Es blieb nichts übrig, wenn er sollte gerettet werden, als — den Arm abzunehmen, denn soviel will das fremde Wort: Amputation sagen, das ich schon im Lager vor Mastricht und im holländischen Lazarett in dieser Stadt kennen gelernt hatte.

Der Leidende war noch immer im Fieber und redete irre. Unaufhörlich rief er dem Steuermann, erteilte seine Befehle und jammerte über den Verlust des Mastes und dergleichen, namentlich aber darüber, daß die kostbare Ladung der Kompanie in Gefahr sei und sein lieber, treuer Oldenbarneveld, sein Schiff nämlich, mit dem er schon manche Seereise gemacht habe, unheilbar leck sei, das heißt, ein Loch habe, durch welches das Seewasser eindrange.

Die Operation ging vor sich mit großer Gefahr, aber glücklich. Der große Blutverlust machte den armen Kapitän völlig kraftlos. Gegen Morgen schlief er ein oder vielmehr, er versank in einen dumpfen ohnmächtigen Zustand.

Da saß ich an dem Bette voll tiefen Schmerzes über das Los meines Herrn und weinte Thränen des Mitleids. Alles, was ich erlebt in letzter Nacht, dünkte mir nichts gegen das, was ihn betroffen. Ein so wichtiges Glied zu verlieren, ist entsetzlich! Starb er, was wurde dann aus mir, hier in dem fremden Lande, ja in dem fernem Weltteil, ohne irgend eine Habe, als meine Kleidung, ohne Bekannte, ohne Aussicht auf ein ehrlich Fortkommen?

Schwarz lag die Vergangenheit hinter mir, schwärzer lag die Zukunft vor mir. Da hab' ich mich denn in den stillen Nächten, die ich an dem Krankenbette durchwachte, niedergeworfen auf meine Kniee und habe aus tiefster Seele zu dem Herrn gebetet, der gesagt hat: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen! Und durch das Gebet ist mir's gewiß geworden, daß mein teurer Herr nicht sterben werde.

Und wirklich Gott verließ mich und meinen armen Herrn nicht. Mit Heldenmut hat er sein Geschick ertragen. Der Eifer der Ärzte, seine gesunde Natur, meine aufopfernde Pflege — denn kein Schlaf kam über meine Augen in sieben Nächten — alles wirkte zusammen, daß die Heilung günstig fortschritt. Die vornehmen Holländer wetteiferten, dem Kranken ihre Teilnahme zu bezeugen. Nicht wenige wollten ihn in ihre Wohnungen nehmen; aber die Ärzte gaben es nicht zu, daß er solcher Erschütterung ausgesetzt werde. So blieben wir im Lazarette, bis mein Herr nach vielen Wochen wieder außer dem Bette sein konnte.

Jetzt erst fragte der Kapitän nach dem Kästchen, nach seinen Leuten. Ersteres war in Sicherheit. Es stand unter seinem Bette, und letztere waren von der Regierung versorgt. Sie kamen alle Tage, nach dem Kapitän zu fragen; denn sie hatten ihn lieb, wie ich. Auch genas er endlich ganz. Die Liebe seiner Leute that ihm sehr wohl; aber, als er hörte, daß ich Tag und Nacht nicht von ihm gewichen sei, als die Ärzte ihm sagten, wie ich manchmal weinend sie gefragt, wie es stehe, da wußte er gar nicht, wie er mir's danken sollte.

Jetzt zogen wir aus und mieteten ein Landhaus, das

herrlich gelegen war. Wir hatten die Aussicht auf das Meer und die Stadt. Ein Garten mit Bäumen, Pflanzen und Blumen umgab es, wie ich ihn nie gesehen hatte. Da hab' ich gestaunt über die Palmen, die Kokosnüsse und hundert andere Dinge, über die Tiere und — Menschen. Alles war fremd, wunderbar und staunenswert.

Ja, dachte ich oft, wenn so ein Neger, schwarz, wie der Teufel auf dem Bilde in unserer Kirche, in meinen Geburtsort oder in so ein Mosler Dorf käme, meiner Treu! alles ließe davon. Mich selbst überließ' ich eiskalt, wenn so einer mich ansah mit den gressen Augen, deren Weiß so entsetzlich gegen die Farbe der Haut abstach, oder den breiten häßlichen Mund aufthat, und die schneeweißen Zähne wies.

Ach, wie gewöhnt sich aber der Mensch an alles! Bald erschien mir das alles nicht mehr fremd, ich gewöhnte mich daran, wie auch an die sengende Hitze, die einen fast briet, an die veränderte Lebensweise, an die fremden Speisen und Früchte — an alles, was mich umgab und ich blieb, Dank dem Herrn! allezeit frisch und gesund dabei.

Nur eins beugte mich, die Traurigkeit meines Herrn, die nichts verscheuchen konnte. Er war ein steinreicher Mann. Lieber Gott, soviel Geld, glaubte ich, hätte die Welt nicht, als er allein besaß, und ich wußte doch, daß er in Holland auch noch Güter hatte, und allein in der Welt stand. Es war aber auch nicht die Sorge um das Fort- oder Auskommen, was ihn drückte, sondern der Umstand, daß er jetzt nicht nur untauglich zum Seedienste war, sondern nicht einmal mehr sich selber etwas thun, nicht einmal mehr schreiben konnte. Für einen Mann in seinen

Jahren, für einen Mann, der den Seedienst liebte und stets an eine angestrengte Thätigkeit gewöhnt war, mußte es auch recht hart sein, sich so plötzlich aus seinem Berufe herausgeworfen und unfähig zu sehen, ihn je wieder antreten zu können. Dadurch, daß ihm der rechte Arm fehlte, war er recht hilflos und unfähig zu jeder Arbeit geworden. Das beugte ihn tief. So groß auch mein Mitleid mit ihm war, denn ich liebte ihn von ganzem Herzen und er verdiente solche und noch größere Liebe, so will ich's doch nicht verhehlen, daß unser Unglück eine Seite hatte, die mir gar nicht unlieb war, die nämlich, daß die See nicht mehr unter meinen Füßen war, sondern Gottes fester Erdboden. Seit der letzten Erfahrung hatte ich für immer satt an der See. Nur noch einmal hätte ich mir's gefallen lassen, ein Schiff zu besteigen, dann nämlich, wenn's heim, nach Europa, gegangen wäre.

Jetzt wurde ich meinem Herrn erst recht unentbehrlich. Ich war sein Diener, sein Schreiber, sein Kassierer — in Summa, sein Alles. Aber mit wie viel Liebe behandelte er mich auch! Keine Stunde durfte ich mich von ihm trennen. Ich bot alles auf, ihn zu erheitern, allein das gelang nicht. Von der Zeit hoffte ich viel. Ich selbst hatte es ja erfahren an mir, was sie vermag; wie sie die herbsten Wunden im Innern allmählich verharschen läßt; wie sie den Menschen verändert, an neue Umstände gewöhnt, und am Ende ihn glauben macht, es sei halt immer so gewesen.

Oft noch flogen zwar meine Gedanken über das Weltmeer hin, zu dem Schauplatz meiner Jugend; die Träume meines Lebens kehrten wohl auch hier wieder; ein Bild, das nie aus meinem Innern vertilgt werden konnte, stand

im Wachen und im Schlafe auch hier vor meiner Seele, meine Seufzer galten auch hier der Vergangenheit. Aber die Sorge für meinen lieben Herrn ließ keinen Trübsinn in mir aufkommen. Arbeit ist und bleibt das beste Arzneimittel für den, der an einem innern Gebreite laboriert.

Das war's, was meinem Herrn fehlte. Sein Hinbrüten war die Folge des Mangels an Arbeit. Die Langeweile plagte ihn bis zur Unausstehlichkeit; doch sagte er nichts, klagte auch nicht. Wußte er's etwa selbst nicht, was ihm fehlte? Mir kam's fast so vor. Ich sann, wie ich es ihm beibringen sollte.

Einſt beſuchte er einen benachbarten Gutsbeſitzer. Ich war mit ihm. Auf dem Gute beſah er die Gärten, die Pflanzungen, die Weinberge, die den edelſten Wein bringen, den unvergleichlichen Constantia, die Herden, und freuete ſich aller dieſer mannigfaltigen Zeugniſſe eines bewegten, thätigen Lebens.

Als wir heimfuhren, brachte ich das in Erinnerung, und meinte, der Herr müſſe doch wohl recht viel Arbeit haben.

„Das iſt kein Glück,“ ſagte mein Herr; „denn das Leben wie ich es führe, iſt eine Laſt, eine Plage, die mit jedem Tage drückender wird.“

„Was hindert Euch, Herr, es eben ſo zu haben?“ fragte ich ihn kecklich.

Er ſah mich erſtaunt an und ſchwieg einige Augenblicke; dann ſagte er: „Du haſt recht, Friedel; man muß arbeiten, um zufrieden zu ſein: aber mir fehlt der rechte Arm.“

„Macht mich dazu!“ ſagte ich, froh, daß der Gedanke doch gezündet hatte.

Er lächelte. „Bist du nicht meine rechte Hand?“ fragte er mich. „Thust du nicht alles für mich in unermüdlichem Eifer? Darf ich dir denn noch mehr aufbürden?“

„Herr,“ rief ich, „ich bin jung, gesund, stark. Was ich thue, ist Kinderspiel. Ich fühle keine Last und keinen Druck. Ihr schonet mich noch zu viel. Legt mir mehr auf, fordert Schwereres von mir, daß ich Euch zeigen kann, wie lieb ich Euch habe!“

Es war Wahrheit was ich sagte. Es strömte so aus meinem Herzen hervor.

Er stand eine Weile abgewendet; dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte:

„Blexem! Du hast recht. Es ist so. Du hast mir's abgelauscht, was mir fehlt. Wir wollen uns Sklaven kaufen und ein Landgut dazu und tüchtig arbeiten.“

Einige Tage später ritten wir über Land, ein Gut zu besehen. Es war etwa drei Meilen von unserm Landhause entfernt. Seine Lage war fast dieselbe, wie die unseres Landhauses. Die Bai lag vor uns, dort wie hier. Ein Wäldchen schloß sich an das Haus an von Palmen, Kokosnußbäumen, Orangen und andern edlen Frucht bäumen. Vor dem Hause war ein Garten. Eine herrliche Quelle bot überreiches Wasser. Acker, Wiesen, Weide — alles um das Haus herum — ließen kaum etwas zu wünschen übrig. Der Besitzer ging nach Holland. Sklaven, Herden, Schiff und Geschirr, alles war feil.

Der Kauf wurde um eine bedeutende Summe abgeschlossen. Wir zogen ein.

Da gab's denn mehr zu thun, als an der Mosel die Pfanne um die Fastnacht zu thun hat. Es mußte alles eingerichtet, beschaut, geordnet werden.

Für mich war es ein herzerreißender Anblick, die Schwarzen zu beobachten, die überall Zeichen an sich trugen, wie die Peitsche des Sklavenaufsehers gearbeitet hatte. Dieser Kerl rühmte sich seiner unmenschlichen Strenge mit einem Lachen, das aus des Teufels Munde nicht entseßlicher klingen könnte.

Ich sah meinen Herrn an.

Er runzelte die Stirne, eine Glut überdeckte sein Antlitz und der Donner seiner Stimme wurde laut:

„Fort mit dir, Unmensch! Nicht eine Minute sollst du länger hier dich aufhalten, wo du es wagen magst, dich deiner Schandthaten zu rühmen.“

Bleich wie eine Leiche schlich der Kerl davon; aber die Sklaven fielen nieder vor dem Herrn und riefen: „Dank Massa, Dank!“ Massa heißt in ihrer Sprache: Herr. —

Für sie ging aber auch jetzt ein neues Leben auf. Sie wurden nun menschlich behandelt, und siehe da, ihre Arbeit ging ganz anders von statten. Da ich alle Schritte der Aufseher überwachte, konnte keine Grausamkeit verübt werden. Mein Herr lebte neu auf. Er hatte jetzt, was ihm bis jetzt gefehlt, Arbeit und einen Lebenszweck.

Und ich? Ich that meine Pflicht und war zufrieden, wenn auch im Innern oft die Trauerglocken läuteten.





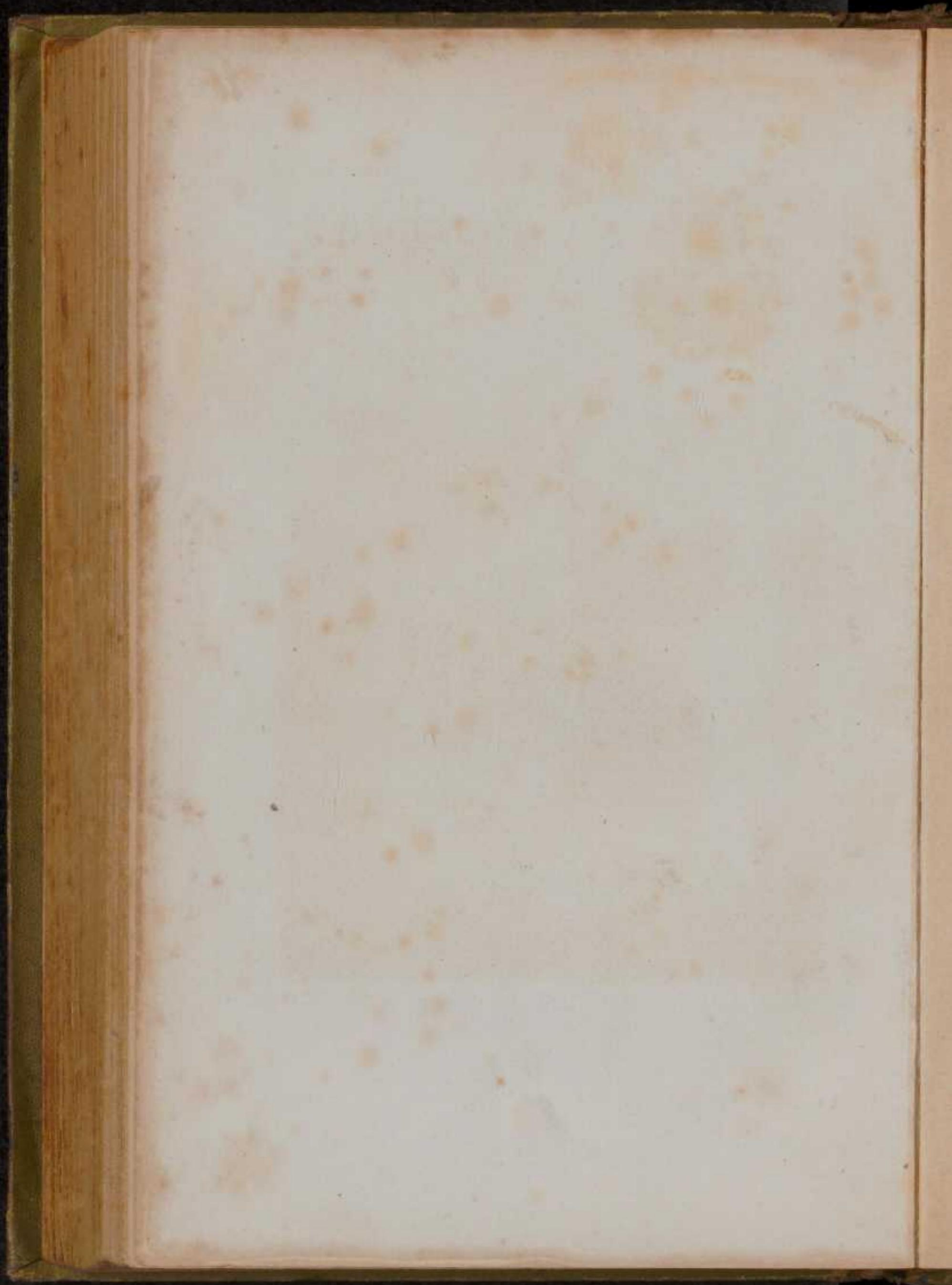
Nach der Heimat möcht' ich wieder,
Wo der Frühling mir gelacht;
Und in heim'scher Erde ruhen,
Kommt sie einst, die dunkle Nacht.
Schon senkt sich der Abend schneller,
Einz'ne Sterne schimmern hell. —
Laß uns nicht mehr länger zaudern,
Denn die Nacht ereilt uns schnell!
Lied.

11.

Ws ist doch um das Herz eine seltsame Geschichte! Man nennt das Heimweh wohl kindisch; aber ist das nicht ein Frevel an dem schönsten Gefühle? Fünfzehn Jahre waren uns hingeflossen. Kapitän Steenbock, mein Herr, der mich wie einen Freund, ja wie einen Bruder liebte, war in dieser Zeit recht alt geworden. Wie bei einem alten Soldaten das **W** allemal nach dem **B** kommt und die Strapazen nicht unterlassen ihre Folgen zu bringen, so ist's auch bei einem alten „Seehunde“ — um mich des Ausdrucks zu bedienen, den mein guter Herr meist gebrauchte, wenn er von seinem Stande sprach. Was er erlitten, wußte ich aus seinen Erzählungen, wenn wir im Lichte der untergehenden Sonne auf der Terrasse saßen unter den schirmenden Blättern einer großen Palme und unsere Pfeife rauchten und Thee tranken.



Verlag von Stephan Goebel in Altenburg



Es war wohl schwer, was er erduldet in den vielen Gefahren seiner Seereisen, unter Stürmen und bei zweimaligem Schiffbruch. Die Folgen davon blieben nicht aus in den alten Tagen, ganz abgesehen von dem Verlust seines Armes, dessen Stumpf ihn oft heftig schmerzte. Sicht plagte ihn entsetzlich, und die Gebrechlichkeiten des kommenden Alters waren eine schlimme Zuthat. Da war ich denn gar oft Krankenpfleger bei ihm, und er sagte oft wehmütig: „Friedel, das Alter ist eine schwere Krankheit, an der wir sicher sterben. Ich glaube, daß ich mich bald segelfertig machen muß, weil der Tod die Anker meines lecken Wracks lichten will.“ Wohl suchte ich ihm das auszureden; aber er blieb, wie der Kuckuck, auf seinem Niede. „Was ist's auch weiter?“ sagte er. „Dich zu verlassen, thut mir alleine weh. Wie du niemanden mehr in der Welt hast, so stehe auch ich mutterseelenalleine da. Wir zweie gehören einander allein an. Nicht wahr?“ Er reichte mir seine linke Hand, die ich, tief bewegt, drückte, dabei sah er mich mit einem Ausdrücke der Liebe an, den ich kaum zu beschreiben imstande bin.

Es war einmal im hohen Sommer, an einem schönen Abende, daß wir wieder auf der Terrasse unter der Palme saßen und die blauen Wolken hinausbliesen in den erfrischenden Seewind, der uns Kühle brachte. Er war ziemlich wohl und seine Seele heiter; denn er sprach davon, alle seine Sklaven frei zu geben.

Da segelte ein stolzes Schiff aus dem Hafen hinaus. Es tanzte leicht auf den Wellen; die Wimpeln flatterten lustig; die Segel waren voll und der Gruß der Kanonen schallte mächtig zu uns herüber.

„Sieh, das schöne Schiff!“ sagte er zu mir. „Alle-

mal, wenn ich ein Schiff sehe, regt sich die alte Lust wieder. Ich möchte noch einmal ein Schiff befehligen! Wie heißt das Schiff und wohin geht's?"

„Ich war gestern im Hafen, wie Ihr wisset,“ sagte ich. „Es heißt „Oranien“ und geht nach Rotterdam.“

Sein Auge strahlte da in eigentümlichem Lichte. Es war, als ob eine wunderbare Veränderung in ihm vorgegangen wäre bei diesem Namen. Doch schwieg er, und sah dem Schiffe nach, bis es im Dunkel der Nacht verschwand, die sich auf Meer und Land legte.

„Wollt Ihr nicht in das Haus gehen,“ fragte ich ihn, „da die Kühle Euch schaden könnte?“

„Nein,“ sprach er kurz; aber nach wenigen Minuten hob er wieder an: „Friedel, wenn du nicht lachen willst über das alte Kind, das bei dir sitzt, so will ich dir gestehen, daß das Schiff — mir das Heimweh gebracht hat!“

„Wie, Herr?“ rief ich aus.

„Ja; ich folgte seinem Kielstrich, und mir ist's, als riefte es mir zu: „Komm mit zur heimischen Erde, daß du einst ruhest, wo deine Väter ruhen in geweihter Erde!“ Während ich schwieg, war mein Herz tief bewegt. „Der Gedanke steht fest, wir schiffen heim, nach Holland, dort will ich sterben.“

Auch mich durchdrang ein eigentümlich Gefühl; auch in mir regte der Gedanke meines Herrn den Wunsch an, wieder die Küsten Europas zu sehen. Die Übereinstimmung war wunderbar und doch natürlich.

„Thut, was Ihr für gut haltet,“ sagte ich. „Wohin Ihr geht, gehe auch ich, das wißt Ihr, Herr.“

„Gehst du nicht gerne nach der Heimat, Friedel?“

„Ich habe keine, Herr,“ sagte ich mit einem tiefen

Seufzer. „Was ich liebte, ist verloren. Ich stehe allein in der Welt.“

„Das sollst du nicht,“ sprach er, „so lange ich lebe; denn meine Heimat ist auch die deine und du weißt, wie ich gegen dich denke.“

„Herr, verzeiht,“ rief ich, „so meinte ich es nicht. Vater und Mutter sind tot, Geschwister habe ich nicht. Mein Vaterhaus ist in fremden Händen, und in dem Orte meiner Geburt kennt mich niemand mehr. Weder Herzen noch Habe sind dort für mich.“

„Davon hast du mir nie etwas gesagt,“ fiel er mir in die Rede. „Erzähl' mir doch 'mal deine Lebensgeschichte.“

Wir gingen in das Haus, und ich mußte erzählen. Er hörte mir aufmerksam zu, und sagte dann: „Du bleibst bei mir, so lange ich lebe, und ruft mich heute oder morgen der Herr ab, so sollst du auch keinen Mangel leiden; aber jetzt laß uns ernstlich daran denken, daß wir das Landgut verkaufen. Morgen frühe fahren wir nach der Kapstadt. Bestelle alles genau.“

Wir fuhren am andern Morgen früh in die Kapstadt. Kapitän Steenbock ging zum Generalfiskal. Die Unterhandlung dauerte mehrere Stunden, aber er kehrte heiter zurück, schwieg jedoch über den Erfolg. Wir fuhren darauf zu einem öffentlichen Notar, und mit diesem zum ersten Präsidenten des Kapgerichts. Auch hier währte es sehr lange.

Ich weiß nicht, daß ich meinen Herrn je heiterer gesehen habe. Abends kehrten wir heim. Er ließ die Sklavenaufseher kommen, und alle Sklaven auf den Morgen des andern Tages bestellen.

Ich dachte mir wohl, er habe etwas Wichtiges vor; aber es fiel mir doch sehr auf, daß er so stille schwieg.

Als nun der Morgen kam, waren alle Neger versammelt. Er trat unter sie und verkündete ihnen ihre Freiheit, schenkte ihnen ihre Wohnungen nebst Ländereien, die sie vor Not schützten und sagte dann, als der Jubel aufwirbelte und die armen Neger sich vor ihm niederwarfen und seine Füße umflammerten: „Laß uns gehen, Friedel, denn das Schauspiel bewegt mich tief.“ Wir eilten in das Haus, allein es half nicht, sie stürmten uns nach und es war herzergreifend, wie glücklich sie sich fühlten.

Noch bis tief in die Nacht hörten wir den dumpfen Ton des Tamtam (eine Art von Trommel), nach dem sie tanzten, und die lauthallenden Töne der Pfeife.

Die Sklavenaufseher, obwohl sie, reich beschenkt, entlassen wurden, zogen wunderbare Gesichter, und meinten, das sei eine unkluge Handlung, denn Mynheer Steenbock würde an dem Gute verlieren.

Ich war anderer Meinung und fand sie gerechtfertigt. Das Gut war in blühendem Zustande und immer noch herrlich abgerundet in seinen Ländereien; denn Mynheer hatte den Negern das Feld in der entferntesten Lage gegeben, wohin nun ihre Wohnungen gebracht wurden. Es waren hölzerne Häuschen, die man leicht transportieren konnte. Dort bildeten sie ein Dörfchen, das die Neger Steenbock nannten, aus Dankgefühl gegen ihren größten Wohlthäter. Das war ein recht reicher Lohn für den edeln Mann. „Was liegt mir daran,“ sagte er, „ob ich gewinne oder verliere. Wir zwei, du, Friedel, und ich, haben keine Not zu befürchten.“

Durch die Vermittlung des Notars wurde das Gut

verkauft, und Kapitän Steenbock erhielt seine Ankaufssumme vollständig wieder, was er gar nicht erwartet hatte.

Drei Wochen später räumten wir das Gut, um nach der Kapstadt zu ziehen. Alle freien Neger kamen, um unter Thränen Abschied zu nehmen; sie weinten wie Kinder, deren Vater für immer scheidet. Sie riefen alle Segnungen auf ihren guten Massa herab.

„Ach,“ sagte mein Herr, „wie segne ich den Gedanken! Nun bleibt mein Andenken in Segen, wenn ich auch längst ferne oder unter der Erde bin!“

Dessen konnte er gewiß sein. Mich rührte die Dankbarkeit der Neger tief. Ob ich aber so froh schied, als ich vor fünfzehn Jahren geschieden wäre? — Ich glaube — nein. Mir war wohl hier gewesen; ich hatte gute, schöne Tage verlebt. Mein reichlicher Lohn war zu einem schönen Kapitälen angewachsen, denn ich brauchte nichts und konnte alles sparen. Die reichen Geschenke meines gütigen Herrn befriedigten vollauf meine kleinen Bedürfnisse. Jenseits des Meeres hatte ich nichts mehr zu hoffen, und hier war mir das Leben angenehm, die Beschäftigung erfreulich. Und doch — die Liebe zur Heimat spielte ihre Rolle auch in meinem Herzen. Ich riß mich los. Ging doch mein Herr mit mir, ohne den ich nicht mehr sein konnte. Wie einen Diener behandelte er mich nicht mehr, seit wir gescheitert waren. Ich war in Wahrheit sein Freund geworden, meine Nähe ihm Bedürfnis. Ich kannte ja aber auch alle seine Bedürfnisse, seine Wünsche. Er that nichts, ohne mit mir zu Räte zu gehen, und wo er mir eine Freude machen konnte, da geschah es; wo er mir einen Wunsch abzulaufen vermochte, da wurde derselbe auch erfüllt, wenn es irgend möglich war.

Etwa vierzehn Tage noch blieben wir in einem befreundeten Hause der Kapstadt; dann schifften wir uns auf einem zurückkehrenden Indiensfahrer ein.

Diesmal hatte die Seefahrt ein größeres Interesse für mich. Da hab' ich mit meinem Kapitän geplaudert und geraucht. Wir waren die einzigen Deutschen an Bord, und niemand verstand uns, wenn wir nicht auch mitunter holländisch sprachen.

Es war höchst komisch, aber bereitete Wijnheer Steenbock großen Verdruß, daß er jetzt, so gut wie ich, von der leidigen Seekrankheit heimgesucht wurde.

Sein Grimm darüber machte mich, trotz meiner eigenen Leiden, herzlich lachen.

„Bin ich denn eine Landratte geworden, ich alter Seehund?“ rief er zornig aus. — „Hab' ich nicht genug Tribut an das Meer bezahlt, da ich als Midshipman eintrat?“

Der Kapitän des Schiffes, ein Urbild holländischer Trägheit und Fettäigkeit, ein Mensch, so dick wie eine Wassertonne, tröstete ihn, aber das half nichts. Und je zorniger er wurde, desto heftiger waren die Anfälle.

Es ist ein gar leidiger Trost im Elend, daß man es nicht alleine trage — und doch liegt einer wenigstens darin, daß man nicht allein — ausgelacht wird.

Auch dieser grenzenlose Jammer ging vorüber und nun wurde die Seefahrt angenehm. Wir angelten am Steuerbord; wir rauchten und tranken Thee, und machten unser Tarockspiel. So gingen die Tage und Wochen herum bis der Matrose im Mastkorb sein Oranje bove rief und der dunkle Streifen am Horizonte sich als die Küste Altniederlands zu erkennen gab.

Unsere Reise war von keinem Ungemach begleitet gewesen. Kein Sturm hatte uns heimgesucht, kein Hai-fisch hatte Menschenfleisch gefordert.

Nichts gleicht der Freude, die der Kapitän Steenbock empfand, als er den festen Boden seines Vaterlandes wieder unter seinen Füßen fühlte. Er glich einem glücklichen Kinde, dem der liebste Wunsch gewährt worden ist.

Wir kamen in Amsterdam an.

Als wir über die Prinzengraacht gingen, blieb er unter dem Balkone des Hauses stehen, wo mich der Hunger und die Mattigkeit niedergeworfen hatten. Mich überwältigten hier die Erinnerungen fast. Meine Seele erhob sich dankend zu Gott, der jenes Leiden zum Morgen eines schöneren Lebens werden ließ.

Ich faßte Wynheers Linke und drückte sie mit tiefem Gefühle. Auch er war bewegt.

„Das war ein gesegneter Augenblick,“ sagte er, „denn der liebe Gott wußte, als er mir dich zuführte, daß ich in dir meinen rechten Arm finden würde, wenn ich den meinigen verlieren sollte.“

Er zog die Klingel an dem Hause.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte ich.

„Nun das wirst du sehen,“ war seine Antwort.

Es wohnte da ein reicher Banquier, bei dem er seine bedeutenden Gelder angelegt hatte.

Als wir oben waren, stellte er mich als seinen Freund Friedel vor, und ich genoß, nicht ohne Verlegenheit, einer großen Auszeichnung.

„Erinnert Ihr Euch noch, Wynheer Kuisbroeck,“ sagte er, „daß vor etwa sechzehn Jahren einst hier unten

ein gefangener Franzose ohnmächtig wurde vor Hunger und Elend?"

„Wahrhaftig!“ gurgelte der Wynnheer Kuisbröck, „ich erinnere mich noch. Ihr nahmt Euch seiner freundlich an.“

„Richtig,“ sagte der Kapitän.

„Ich nahm ihn als Matrosen mit auf den jetzt gesunkenen Oldenbarneveld; dann wurde er, als ein Halunke von Hai meinen Jan in die Tiefe des Meeres nahm, um ihn zu verspeisen, mein Diener, dann mein Wohlthäter, als es mich den Arm da kostete, dann der treue Genosse meines einsamen Lebens und mein treuester Freund.“

„Und den habt Ihr am Kap gelassen?“ fragte Kuisbröck.

„Nein,“ sagte Steenbock, „ich könnte nicht mehr ohne ihn leben. Ich habe mir ihn mitgebracht. Hier ist er, Herr Friedel!“

„Bleyem!“ sagte Herr Kuisbröck, strich sich über den Bauch und reichte mir die fettgepolsterte Hand.

„Ich freue mich, Euch kennen zu lernen, Herr Friedel!“ sagte er gutmütig und freundlich.

So zeichnete mich der gute Kapitän überall aus. Ich hatte mich schon in Rotterdam nach der neuesten Mode kleiden müssen, und er duldete es nicht mehr, daß ich vor den Leuten in der Stellung des Bedienten erschien. Er nahm meine Dienstleistungen alle zwar hin, aber er dankte mir besonders dafür, so daß sie lediglich als Äußerungen fürsorglicher Liebe erschienen.

„Was meinst du, Friedel,“ sprach er eines Tages, „sollen wir uns hier niederlassen, oder sollen wir den Sommer auf dem Lande zubringen und den Winter in der Stadt?“

„Macht's wie es Euch gut dünkt, Herr!“ sagte ich.
„Mir steht hier keine Meinung zu.“

Er stampfte mit dem Fuße auf, und rief ärgerlich aus:

„Blexem! willst du nicht endlich einmal deine Bedientenrolle aufgeben? Ich habe dir gesagt, daß das ein Ende haben muß. Du bist mein Freund, mein treuer Freund, und als solcher sollst du reden, oder wir trennen uns, und dann wollte ich, ich stürbe heute noch.“

Ich sah ein, es war sein Wille. Ich mußte mich fügen, obwohl ich mir es nicht nehmen ließ, alles für ihn zu thun, wie früher auch, und es nicht litt, daß er einen Bedienten annahm. So entschied ich denn für die Wohnung auf dem Lande für den Sommer. Er wußte es endlich auch dahin zu bringen, daß er für uns beide einen Bedienten nahm.

„Wohlan!“ jagte er eines Tages, „morgen reisen wir auf unser Gut.“ Und am andern Morgen frühe stand ein Wagen da, den er gekauft hatte, und wir fuhren hinaus auf das Gut.

In einer reizenden Gegend am Gestade des Zuyder Sees lag das Gut Steenbocks. Ein schöner Park mit prachtvollen Bäumen umgab im weiten Bogen das stattliche Gebäude, das von Gärten umschlossen war. Zur Seite lagen die Wohnungen und Ökonomiegebäude der Pächter, zweier betriebamer Mennoniten aus der Gegend von Krefeld. Das Ackerland nebst den herrlichsten Wiesen lag beisammen, und war von einer dichten Hecke rings eingeschlossen, die sorgsam beschnitten war. Die Gärten vor dem Wohngebäude zogen sich bis gegen den See hinab, der eine Bucht bildete, in welcher ein großes reich geschmücktes Boot schaukelte.

Wenn auch das Gut hier keinen Vergleich aushielt mit dem am Kap; wenn auch jene Pracht der Natur fehlte, die sich dort überall gezeigt hatte, hier hatte alles vaterländische Art. Es heimelte an, während man dort staunend stand und bewunderte.

Ich war entzückt, und Steenbock freute sich, weil er meine Freude sah. Das wichtigste im Hause aber war mir eine herrliche Bibliothek, in welcher auch das Beste der deutschen Litteratur sich befand. Am Kap hatte ich nur Holländisches gelesen, als ich einmal der Sprache mächtig geworden war. Hier konnte ich einmal meine Leselust völlig befriedigen.

Auch Steenbock freute sich dieser Schätze und genoß sie; aber sein Auge verlor an Kraft. Ich mußte vorlesen, und that es mit Freuden. Aber welche Erinnerungen weckte das in mir! Jene Zeiten traten oft als liebliche Gebilde vor meine Seele, da im kleinen Stübchen des Vaterhauses abends gelesen wurde. Wie wurde mein Herz bewegt, als ich in der Büchersammlung — den Siegwart fand, jenes Buch, das über die seligsten Tage meiner Lebenszeit seinen poetischen Zauber ausgebreitet hatte! Da kamen alle die Bilder wieder aus jenen Tagen, und Mariane stand vor meiner Seele im vollsten Zauber ihrer jungfräulichen Schönheit.

Ich fühlte es wohl, ich durfte diesen Träumen keinen Raum in meiner Seele geben, ohne daß noch jetzt, nach vielen Jahren, meine Ruhe wäre getrübt worden. Sie war mühsam errungen, und die Schule des Lebens hatte sie mir befestigt. Ich durfte sie nicht wieder mutwillig zertrümmern. Ich stellte den Siegwart wieder an seine Stelle und ging hinab in den Garten, wo ich mich in

das Boot setzte und eine Fahrt machte, die mich zerstreute.

Wo ist die Ruhe, die nicht einmal von Stürmen unterbrochen wird? Aber kehrt sie, wenn es gestürmt hat, nur wieder, und mit ihr die Heiterkeit der Seele, so leidet doch das Leben nicht darunter, wir nicht selber, und andere nicht. Meine Ruhe kehrte wieder.

Wir lebten ein schönes, stilles Leben einer freundschaftlichen Gemeinschaft, wie sie selten wohl im Leben stattfindet. Ich darf diese Tage mit Recht und Fug die glücklichsten meines späteren Lebens nennen.

Was mir indessen vielen Kummer zu bereiten begann, war die Bemerkung, daß meines lieben Herrn und Freundes Leiden sich mehrten, daß der Einfluß des Klimas auf ihn ein verderblicher war. Er wollte das nie Wort haben, aber ich nahm es nur zu deutlich wahr.

Mit dem Herbst gingen wir nach Amsterdam und genossen die Winterfreuden dort, wo gesellschaftlich freilich ganz andere Genüsse uns zu teil wurden.

Einst nahm mich Steenbock ins Gebet.

Er hätte es gern gesehen, wenn ich — geheiratet hätte. Der reiche Kuisbröck hatte eine Tochter, ein Mädchen von freundlichem Äußeren und gebildetem Geiste. Er schlug sie mir vor.

„Was denkt Ihr, Wijnbeer?“ jagte ich ernst. „Wird die Tochter des Millionärs mir ihre Hand reichen wollen? Mir, dem armen, unscheinbaren Menschen?“

„Was, arm!“ rief er. „Sind wir nicht Freunde, Brüder? Was mein ist, ist auch dein!“

Ich lächelte. „Laßt das gut sein,“ jagte ich. „Und gesetzt, sie nähme diese Hand — mein Herz ist ohne Liebe

zu ihr — ich möchte sie nicht, wie überhaupt keine. Ich will leben und sterben, wie Ihr!”

„Da erkenn’ ich den Deutschen,“ rief er aus. „Die eine, alte, nie rostende Liebe sitzt fest in der Seele, ist hineingewachsen, und für eine zweite ist nicht Raum da.“

„Nennt’s, wie Ihr wollt! Lacht, wie Ihr wollt! Ich kann nie eine Frau nehmen. Quält mich nicht mehr!“

Er schüttelte den Kopf und ging hinaus; aber er redete nicht mehr davon, und in mir gestaltete sich ein Widerwille gegen jede Verbindung, der, ich darf es ja hier offen sagen, zur fixen Idee wurde. Ich war jetzt über die Jahre hinaus, die noch eine Verbindung möglich machen. So blieb es denn wie es war. Wie herrlich auch manches Mädchen dem Manne erschien, der nahe an den Vierzigen stand, keines glich dem Bilde, das in meiner Seele lebte, und das immer reizender wurde, je länger es meine Seele erfüllte, gerade darum wohl, weil meine Einbildungskraft es auf ihre Weise malte.

Jahre kamen, Jahre gingen. Manchmal fühlte ich ein wahres Heimweh nach dem schönen Moselthale; aber es beschlich mich auch wieder eine gewisse Scheu, endlich den Schleier von den Ereignissen wegzuziehen, die unenträtselt da lagen.

Ich blieb in Holland. Hätte ich denn auch Steenbock verlassen dürfen in seinem hilflosen Zustande? Er wurde immer schwächer, hinfälliger. Das Alter kam mit Macht. Er bedurfte meiner täglich mehr; aber auch täglich wuchs meine Liebe zu dem einfachen, edlen Menschen.

Im zehnten Jahre unserer Heimkehr erkrankte er schwer.

„Sagt mir’s ehrlich,“ sprach er zu dem Doktor,

„muß ich diesmal sterben? Ich glaube es, und bin vorbereitet und gefaßt. Ich bin völlig segelfertig!“

Der Arzt versteckte sich hinter allgemeine, nichts-sagende Redensarten, wie das so Sitte ist.

„Gut,“ sagte er, „ich sehe, woran ich bin. Keine Antwort ist ja auch eine, und Eure leeren Worte sagen mir mehr, als Euer Ja auf meine Frage würde gesagt haben. Geht,“ sagte er, „Mynheer Doktor, und laßt mich allein mit meinem Freunde.“

„Friedel,“ sagte er darauf, und deutete auf jenes Kästchen, das ich im Schiffbruch gerettet hatte, „dort liegt alles, was du wissen mußt, wenn ich werde gestorben sein. Das wird bald geschehen. Ich fühle es, das Lämplein erlischt, weil das Öl fehlt. Ich habe so gesorgt, daß du keine Sorge nötig haben wirst.“

Ich bedeckte seine Hand mit meinen Thränen; aber sie sollten bald noch stärker fließen; denn er wurde stets kränker, und seine Kräfte nahmen sichtbarlich ab.

Acht Tage später hatte ich ihm die Augen zugeedrückt, und mein Herz trauerte um den verlorenen Freund aufrichtig und wahr. Ich stand zum zweiten Male verlassen und allein und dieses Mal in den Jahren, wo das Anschließen an andere ein Ende hat. Ach, ich habe einen tiefen Schmerz in meiner Seele getragen um ihn, den treuen, unerfeylichen Freund, den edlen Menschen. Wochen, Monate lang lebte ich stille und alleine auf dem Gute meinem gerechten Schmerze. Sein Grab war das Ziel meiner Wanderungen. Es war auf dem Friedhose des nahen Dorfes, wie er es befohlen. Meine Thränen haben es reichlich betaut. Kein Denkmal wollte er; aber dennoch mußte ich ein einfaches bloß mit seinem Namen versehenes

Kreuz drauf hinsetzen, um die teure Stelle zu bezeichnen, wo der Edle ruhte, der im Dorfe für alte, arme Leute, für Waisen und Witwen reiche Stiftungen gemacht hatte.

Als ich jenes Kästchen öffnete, wie erstaunte ich! Er hatte mich als seinen Universalerben eingesetzt. Das machte mich starr vor Schrecken und Erstaunen. Das Vermögen war sehr bedeutend, ich hatte es verwaltet und kannte es genugsam.

Auch bei dem Gerichte lag eine beglaubigte Abschrift des Testaments. Herr Kuisbröck kam, kondolierte und gratulierte zugleich. Ich aber fühlte den tiefsten Schmerz; denn ich hatte den Freund verloren, an welchen sich meine Seele seit einem Vierteljahrhundert mit inniger Liebe gehängt hatte. Ich stand, trotz meines Reichthums, verarmt im Leben. Zwar ließ der Banquier bedeutende Worte fallen von Wünschen des Verstorbenen in Bezug auf mein Lebensglück; allein sie gingen spurlos an mir vorüber, und der Mann sah klar ein, ich wollte ihn nicht verstehen.

Obwohl es mitten im Winter war, so zog ich mich doch auf das Landgut zurück, wo ich die theuern Reste des edelsten Menschen zu ihrer Ruhe in heimischer Erde bestattet hatte, und lebte seinem Andenken in strenger Abgeschlossenheit. Als aber der Frühling kam, konnte ich die Leere um mich nicht mehr ertragen, ich rüstete mich zu einer Reise in das Moselland. Nachdem ich einmal den Gedanken gefaßt, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich reiste ab, als die ersten Schwalben heimkehrten.

War's doch auch bei mir ähnlich wie bei ihnen — und doch anders. Sie bringen ihre Lieben mit und finden ihre Nestlein; ich kam allein. Was ich liebte, moderte unter dem Rasen — Vater und Mutter. Und Mariane?

War sie nicht auch tot für mich, selbst wenn sie noch lebte? Und der Freund ruhte dort im Niederlande. Es ist wunderbar mit dem Menschenleben! Wie ein Kreis rundet es sich ab und im Alter sehnt sich das Herz dessen, der weit im Leben und in der Welt herumgeworfen wurde, wieder nach dem stillen Ausgangspunkt seines Daseins, dem Anfangspunkte seiner Lebenswanderung, wie das hohe Alter wieder — zur Kindheit wird! —

Ich war reich. Ich besaß mehr, als ich je zu er-
ringen hoffen durfte, und doch war ich arm, und fühlte jetzt tiefer als je, wie wenig Geld und Gut dem Herzen geben können. Die Liebe ist die Sonne des inwendigen Lebens. Fehlt sie, so ist's dunkel, kalt, stille, arm — es ist Nacht! Nur noch ein Morgen weckt die heiße Sehnsucht. Es ist der des Erwachens jenseits, wo wir die Lieben, die voran gingen, denen die Liebe uns verband, wieder zu sehen hoffen und glauben. Was sind da äußere Schätze und Güter wert, wo das innere Leben verarmt ist?

Als mein Wagen über die Moselbrücke zu Koblenz rollte, und ich in den Fluß sah, an dem ich eine glückliche Jugend verlebte, traten mir die Thränen in die Augen. Ich sah, mit diesen Thränen im Auge, in seine Flut, und das Herz sprach: Könntest du noch einmal das Verlorene umtauschen! — Du wolltest gerne als Spengler dich durch die Welt drücken und plagen! O wann wirst du zufrieden, Menschenherz? Gewiß erst dann, wenn du nicht mehr schlägst!

Moselaufwärts rollte der Wagen des armen Spenglerknaben, der jetzt so reich und so arm heimkehrte.

Es war gut, daß ich heute noch nicht meinen Ge-

burtsort erreichen konnte; denn ich mußte ruhiger werden, ich mußte mir einen Plan entwerfen.

Nach vielem Erwägen schien es mir das beste, mich nicht als den Friedel zu erkennen zu geben. Ich legte meine schlechtesten Kleider an, und ließ Wagen und Pferde nach Trier vorausgehen.

Mein Diener verstand kein Wort deutsch, kannte meine Beziehungen zu dieser Gegend nicht, und war eine treue Seele. Ich aber wollte ungestört sein, deswegen ging ich zu Fuße.

Überall, wo ich Leute fand, ließ ich mich mit ihnen in Gespräche ein. Sie waren nicht zufrieden mit ihrem Lose. Armut drückte sie hart.

Endlich nahte ich mich der Heimat. Wie pochte das Herz! Wie war es beklommen!

Jetzt stand ich auf der Höhe, wo ich einst Marianen so sehnsüchtig erwartet.

Ihr, die ihr dies leset, wenn ich längst vermodert bin, lächelt nicht über den Mann, der, gereift an Jahren, dennoch sich ganz in die Gefühle seiner Jugend versenkte, der die Reihe von mehr denn fünfundzwanzig Jahren vergaß, welche das Damals vom Jetzt schieden.

In mir spielte ja die Einbildungskraft von jeher eine vorwiegende Rolle. Davon zeugen alle die Ereignisse meiner Jugend. Ich glaubte, ihre Macht sei in späteren Lebensverhältnissen, auf höheren Altersstufen, gebrochen worden; aber ich hatte mich geirrt. Da saß ich auf dem Felsstück, das noch heute, wie damals, von Moos und Flechten bedeckt, zum Sitz müder Wanderer diente, und stützte das Haupt in die Hand, jene Scene mir zurückrufend. Ich sah sie heranziehen, die seltsame Sippschaft. Ich

sah das liebe Mäddchen mit den leuchtenden Augen, mit dem küßlichen Munde — und ich lebte alles wieder frisch durch.

Endlich stand ich auf und ging nach dem Dörfchen hinab. Wie suchte mein Auge das Vaterhaus, den Nußbaum, das moosgrüne Strohdach! Ach, es war alles weg! Der Baum war verschwunden, das Haus verschwunden, sonst aber alles noch beim alten.

„O, warum seid ihr vertilgt, ihr heiligen Stätten der Kindheit?“ — rief ich aus. „Mit freigebiger Hand gäbe ich Gold, sie mir zu erwerben!“ Es stand ein neues Haus da, ein Wirtshaus. Es sah reinlich aus, und da es zu regnen begann, trat ich hinein, um wenigstens auf der Stätte zu verweilen, die als Grab seliger Tage mir heilig war.

Eine Frau, welche gut ihre dreißig zählte, aber noch immer schön war, trat mir freundlich entgegen, sie hatte zwei liebe Kinder an der Hand. Ich bestellte mir ein Abendbrot. Während die Frau das besorgte, kam der Mann und setzte sich plaudernd zu mir.

Vom Wetter hoben wir an, und bald kamen wir zu früheren Zeiten.

„Ich bin vor etwa fünf und zwanzig Jahren einmal hier bei dem Pfarrer gewesen,“ sagte ich. „Er ist wohl lange tot?“

„Das Herrchen?“ sagte er — „ach ja; den rührte der Schlag in seinem Sorgenstuhl. Dann habt Ihr wohl auch die alte Sophie gekannt?“

„Gewiß,“ sagte ich; „ich war längere Zeit im Hause.“

„So?“ sagte er, und bejah mich mit scharfen Blicken; aber ihr Zurückkehren zu gleichgültigem Ausdrucke sagte mir, daß ich ihm fremd sei. „Freilich,“ fuhr er fort, „müßt Ihr die dann auch gekannt haben. Ja, die ist auch

tot. Sie beerbte das alte Herrchen, und lebte vergnügt bis an ihr Ende. Nur eins machte ihr Kummer.“

„Was denn?“ fragte ich.

„Sie hatten einmal ein armes Kind, den Friedel, zu sich genommen. Der Bube hatte es gut, wie man sagt, das heißt, er hatte zu essen und gute Kleidung, und die alte Sophie hatte ihn lieb. Da lief er plötzlich fort, und man hörte und sah nichts mehr von ihm. Das bekümmerte sie. Sie wollte ihm alles vermachen.“

„Wie kam denn das?“ fragte ich weiter.

„Ja,“ sagte der Mann, „die Leute erzählten allerlei. Der Alte hielt ihn streng und bläute ihn in seinem Jähzorne weidlich durch. Goldene Tage hatte gewiß der arme Bube nicht! Nun sagte man, er habe sich erfäuft. Am Tage vorher sahen ihn die Leute trostlos weinen.“

„Das wird er doch nicht gethan haben?“

„Nein,“ sagte er. „Man fand keine Spur von ihm in der Mosel. Und eine Reihe von Jahren später kam ein Spengler hierher, der sagte —“

„Wie hieß der denn?“ fragte ich mit angehaltenem Atem.

„Spengleranton,“ sagte der Wirt; „der sagte, er sei mit dem Friedel in einer Spenglerwerkstätte in Saarlouis gewesen und habe sich mit ihm als Soldat anwerben lassen, er aber, der Spengleranton, sei durchgegangen und glücklich entronnen. Sie beide habe ein böser Gesell verführt. Der Anton hatte eine Tochter des Spenglersteffen zur Frau.“

Mein Herz pochte fast hörbar bei dieser Erzählung. Ich mußte hinausgehen, um mich zu sammeln.

„Wißt Ihr nicht,“ fragte ich nachher, „wie die Frau hieß?“

„Nein,“ sagte nach einigem Besinnen der Wirt. „Ich habe den Namen nie gehört. Ich will ihn aber fragen, wenn er wieder kommt.“

„Also er lebt noch?“

„Freilich,“ sagte der Wirt.

„Den Friedel kannte ich auch,“ nahm ich wieder das Wort. „Er war im Pfarrhose, als ich auch dort war.“

„So,“ dehnte der Wirt. „Ja, es war ein guter Bub, und hätte können Pastor werden, wenn er nicht durchgegangen wäre. Wer weiß, wie es ihm ging?!“

„Ich hörte damals von der alten Sophie, daß sie ihn von einem argen Säufer befreit hätte, der ihn mißhandelt, er hieß — nun wie hieß er doch?“ —

„Jürgen,“ fiel der Wirt ein; aber es war eine seltsame Befangenheit über ihn gekommen, die mich vermuten ließ, das Gespräch sei ihm nicht angenehm. Ich sagte ihm geradezu meine Vermutung.

„Nun freilich,“ fuhr er fort, „wer sich die Nase abschneidet, verschändet sich sein Angesicht.“

„Wie so?“ fragte ich gespannt.

„Ei,“ sagte der Wirt, „der Jürgen war mein Schwiegervater. Er — dabei sah und horchte er, ob es seine Frau nicht höre — soff sich einst voll an einem Samstag, als er aus dem Walde kam, und brach den Hals bei einem Sturze. Es war kein Unglück für die Haushaltung, sondern ein Glück. Von Stund an hörte das Betteln auf. Die Frau ging in den Tagelohn; die Buben banden Besen und schnitzten Holzgeschirr, wie das arme Leute hier thun, und es ging. Nach einigen Jahren konnte die Witwe ihre Wohnung reparieren lassen. Die Kinder arteten sich gut, waren fleißig und blieben bei der Mutter. Bald

kaufte sie sich ein Ackerchen; dann noch eins, und so fort, bis sie ein Gütchen hatte. Herr, Selbstverdienst ist Meisterstück! Da kommt Lust, Liebe, Eifer und Fleiß allemal hinterdrein. So war's bei Jürgens auch. Die zwei Mädchen hättet Ihr sehen sollen! Seht meine Frau, sie ist jetzt dreißig Jahre alt, aber noch immer die schönste Frau im Dorfe. Sie ist die Annemargrete, die jüngste, die Kathrine starb, und bald darauf die Mutter."

„Und die Buben?“ fragte ich.

„Der eine ist Schmied und wohnt zu Kobern, und es geht ihm herrlich. Der andere wohnt hier im Vaterhause und ist ein behaltener Bauer, der seine drei Fuder Wein macht und sein Brot zieht. Das heißt hier etwas. Mir geht's auch gut. Gott erhalt's!"

„Da sieht man, daß der Mutter Segen den Kindern Häuser baut!“ sagte ich.

„Ach,“ nahm der Wirt wieder das Wort, „solange der Alte lebte, war meine Schwiegermutter auch liebedlich. Sie sah halt, daß doch alles zu Grunde ging. Sobald er tot war, raffte sich die Frau auf, und es ging mit Gottes Hülfe gut.“

Hier war ich also im Hause meiner nächsten Verwandten. Aus dem lieblichen Gesichte der Frau sah mir jetzt wieder das apfelrunde Kinderköpfchen heraus, das ich so oft gegerzt. Ich hatte sie auf meinen Armen getragen in jener kurzen Zeit, die ich im Hause des Unsegens gelebt. Es war in der That nahe daran, daß ich herausgeplagt wäre, aber das durfte ich nicht.

Als die Frau hereintrat, rief ihr der Mann gleich zu, daß ich einst hier gewesen und viele gekannt hätte, auch den Friedel. Mit Erstaunen und Neugierde musterte sie mich.

„Den Friedel?“ sagte sie; „ach, der arme Bub lief einst fort, als — als,“ es traten Thränen in ihre schönen, blauen Augen. Sie weinte und schwieg, während sie den Tisch mit schneeweißen Linnen bedeckte.

„Wann kanntet Ihr denn den Friedel? Wisset Ihr etwas von ihm? Noch dunkel kann ich mir ihn vorstellen. Er trug mich oft und hatte mich lieb. Armer Bub! Wär' er bei uns geblieben, es wär' ihm gut gegangen. Freilich — ich — nehm's ihm nicht übel, daß er damals fortlief!“

„Laß das, Frau,“ sagte der Mann. „Vielleicht erzählt uns der Herr etwas von dem Friedel.“

Jetzt blieb mir nichts anders übrig, und ich erzählte dann, daß ich am Kap der guten Hoffnung den Friedel gefunden, als Bedienten eines Schiffskapitäns, mit dem er später nach Holland gegangen sei, wo er es ungemein gut habe. Als ich hierher gereist sei und gesagt habe, ich müsse Geschäfte halber auch nach Trier, da habe er mir aufgetragen, mich nach seinen Verwandten, besonders nach des Jürgen Kindern zu erkundigen.

„Siehst du's?“ rief die Frau mit freudestrahlendem Gesichte. „O der war immer ein guter Bub, und fortgelaufen wär' er nicht, hätte das Herrchen ihm die Suppe nicht so arg versalzt! Also Ihr kennt ihn! Ach, du lieber Gott, grüßt ihn viel tausendmal von mir, und sagt ihm, es ginge uns allen sehr gut, ich hätte einen braven Mann (gelt Alter!“ rief sie ihm zu, und drückte seine Hand unvermerkt) „und liebe Kinder, und er solle uns besuchen.“

Der Mann lächelte schalkig und sagte: „Wenn Ihr ihn etwa bald seht, so sagt ihm, er solle im Herbst kommen und Gevatter stehen bei uns!“

Die Frau erglühte, warf ihm einen halb bösen, halb lächelnden Blick zu, und eilte unter dem fröhlichen Lachen des Gatten hinaus.

Mir fiel eins wohlthuend auf. Hier war nicht jenes habfüchtige Ausfragen in Hoffnung einer möglichen Erbschaft. Die ungeheuchelte Freude sprach bei der Nachricht aus beider Zügen.

„Ich muß sie nur wieder versöhnen,“ sagte endlich der Mann, und ging hinaus; aber erst als ich gegessen, kam die Frau wieder.

Mir war so wohl bei den Leuten, daß ich all meine Herrlichkeiten in Holland vergaß.

Ein zweites fiel mir auf. Es kamen keine Bauern am Abend. Als ich das berührte, sagte der Wirt: „Das ist hier ganz anders geworden, wie dazumal, als Ihr hier waret. Für die hiesigen Bauern brauchte man kein Wirtshaus, und es ist gut für mich, daß ich ohne sie leben kann.“

Nach Tisch setzte sich die Frau traulich zu uns beiden, und das mich interessierende Gespräch wurde nun fortgesetzt.

„Will denn der Friedel wirklich einmal kommen?“ fragte die freundliche Frau.

„Gewiß!“ sagte ich.

Das machte sie sehr froh.

„Es war mir doch gleich,“ fuhr sie jetzt fort, „als müßtet Ihr uns etwas angehen, Ihr kamet mir so bekannt vor. Ich muß Euch immer drauf ansehen. Und doch seid Ihr fremd. Ich glaube, das thut's, daß Ihr den guten Friedel kennt.“

Während des Gesprächs hörte ich denn, daß mein elterliches Haus, dem Einsturz nahe, hatte abgebrochen

werden müssen. Der junge Mann hatte die Baustelle gekauft und dies Haus gebaut.

Von manchem guten Kameraden meiner Kinderjahre hörte ich die Geschichte. Der Sturm des Lebens hatte wohl auch unter sie hineingepfiffen, und den einen hierhin, den andern dorthin geschleudert. Mancher war verschollen, wie ich selber, mancher ausgeartet, aber andere waren brave Bauern geworden. Der Alte mit der Brille war auch längst gestorben; aber meine Eltern standen noch in gutem Andenken, sowie die Leseabende in ihrem Hause. Mein trauriges Geschick hatte sich zu einer feststehenden Geschichte ausgebildet, und meine hübsche Base versicherte, daß die allgemeinste Teilnahme mir gefolgt sei und nicht wenige Thränen. Das war gewiß Wahrheit. Schon die Treuherzigkeit der Erzählerin bürgte dafür und die ganze Art, wie sie alles vorbrachte. Ach, wie gerne hätte ich gesagt: „Ich bin der Friedel!“

Ich konnte nicht einschlafen, obwohl ich recht müde war. Ich schlief ja auf der Stätte, wo ich am treuen Mutterherzen geruht hatte, wo sie mir gestorben waren, die guten Eltern, wo ich den bittersten Kelch meines Daseins bis auf die Hefen geleert hatte. Meine Thränen flossen reichlich. Aber meine Gedanken gingen allmählich in einen schönen Traum über. Ich war wieder ein Kind. Ich ruhte am treuen Mutterherzen. Der Vater saß fröhlich singend auf seiner Boutique und sah so selig auf die schöne Mutter und mich herab. Ich war unaussprechlich glücklich. Dann kam Mariane, das herzige Kind, und wir spielten wieder so kindlich froh; wir suchten Futter für die Ziege; wir pflückten Erdbeeren wie damals. Und der Traum war so lang, daß er sich durch die ganze

Nacht zog, und als ich aufwachte, war in meiner Brust eine stille Freude, zu der sich freilich die Wehmut gesellte, daß es nur ein Traum gewesen war.

Der Morgen kam mit Klarheit und Pracht. Da wird das Herz auch allemal heiter.

Mein Wirt und Vetter war schon hinaus in die Weinberge; aber meine Base erwartete mich mit dem Frühstück, und die Kinder, zwei niedliche Mädchen, hüpfen fröhlich umher.

Es war ein liebliches Bild, an dem sich meine Seele erfreute. Sie behandelte mich nicht wie einen Gast, sondern wie einen lieben Bekannten.

„Ihr geht doch heute noch nicht fort?“ fragte sie freundlich.

Als ich ihr sagte, ich wollte noch einen Tag bleiben, da erheiterte sich ihr Antlitz. „Mein Bruder war heute schon da, der möchte Euch doch auch sprechen. Er kommt heute abend zu uns und noch einige Kameraden des guten Friedel. Überdies kommt mein Mann auch erst spät zurück.“

Diese Nachrichten freuten mich; aber mir wurde bange, daß mich einer erkenne. Doch ich wagte es fecklich.

Nach dem Frühstück ging ich hinaus ins Freie. Da waren ja so viele Plätze, welche die Erinnerung heiligte! Mein erster Gang war auf den Gottesacker. Ich nahm einen weiten Umweg, und wählte die Morgenstunden, weil ich dann am sichersten war, nicht gesehen zu werden, da jedermann im Felde war. Ich kannte die heilige Stätte. Dort an der Linde ruhten sie beieinander, Vater und Mutter.

Ach, die Hügel waren eingesunken, aber duftige Veilchen blühten da, wo ihre Herzen ruhten. Gewiß, sie sahen jetzt liebend und segnend herab auf den Sohn, der ihnen das Opfer der Liebe brachte. Ich konnte fast nicht weg von der Stelle, und die Veilchen, die ich pflückte, waren ein Heiligtum und sind es mir bis heute.

Von hier ging ich an eine andere theuere Stätte — dorthin, wo ich mit Marianen im Glanze der Sommerabendsonne saß, als sie mir gelobte, meine Mariane zu sein, aber nichts von dem Nonnenerwerden wissen wollte und nichts von dem Siegwartschen Sterben auf ihrem Grabe. —

Die Mittagsglocke weckte mich aus meinen Träumen.

Wunderbar war es, daß ich mir Marianen nur als eine blühende Jungfrau denken konnte, wie ich sie verließ, daß mir in Bezug auf sie die Zeit, die verflossen war, gar nicht vorhanden gewesen zu sein schien.

„Habt Ihr Euch recht umgesehen hier?“ fragte die Frau, als ich heimkehrte. „Es ist halt nicht viel Schönes da. Ihr waret ja auch auf dem Kirchhofe?“ Sie sah mich forschend an.

„Ja,“ sagte ich mit scheinbarer Gleichgültigkeit, „ich ließ mir die Gräber der Eltern meines Freundes Friedel zeigen und habe da diese Veilchen gepflückt, die ich ihm mitbringen will.“

„Ach, das wird ihn freuen,“ sagte sie mit feuchtem Blick, und der vielleicht aufgekeimte Verdacht schwand schnell wieder.

Nach Tische setzte ich meine Wanderungen fort durch das Dorf und jenseits der Mosel auf dem Berge, wo ich das herrlich daliegende Dörfchen mir ansah.

Mir war es zu Mute, als müßte ich hier bleiben,

mir hier eine Wohnung bauen, um neben meinen Eltern einst zu ruhen, daß sich mein Staub mit dem ihrigen mische. Dieser Gedanke beschäftigte mich vielfach und ich gestehe, daß darin etwas Beglückendes für mich lag.

Als ich mit dem sinkenden Abend heimkehrte, saßen der Wirtin Bruder (er hieß Paul und war einst ein sehr rauhborstiger Geselle, der wild tobte, als mich die Mutter vom Betteln freisprach) und die andern Genossen meiner Knabenspiele da und erwarteten mich. Keiner erkannte mich. Das war übrigens begreiflich. Die Glutsonne Afrikas hatte mich auffallend gebräunt und mein Haar war, seit ich wieder in Europa, sehr dünne, die Stirne ungemein hoch geworden. Da gab es denn ein recht lebhaftes Gespräch. Jeder wußte eine Erinnerung, bei welcher mir das Herz pochte, und ich Mühe hatte, mich zurückzuhalten. Dennoch gelang es mir. Ich mußte auch viel erzählen von Friedel und meinen eigenen Reisen. Mich mit tausend Grüßen beauftragend, schieden die einfachen, gutmütigen Menschen, und ich suchte die Ruhe, hoffend, daß wieder ein so schöner Traum mich erfreue, wie in der letzten Nacht. Aber das geschah nicht, vielmehr gaukelte mir meine Seele andere Bilder vor. Ich fand Marianen wieder, wie ich sie zuletzt in Nancy gesehen, als wir auszogen nach Flandern. Sie hatte mir ihre Treue bewahrt, und, ausgeföhnt mit allen Wirren des Lebens, ruhte sie an meiner Brust. Hatte jener erste Traum mir Frieden gegeben, so scheuchte ihn dieser wieder aus der bewegten Brust hinweg.

Ich mußte scheiden. Es trieb mich weiter.

Wie erstaunte ich, daß, als ich nach meiner Zecher fragte, das freundliche Weib mir lächelnd sagte, es sei

ihr eine Freude gewesen, mich beherbergen zu können, da ich ihr Kunde vom Friedel gebracht.

Als ich in sie drang, sagte sie: „Was sollte Friedel denken, wenn er so etwas von seinen Gefreunden hörte? Nein, mutet mir das nicht zu, und kommt ja wieder!“

Ich konnte nur in der Kinder Hand eine reichliche Vergütung legen, und auch das litt sie erst, als ich ihr sagte, ich würde nur wiederkommen unter dieser Bedingung.

Ein herzlicher Händedruck und der ebenso herzliche Wunsch einer glücklichen Reise und baldiger Wiederkehr begleitete mich.

So ging ich denn nun den Weg, den ich einst geflohen war. Mit welchen verschiedenen Gefühlen machte ich ihn jetzt, mehr als ein Viertel-Jahrhundert später! Wie war jetzt alles so anders! Damals lag die Furcht hinter mir und die Hoffnung vor mir. Jetzt war es umgekehrt. Alle Hoffnungen meines Lebens lagen im Meere der Vergangenheit, und vor mir lag eine bange Ahnung, für die ich keinen Namen hatte.

Mein nächstes Reiseziel war das Dörfchen, wo ich als Hirtenjunge gelebt.

Es war dunkle Nacht, als ich es erreichte. Als ich Licht in dem Hirtenhause sah, pochte es wieder heftig in meiner Brust. Ich vergaß wieder den langen Zwischenzeitraum. Ich meinte, sie wieder da sitzen zu sehen, die treue Pflegemutter, wie damals, als ich mit Marianen ihr meine Geschenke brachte und sie zu dem Mädchen sagte: „Hab' ihn ja recht lieb!“ —

Ich trat bebend ans Fenster; aber wildfremde Gesichter sah mein Auge; junge Hirtenleute, die wohl möchten

den guten Menschen gefolgt sein, welche mir einst hier so wohlwollend begegnet waren.

Mit schmerzlichem Gefühle im Herzen ging ich weg, um mir eine Schlafstätte zu suchen. Ich ging auf das Haus des wohlhabenden Bauern zu, der einst des Spenglersteffen Gastfreund gewesen war; denn im Dorfe war kein Wirtshaus, wo man hätte herbergen können. So war es wenigstens damals, als ich hier noch ein armes Hirtenknäblein gewesen; allein wenige Häuser weiter sah ich ein Schild und sah, daß es hier anders geworden. Wirklich fand ich ein ganz leidliches Dorfwirtshaus und Abendgäste genug beim Schnaps. Ich mischte mich nicht in die Gespräche der Bauern, die sich um die Weinpreise des letzten Jahresgewächses drehten. Manche hielten mich für einen Weinhändler. Ich ließ sie dabei. Sie bestrebten sich, schlau meine Absichten auszufundschaffen, und unter anderem auch, woher ich sei. Aus der Bemerkung, daß ich von Koblenz herkomme, schloß man, ich sei dorthier.

Nun erinnerte ich mich, daß einst mein Pflegevater Kaspar als sogenannter Weinmakler einen Weinhändler aus Koblenz begleitet hatte, und knüpfte daran meine Nachforschungen an.

„Ein alter Freund aus Koblenz,“ sagte ich zu einem alten Bauern, „hat mir, der ich wohl vielleicht Lust trüge, einige Weinproben zu nehmen, einen braven Makler empfohlen. Er soll Hirte hier sein und Kaspar heißen.“

„Lieber Gott,“ lachte der Bauer, „Euer Freund muß ein langes Gedächtnis haben; denn der Kaspar ist wenigstens schon fünfzehn Jahre tot.“

Das Wort fiel mir schwer aufs Herz. Lieber Gott,

dachte ich, was wird denn aus der guten Mutter geworden sein?

„Wo ist denn seine Frau hingekommen?“ fragte ich.

„Seine Frau? Nun,“ fuhr der Bauer fort, „die mußte aus dem Hirtenhause. Sie wohnte noch einige Jahre hier, ernährte sich kümmerlich und zog dann nach — er nannte das Dorf auf der Höhe, wo ich damals zum Spenglersteffen gekommen war — wo sie noch lebt, sich vom Spinnen ernährt, aber schwerlich viel wird zu beißen haben.“ Der Mensch begleitete diese Nachricht mit einer Lache, deren unergründliche Roheit mir wie ein Dolch in die Brust drang.

Hätte ich noch weggekonnt, ich würde auf der Stelle aufgebrochen sein; aber es war sehr dunkel, und die Gefahr des Fußpfades, den man gehen mußte, war mir genugsam bekannt, um dem Gedanken nicht länger Raum zu geben.

Die schmerzlichen Gefühle, die mein Herz durchzuckten, stimmten nicht zu den rohen Scherzen, die hier das Ohr beleidigten. Außerdem war ich unbeschreiblich müde und legte mich zur Ruhe, wo denn bald der Schlaf sich mit bleierner Schwere auf mich senkte.

Schon der aufblitzende Strahl der Sonne, der zuerst über die Berge leuchtete, weckte mich. Hier brannte es mich an die Sohlen. Ich mußte zu der guten Seele. Jede Minute, die sie länger darbt, lastete auf meinem Herzen. Jetzt war ein Augenblick gekommen, wo ich den Reichtum segnete, den Steenbocks Liebe mir gegeben. Jetzt dankte ich ihm aus treuem Herzen doppelt für sein Vermächtnis, dankte Gott, daß es mir also möglich wurde, Liebe zu vergelten mit Liebe. Ich brach sogleich

auf, als ich mein einfaches Frühstück genossen, und schritt den Weg am Berge hinauf.

Als ich an die Stelle kam, wo ich jenen Seelenkampf zwischen Scheiden und Bleiben, zwischen Liebe und Dankbarkeit gekämpft, wo dann das Engelsbild Marianens mir erschienen war, und sie ihre Arme um mich geschlungen, und das selige Gefühl des Geliebtseins vom heißgeliebten Wesen mich durchdrang, mußte ich mich niedersetzen und jene seligen Stunden mir zurückrufen. —

Ach, ich hätte den ganzen Tag hier sitzen können, wenn nicht die mahnende Stimme der Pflicht in mir laut geworden wäre.

Ich riß mich endlich los, und schritt weiter. Am Herde vorbei führte mein Weg. Er war verschwunden, das heißt nicht absichtlich vertilgt, sondern vernachlässigt und eingesunken, wie der Grabeshügel dessen, der hier gelauert auf den Zugvogel.

Auch hier bestürmten Erinnerungen meine Seele, Erinnerungen, so süßer und wehmütiger Natur, daß ich nur langsam meinem Ziele zuschritt.

Mein Weg führte mich zunächst zum Pfarrer. Dort, wo der Arme seinen Tröster finden muß, konnte ich hoffen, sichere Kunde zu erhalten.

Ein freundlicher Mann, in dessen Gesichte eine stille Trauer lag, kam mir in freundlicher Weise entgegen.

Ohne Umschweife ging ich auf mein Ziel los.

„Sie ist sehr arm,“ sagte er, „die gute Frau. Hochbetagt, vermag sie, so fein auch der Faden ist, den ihre Hand spinnt, doch nicht ihren Unterhalt zu verdienen. Sie wird von braven Leuten unterstützt; allein das reicht nicht aus, sie vor Mangel zu schützen.“

„Ich nehme innigen Anteil an ihr,“ sagte ich; „ich verdanke ihr unendlich viel. Gott hat mich gesegnet mit Gütern, ich bin weit hergekommen, zu vergelten. Gottlob, daß es mir noch möglich ist. Helfen Sie raten, wie und in welcher Weise dies geschehen kann.“

Der würdige Mann drückte meine Hand. „Ach,“ sagte er, „der Herr verläßt die Seinen nicht. Gott segne es Ihnen und vergelte es!“

„Lassen Sie uns denn beraten.“

Nachdem wir alles erwogen, legte ich ein Kapital in seine Hand nieder, welches ausreichte, die letzten Tage der alten Frau freundlich zu gestalten. Eine gesunde Wohnung sollte gemietet, ein gutes Kosthaus gesucht, ein gutes Bett angekauft werden. Der gute Pfarrer versprach sogleich Hand ans Werk zu legen und ich begab mich nun tiefbewegt zu der treuen Wohlthäterin meiner Jugend.

In einem kleinen Kämmerlein, so reinlich, daß man kein Stäubchen wahrnehmen konnte, saß sie und spann. Sie erschrak, als sie den fremden Mann eintreten sah, stand mühsam vom Rade auf und bot mir den Stuhl, auf dem sie gesessen, weil kein zweiter da war.

Ich bat sie mit zitternder Stimme, sitzen zu bleiben. Sie sah mich mit stets wachsendem Erstaunen an.

„Was bewegt Euch so, Herr,“ fragte sie, „was führt Euch zu einer armen, alten Frau, die niemanden mehr in der Welt hat?“

„Wißt Ihr das so gewiß?“ fragte ich.

„Großer Gott!“ rief sie aus, „nur noch einer könnte Teil an mir nehmen — aber — der ist wohl tot!“

„Er lebt!“ sagte ich tief erschüttert.

„Friedel!“ rief sie. „Ach, wo ist er?“

„Er steht vor Euch, Mutter!“ rief ich aus; aber die Stimme versagte.

Sie sank in den Stuhl zurück und ich kniete vor ihr.

„Herr,“ betete sie, „nun laß mich sterben!“

„Nein, das sollt Ihr nicht, gute Mutter!“ sprach ich weinend. „Ich komme, Eure alten Tage zu verschönern. Die Not ist vorüber. Gott hat mich gesegnet, daß ich Euch vergelten kann!“

Sie weinte laut. „Ach Gott, Friedel, hast du denn an mich gedacht?“ fragte sie, erschrak aber gleich und sagte: „Du bist ein reicher Herr geworden, da darf ich dich nicht mehr duzen.“

„Mutter, Mutter,“ rief ich, „thut mir nicht am Herzen wehe! Habt Ihr mich nicht aufgenommen, als ich fast vor Hunger starb? Wart Ihr mir nicht eine treue Mutter, als ich verlassen umherirrte? Und ich sollte Eurer vergessen? Nein; es ist für Euch einstweilen gesorgt, bis ich selber komme und Euch zu mir nehme.“

Sie konnte das alles nicht begreifen, bis der Pfarrer kam und alles bestätigte, auch ihr sagte, daß ein nettes Stübchen für sie gemietet sei.

Im Dorfe machte nun der Überzug der Alten ein großes Aufsehen; besonders als ich sie selbst in die neue Wohnung führte.

Hier angelangt, nahm sie meinen Kopf zwischen ihre Hände und betrachtete mich mit unsäglicher Liebe.

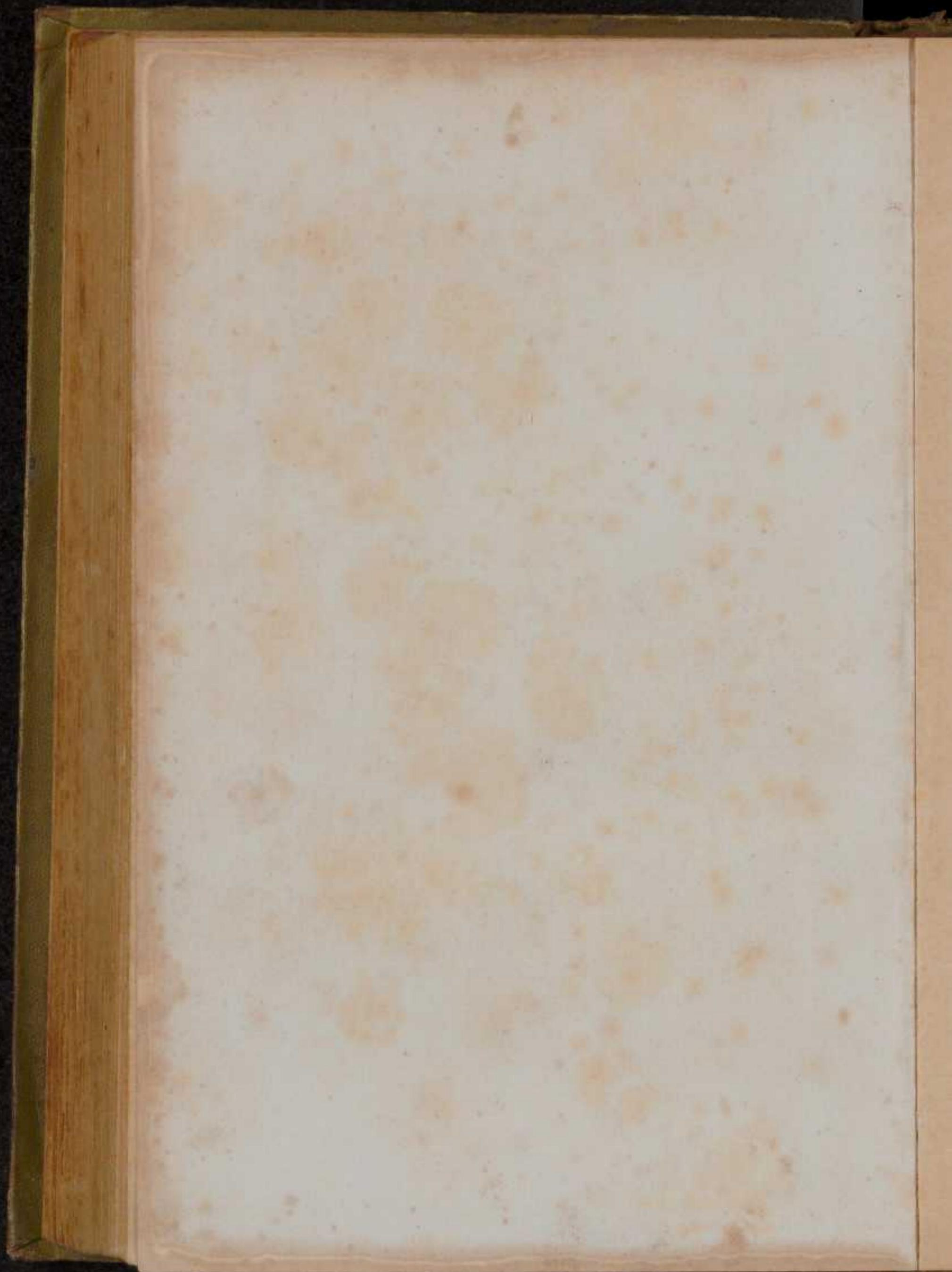
„Kind,“ sagte sie, „du bist braun geworden in dem fremden Lande. Ich hätte dich nicht wieder erkannt.“

Aber wer konnte ihre Freude schildern, als ich sie nun von der Wahrheit alles dessen überzeugte, was ich ihr gesagt hatte. Ich fürchtete Nachteil für ihre Gesund-



„Der liebe Gott hat mich gesegnet,
daß ich Euch vergelten kann!“

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg.



heit von dieser Erschütterung. Sie lächelte. „Ach,“ sagte sie, „mich hat der Schmerz nicht getötet. Die Freude wird es gewiß nicht thun. Hätte das doch Kaspar erlebt!“

Nun erzählte sie mir von seiner Krankheit und seinem Ende; dann von der Noth, in die sie geraten, und wie die rohen Bauern sich ihrer nicht im mindesten angenommen. Eins nach dem andern habe sie verkaufen müssen.

„Aber,“ fuhr sie fort, „ich habe lieber gedarbt, als daß ich dein silbernes Halskettchen und die Löffel verkauft hätte.“ Sie stand auf und holte beides, und eine milde Freude belebte das kummerdurchfurchte Antlitz, als sie die Gaben meiner Liebe vor mich hinlegte.

Sie ahnte nicht, wie mein Herz bewegt war bei diesem Anblicke, wie derselbe alle die damit in Verbindung stehenden Ereignisse mir zurückführte.

Ich wohnte bei ihr. Ich ließ mir aus dem Wirtshause Essen und Wein bringen. Der regte sie auf. Die schwachen Lebensgeister hoben sich wieder, und die Vergangenheit trat lebendiger vor ihr inneres Auge. —

„Hast du denn die Mariane geheiratet?“ fragte sie mich.

Der Stich ging mir tief in die Seele. Ich schüttelte den Kopf.

„Ei, so erzähle mir doch, mein Sohn, wie es dir ging. Du hast recht, jetzt entsinne ich mich ja wieder ganz klar aller einzelnen Umstände. Ach, von der Mariane kann ich dir viel erzählen.“

„Ich habe mich immer bei dem Spengleranton nach ihr erkundigt, der hat ihre Schwester zur Frau. Siehst du, meine Gedanken sind schwach; aber jetzt bin ich klar.“

Mir pochte das Herz, als wolle es die Brust zersprengen. Ich bat sie, mir zu erzählen.

„Nun,“ sagte sie, „es wird dir wehe thun, aber du mußt es ja doch einmal wissen.“

„Es war ein Glück, daß du damals durchgingst, lieber Sohn,“ hob sie an, „als du den Peter triffst; denn der Schultheiß war wütend, und hätte dich in das Gefängnis nach Trier gebracht. Der Spenglersteffen sagte mir es selbst, als er her kam; aber er beklagte es, daß seine hochfahrende Frau dich fortgetrieben habe, und ihn selbst so in Zorn gebracht, daß er die Hand dazu geboten hätte; denn von dazumal an sei aller Segen von ihnen gewichen. Hausstreit zwischen ihm und seiner Frau über dich sei der Anfang gewesen, und habe alles Glück im Hause ruiniert. Darauf ist denn dein Pate gestorben und drei andere Kinder. Die Mariane wurde von dem Peter nur gehänfelt. Sie selbst mochte ihn auch nicht. Anfänglich hatte sie viel geweint; als sie aber auf die Glashütte kam, wurde sie eine hochmüthige Mamsell, ging gepuzt wie ein Pfau, und mochte nichts mehr von ihren Leuten wissen.“

„Sie hat sich ihrer geschämt, Friedel, das garstige Ding! Was sie verdient, hat sie an den Flitterstaat gewendet, aber ihren Eltern nichts gegeben. Die Buben, die früher fleißig waren, wurden faul, Spieler und Trinker. Zweie gingen unter die Soldaten nach Frankreich und der dritte ging in die Welt, ohne daß man weiß, wohin er gekommen ist. Da ging's denn den Alten wieder so schlimm, wie irgend jemals. Nur die Margaret, des Antons Frau, blieb ihren Eltern treu. Die Mutter wurde tiefsinnig und starb elend. Ach, es war gut für sie, daß sie starb, denn wäre sie leben geblieben, so hätte sie noch die Schande erlebt.“

Mit gefalteten Händen und bebendem Herzen hörte

ich diese Hiobspost an; aber mein beklommenes Herz sagte mir's, es gab noch Schlimmeres zu hören.

„Ja, wer hätte das von dem schönen, lieben Mädchen sich vorstellen können,“ fuhr sie fort.

„Du weißt, sie kam als Kindermädchen auf die Glashütte und ging mit nach Frankreich.“ —

„Ach,“ rief ich aus, „so war sie es doch, die ich in Nancy sah?“ —

„Ich glaube, so hieß die Stadt,“ fuhr die Alte fort, „die mir der Anton nannte; denn er hatte die Margaret geheiratet, als der alte Steffen noch lebte; aber in selbigem Winter noch starb dieser auch. Nun, die Mariane erzählte, sie habe dich als Soldat gesehen und sie hätten dich mit fortgeschleppt. Das leichtsinnige Ding war jedoch schnell getrübt. In der Glashütte, wohin sie im Sommer immer kam, war ein gar schlechtes Leben. Geld genug, Friedel, Geld genug, und gut Leben, das macht die Menschen üppig. So ist es auch dem Marianchen gegangen, das so eitel war auf sein schönes Gesicht. Hochmut kommt immer vor dem Fall. Daß ich es denn kurz mache, sie vergaß sich — und wurde mit Schande von ihrer Frau fortgejagt. Da kam sie denn zu dem armen, ehrlichen Anton, weil sie nicht wußte, wohin. Du kannst dir denken, wie die Leute im Dorfe ihr das Unglück gönnten; aber sie war schon so weit, daß sie sich nicht viel mehr schämte. — Es war ein Glück, daß ihr armes Würmchen starb. Kaum war es tot, so verdingte sie sich nach Saarlouis, hing sich dann dort an einen Werb-korporal und zog mit dem als Markedenterin in den Krieg oder wohin sonst. Der Spengleranton hat mir diesen Sommer erzählt, sie sei im Lazarette gestorben.“

„Du weinst, Friedel,“ sprach sie mitleidig, nachdem sie diese Erzählung beendet. „Armer Friedel, weine nicht. Sie verdiente es nicht, daß du Thränen um sie vergießest!“

Aber sie rannen, rannen stromweise.

„Laß mich, Mutter,“ jagte ich, „ich muß weinen, daß das Herz erleichtert wird.“ Als ich ruhiger wurde, ging ich hinaus ins Freie. Ich will schweigen über das, was in mir vorging.

Noch einige Tage blieb ich bei der guten Mutter; dann ging ich nach Trier, und trat eiligst meine Rückreise nach Holland an.

Dort hab' ich ein Jahr verlebt, so traurig, so düster, so verarmt, daß ich des Mitleids würdiger war, als irgend jemand.

Wer Teilnahme sucht, gehe nicht nach Holland! —

Im Frühlinge schrieb mir der Pfarrer, der für meine gute Pflegemutter sorgte, sie lebe frisch auf in der Hoffnung, daß ich käme und mich an der Mosel niederließe, weil sie hoffe, bei mir zu sterben.

Dies zog wie ein Magnet. Da hatte mein Leben einen heiligen Zweck. Mein Gut verkaufte ich und ging zurück an die Stelle, wo mein Dasein begonnen hatte. Dort sollte es auch enden. Bei meinen Lieben wollte ich gebettet sein, und die gute Pflegemutter sollte bei mir ruhen. Das war das Ziel meiner Wünsche. Gott ließ es mich erreichen, und das Letzte wird er mir ja auch geben, die Ruhestatt bei meinen Geliebten unter der Kirchhoflinde.





Nachtrag des Herausgebers.



In den herrlichen Septembertagen des Jahres 1844 fuhr ich auf dem Dampfboote mit einem Freund die Mosel herauf. Die Fahrt ging langsam, da gar oft das sich stets verlegende Bett des Flusses Hindernisse bereitet. Wir ließen uns aussetzen, um bis Trier die Reise zu Fuß zu machen, die ohnehin damals durch das bunte Gemisch der Wallfahrer zu dem heiligen Rocco einen eigentümlichen Reiz gewann.

Ich darf wohl sagen, daß ich selten eine schönere Herbstreise gemacht, daß aber auch selten ein so durchaus schönes Wetter mich begünstigt hat.

Eines Abends erreichten wir ein ärmliches Dörflein, klein, unscheinbar, in Felsen hinein gebaut; aber so malerisch und reizend gelegen, daß wir beschloßen, dort zu bleiben, ehe wir es noch wirklich betreten hatten.

Gleich am Eingange staunten wir über ein stattliches Gebäude. Es war mit Geschmack gebaut, geräumig und ansprechend, aber fremdartig im Baustile. Es war ein Gasthaus.

„Hier ist gut sein,“ sagte ich zu meinem Freunde. Wir traten ein, und hatten uns nicht getäuscht. Mehrere Tage blieben wir hier und in der reizenden Umgegend,

und das Skizzenbuch meines künstlerischen Freundes gewann herrliche Ansichten und Studien.

Eines Abends schmauchten wir behaglich in der Laube des niedlichen Gärtchens, das sich an das Haus anschloß, unsere Pfeifen bei einem delikaten Glase Bisporter. Da fragte ich den Wirt: „Haben Sie dies Haus gebaut? Der Geschmack ist eigentümlich. Ich habe ähnliche Häuser wohl in Holland, nicht aber in dieser Gegend gesehen.“

„Ich glaube es Ihnen,“ sagte er. „Das Haus hat aber auch einen, ich möchte sagen, holländischen Ursprung.“

„Wie so?“ fragte ich neugierig.

„Ich müßte Ihnen da eine lange Geschichte erzählen,“ sagte er. „Sie würde Sie gewiß ansprechen, aber ehrlich gestanden, ich fürchte ein schlechter Erzähler zu sein. Lieber will ich Ihnen eine Handschrift mitteilen, die wir bewahren, es ist das Leben des Erbauers dieses Hauses. Sie mögen es lesen, und ich will dann das beifügen, was der Handschrift begreiflicherweise fehlt.“

Er ging in das Haus und holte eine Mappe, worin Papiere lagen. Eine etwas steife, aber leserliche Hand hatte sie geschrieben. Es waren die Schriftzüge des vorigen Jahrhunderts und die Buchstaben lateinische. Man sah, es war ein Deutschholländer, der es geschrieben hatte.

Noch diesen Abend begann ich zu lesen. Als die Kerze heruntergebrannt war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde blies, wurde mein Freund wach.

„Na,“ rief er, „das heiß ich denn doch vernarrt sein in die Geschichte! Mach' das Licht aus und lege dich, daß ich doch auch schlafen kann.“

Er brummte, bis ich abließ und mich legte; aber das Lesen hatte mich so angezogen, daß ich mich schon auf den Morgen freute, um wieder lesen zu können.

Als ich erwachte, war es schon spät. Der Freund war längst hinaus in die Berge. Ich aber setzte mich in die Laube, rauchte dort eine Pfeife und las.

Es war Mittag, als ich zu Ende war.

Zum Unglücke war der Wirt in ökonomischen Geschäften abwesend. Er hätte mir sonst erzählen müssen.

Als er kam, versprach er mir, diesen Nachmittag zu erzählen. Umsonst bat mich mein Freund, ihn zu begleiten. Ich wäre um kein Gut mit ihm gegangen.

Nach Tische setzten wir uns in die Laube und der Wirt begann:

„Sie haben nun die Handschrift gelesen, und ich darf voraussetzen, daß der Mann, der es schrieb, Ihnen Teilnahme abgewonnen hat. So hören Sie denn den letzten Verlauf seiner Geschichte. Er kam im Frühlinge des Jahres, in dessen Winter er sein Gut in Holland verkauft hatte, hier an. Mein Vater hatte auf dieser Stelle ein Haus stehen, klein und unansehnlich, wo er eine beschränkte Wirtschaft trieb. Ich war damals etwa sechs Monate alt und der Pate des Mannes. Meinen Eltern hatte er nicht gesagt, daß er selbst der verschollene Friedel sei, aber sie hatten's doch erfahren durch die Geschichte mit der Witwe Kaspar's, die sich als Märe durch das ganze Moselthal verbreitete. Als er nun plötzlich wieder erschien, da fiel ihm meine Mutter um den Hals, und reichte ihm seinen Paten zum Kusse hin, und das war ich.“

„Aber sie bemerkten eine große Veränderung an ihm. Er war stille und traurig mit seltenen Unterbrechungen, aber doch allezeit freundlich und gütig.“ —

„Er rückte nun mit seinem Plane heraus, meinem Vater das Haus abzukaufen und es neu aufzubauen. Mein Vater that's.“

Es wurde niedergerissen und dies Haus aufgeführt und für zwei Familien eingerichtet. Meine Eltern erhielten das untere Geschoß zur Wohnung, weil sie Familie hatten, und wenn Sie, wenn er in das obere Geschoß, in die Zimmer links, nahm?"

„Anton und seine Frau?"

„Nun, das haben Sie geraten. Sie hatten keine Kinder. Und zu sich nahm er die Witwe Kaspar's.

Mein Vater mußte die Wirtschaft aufgeben, woran ihm ohnehin wenig gelegen war, und Anton die Spenglerei. Sie konnten dies auch recht gut; denn Friedel gab ihnen ein ansehnliches Vermögen, wie auch den übrigen Geschwistern meiner Mutter."

„Er pflegte zu sagen: Was sollt ihr euch plagen und harren, bis ich sterbe? Nehmt es jetzt und wendet es gut an. Ich habe genug für mich und die Mutter."

„Sie lebten friedlich und freundlich zusammen, und gönnten das Erbteil gerne dem ehrlichen Anton und seiner gutmütigen Frau."

„Die alte Frau lebte ordentlich wieder auf. Die Liebe soll rührend gewesen sein, mit der sie meinen Vater umfaßte, und ebenso ergreifend die seine zu ihr."

„Jedermann sagte: gebt acht, wenn sie einmal stirbt, dann lebt er auch nicht mehr lange!"

„Darin täuschte man sich aber. Die gute Frau starb, und ihr letztes Wort war ein Segen für ihn."

„Ihr Tod beugte ihn allerdings tief; aber seine Seele war stark, wie sein Körper kräftig. Er ließ sie neben seinen Eltern einsetzen, und setzte ihnen dann ein herrliches Denkmal, das Sie heute noch sehen können."

„Im Kreise der beiden Familien lebte er nun stille seine Tage hin. Hier in diesem Gärtchen pflanzte er

seine Blumen, und den Armen that er wohl, wo er nur konnte, und das reichlich, besonders Alten. Ich erinnere mich noch recht lebhaft seiner ehrwürdigen Erscheinung.“

„Anton und Margarete gingen ihm im Tode voraus. Er wurde siebenzig Jahre alt, und sein Ende war sanft.“

„Auffallend war es, daß er den Namen Mariane nie mehr nannte, und auch nicht wollte, daß er von meinen Eltern genannt wurde.“

„Zwei Lieblingsplätzchen hatte er. Das eine war dort auf der Höhe, wo man weit die Mosel hinab sieht, und wo ein Felsstück, wie ein Sitz, am Wege vorsteht. Sie wissen schon warum. Dort hatte er Marianen erwartet. Und das andere lag vor dem Orte in dem Haselgebüsch. Auch diese Stelle ist in der Handschrift bezeichnet. Dort hatte er mit seiner Mariane den Bund für das Leben geschlossen, der so traurig zerrissen wurde. Dort war er oft und niemand störte ihn da. Wir wußten nicht, warum, bis wir nach seinem Tode die Handschrift fanden, an der ich ihn oft, als ich noch Kind war, habe schreiben sehen.“

„Einer Freude muß ich noch gedenken, die ihm zu teil wurde. Er war einst nach Trarbach gefahren und fand dort unerwartet seinen lieben Feldprediger Götz, der bei Kreuznach als Superintendent der hintern Grafschaft Sponheim, und zwar als Pfarrer in dem armen Dorfe Winterburg lebte, wo er auch begraben ist. Mein Vater, welcher bei diesem Wiedersehen zugegen war, schilderte es uns oft, und allemal traten uns die Thränen in die Augen. Beide hatten sich liebgehabt und Götz war ein berühmter Dichter geworden, dessen Gedichte 1785 in Mannheim gedruckt worden sind. Ich kann sie Ihnen zu lesen geben, denn ich habe sie mir gekauft.“

„Lebhaft erkundigte er sich nach seinem Freunde, dem Korporal Lüttger und seinem Obristen.“

„Göz sagte ihm, Lüttger sei nach dem Frieden in Nancy gestorben, der Obrist aber General geworden.“

„Sein Tod brachte eine allgemeine Trauer, denn jedermann liebte und ehrte ihn und so viele hatten Wohlthaten von ihm empfangen.“

„Meine Eltern wurden Erben seines ansehnlichen Vermögens. Schade, habe ich oft gesagt, daß ein so reiches und tiefes Gemüt nicht glücklicher war.“ So schloß der Wirt seine Erzählung.

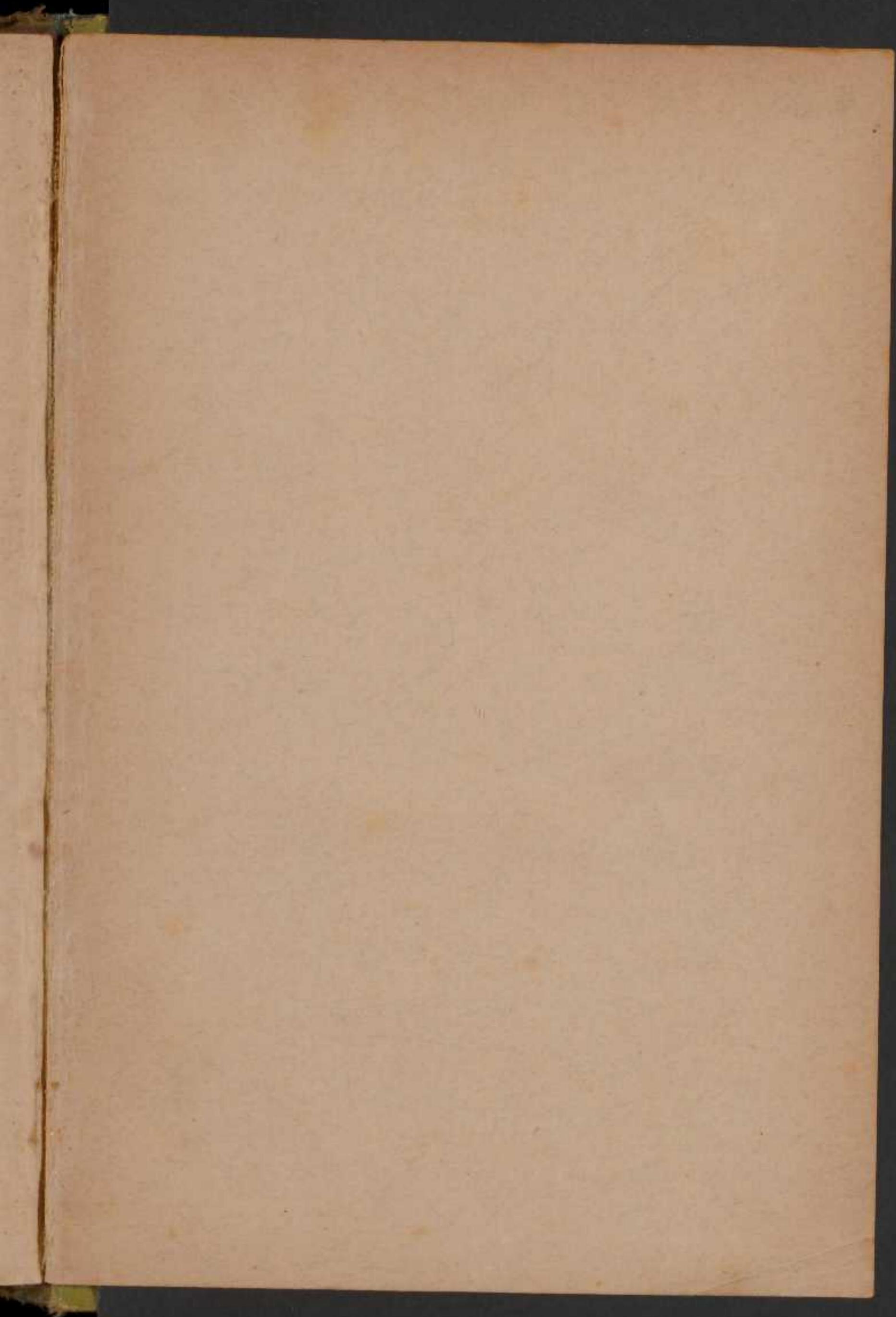
„Wie wunderbar sind die Geschicke des Lebens,“ sagte ich. „Hätte die Thorheit der Mutter nicht die Herzen auseinander gerissen, vielleicht wäre Mariane ein treffliches Weib, eine gute Mutter, und eine den Gatten beglückende Gattin geworden.“

„Vielleicht!“ sagte der Wirt. „Vielleicht auch, daß gerade durch diese Fügung Gott ihn vor dem schwersten aller Geschicke bewahren wollte! — Ich meine immer, so wie es ist, solle es sein, und so sei es am besten, denn Gott macht alles wohl!“

Er ging in das Haus. Ich dachte dem Worte nach, und ich fühlte tief, wie wahr der Mann gesprochen.

Am andern Tage bat ich ihn, das Manuskript veröffentlichen zu dürfen. Er hatte nichts dagegen, und ich habe es hier schmucklos wiedergegeben.







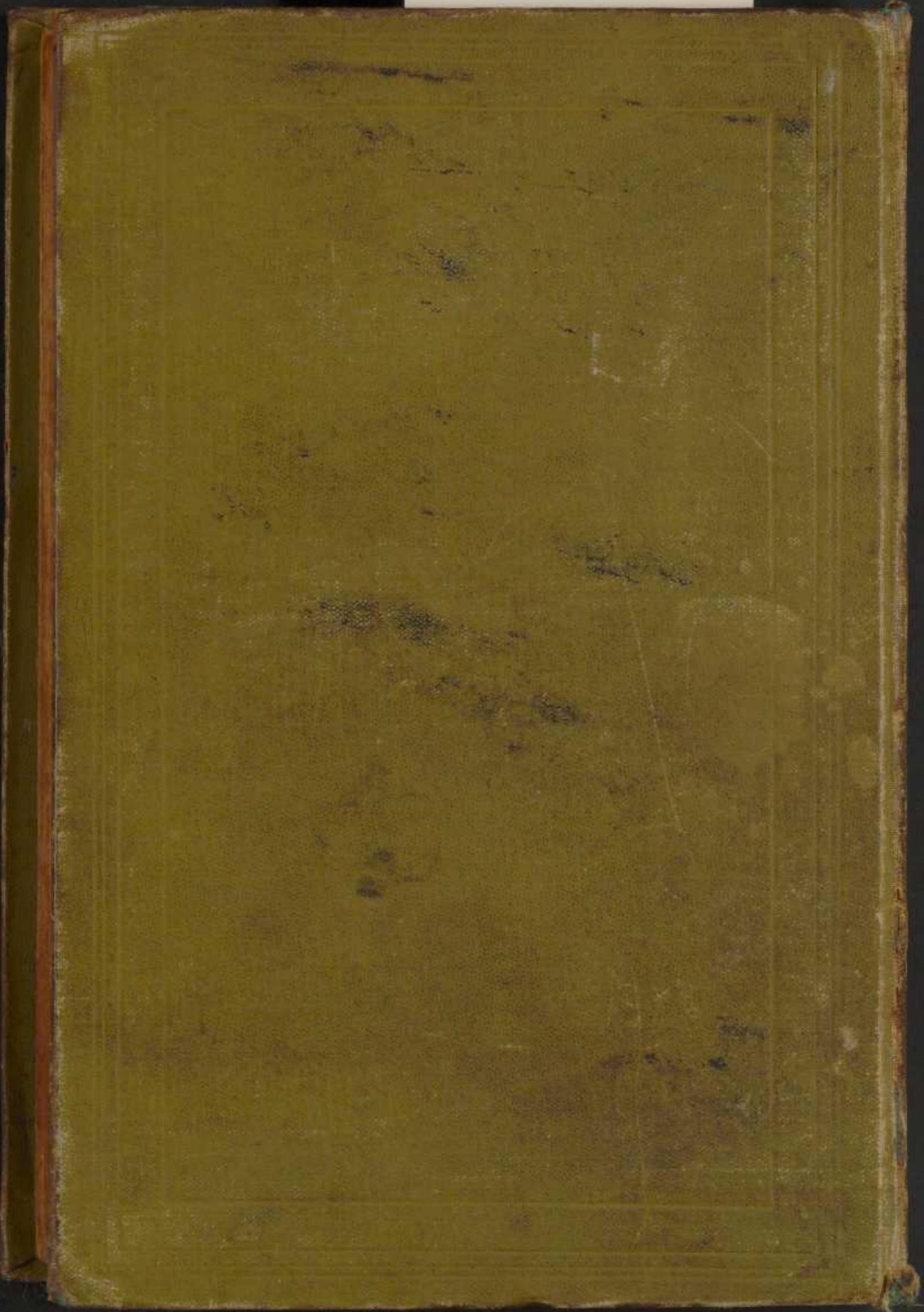
H/M 98 250

Internationale Jugendbibliothek



047002344300

[Blank white label]



Zur feierl. Erinnerung, Briefe
von
Prof. Dr. Friedel

Friedel.

Eine Geschichte aus dem Volksleben

von

W. D. von Horn.
(W. Dertel.)

Sechste neu durchgesehene Auflage.

Mit fünf Stahlstichen.

Altenburg,
Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung.
1889.

